Reiseskizzen

aus

Spanien.

Schilderungen und Eindrücke

von

Land und Leuten.

Von

Franz Lorinser.

Dritter Theil.

Regensburg, 1858.

Verlag von G. Joseph Manz.

Neue

Reiseskizzen

aus

Spanien.

Von

Franz Lorinser.

Erster Theil.

Regensburg, 1858.

Verlag von G. Joseph Manz.

Ankündigung.

Im Verlage von G. Joseph Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lorinser, Fr., Reiseskizzen aus **Spanien.** Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten. 2 Thle. (VIII. 312 u. 332.) 8. 3 fl. 36 kr. od. 2 Thlr. 6 sgr.

Auszüge aus Rezensionen.

Die Zeiten, wo eine Reise in's Innere von Spanien für ein kühnes Unternehmen galt, liegen hinter uns; Spanien wird jetzt ziemlich von ebenso vielen Touristen besucht, wie dies vor 30 Jahren mit Italien der Fall war. Es folgt hieraus, daß an einen Reisebericht aus Spanien jetzt andere Ansprüche erhoben werden, als zu der Zeit, wo Referent einen Theil dieses Landes besuchte (1823), das damals für eine Art von verlorenem Paradies galt. Der Verfasser der „Reiseskizzen aus Spanien", Lorinser, ist weder Kunstkenner von Fach, noch reist er zu genau bezeichneten, speciellen, wissenschaftlichen oder praktischen Zwecken; er geht vielmehr den Reizen des Landes nach, und soviel wir aus seinem Bericht entnehmen können, sind Eindrücke von Land und Leuten zu suchen und das Alhambra zu sehen die wesentlichen Motive seiner Reise. Er ist katholischer Priester und dies verleiht ihm als Tourist eine ganz eigenthümliche Stellung, indem ihm einestheils viele Seiten des Reiselebens verschlossen bleiben, anderntheils sich ihm solche öffnen, die dem gewöhnlichen Touristen nothwendig fremd und unzugänglich bleiben müssen. Denn während es ihm unanständig wäre, beispielsweise von dem weiblichen Geschlecht in Spanien und seinen Reizen viel zu sagen, oder Schenken und Volkstheater zu besuchen, tritt er als katholischer Priester zu der Geistlichkeit des Landes sofort in ein engeres Verhältniß, hat überall das Recht, in jeder Kirche die Messe zu lesen und hiermit an dem Volksleben als selbstthätiges Mitglied theilzunehmen. Diese Besonderheit seiner Stellung, die er benutzt, giebt denn auch in der That seinem Berichte ein Interesse, das den Mangel an Fachbildung und speziellen Reisezwecken fast aufwiegt und seinem Buche einen von keinem andern Reiseberichte aus Spanien getheilten Werth verleiht.

Nach einer flüchtigen Reise durch Deutschland und Frankreich, die ihm überall wenig Befriedigung gewährt, gelangt er zwischen Perpignan und Figueras an die spanische Gränze. Der grelle Unterschied des nationalen Lebens diesseits und jenseits der Pyrenäen hat ein Recht darauf, jedes jugendliche und poetische Gemüth mit entschiedener Vorgunst für Spanien zu ergreifen; daß er aber auch einen so bedächtigen und im Allgemeinen kalt und ruhig urtheilenden Reisenden, wie der Verfasser ist, lebendig

ergreift, ist nur ein Beweis mehr für seine tiefe Wirkung. An der Bidassoabrücke bei Irun ist der Abfall milder und weniger grell. Die Diligencereise bis Mataro und von hier die Eisenbahnfahrt nach Barcelona geben nur geringe Ausbeute; nur zeigt sich schon hier die große Empfänglichkeit des Verfassers für Naturreiz, seine Kunst, ihn im Leser zu reproduciren, und seine Gleichgültigkeit gegen Reisebeschwerden und Entbehrnisse. In Barcelona macht er Station, schildert uns die bekannten Reize der catalonischen Hauptstadt, die er in der vollen Bewegung des Pronunciamento zu Gunsten Espartero's (Juli 1854) antrifft, malt mit frischem Entzücken und etwas katholischer Vorliebe seinen Ausflug in den Montserrat und den Besuch seiner nun verwaisten Klöster und begibt sich dann auf dem Seewege nach Valencia. Von hier ab wächst unser Interesse an seinem Reisebericht. Die ernsten und wohlerwogenen Urtheile über die Art und den Geist des Volks, für das er Franzosen und Italienern gegenüber eine entschiedene Vorliebe bekennt und begründet, sein offenes Auge für Naturschönheit, und die Kunst, mit der er uns an seinen Genüssen aus diesem Quell überall theilnehmen läßt, sein Entschluß, einsam und im vollsten Vertrauen auf den ehrenhaften Sinn der Masse eine kühne zehntägige Tartanenfahrt durch die berufensten Landschaften nach Granada zu unternehmen: alles Dies gewinnt ihm unsere regste Theilnahme; denn wir dürfen von ihm allerdings ganz andere Erfahrungen, andere Belehrungen erwarten, als von den gewöhnlichen Dampfschiff- und Diligencetouristen der Jetztzeit. Es ist bekannt, daß selbst die unterste Volksschicht in Spanien sich durch einen gewissen Adel der äußern Haltung und der innern Denkart vor der französischen Windbeutelei und der italienischen Gewinnsucht vortheilhaft auszeichnet und daß ihr Höflichkeit, Ernst und eine gewisse noble Zurückhaltung eigen ist, die zu der slawischen Kriecherei einen direkten Gegensatz bildet. Hiermit aber ist das Lob des spanischen Volkscharakters im Munde des Verfassers noch nicht erschöpft, denn er vindicirt ihm auch die größte Biederkeit, Hülfsfertigkeit und Zuverlässigkeit neben andern liebenswürdigen Eigenschaften. Auf seiner ganzen Reise bekennt er sich kaum einmal übervortheilt oder geprellt und selbst in Valencia trifft er auf so grundfeste Ehrlichkeit bei der unvorsichtigsten Ueberlassung seiner Habe an völlig fremde Menschen, daß er selbst den üblen Ruf, in dem die Valencianer in ganz Spanien stehen, für grundlos erklärt. Ebenso lebhaft nimmt er sich der Geistlichkeit selbst in Betreff ihrer Bildung und ihrer apostolischen Toleranz an, malt ihre Duldung bei herbstem Druck, giebt jedoch auch zu, daß sie sich nicht überall mit dem moralischen Einfluß ihrer Sendung begnüge, sondern nach politischer Geltung ringe, die der Kirche stets so verderblich gewesen sei.

Diese Skizzen sollen Land und Leute schildern, und man muß gestehen, daß sie namentlich für die Schilderung der landschaftlichen Natur das Aeußerste leisten, was überhaupt dem Worte möglich ist. Seine Landschaftsbilder sind so genau und folgen

sich so lückenlos, daß wir auf der zehntägigen Fahrt von Valencia nach Granada fast an jeder Stelle des 80 Leguas weiten Wegs in festen Zügen die Scenerie reproduciren können, die den Reisenden gerade umgiebt. Der unbeschreibliche Naturgenuß, den diese Reise, die Julihitze abgerechnet, gewährt, muß in dem Buche selbst genossen werden; der Verfasser theilt davon reichlich und mit großer Kunst dem Leser mit. Vor allem ist es das ganz unvergleichliche Licht- und Farbenspiel der Abendbeleuchtung, das den Verfasser immer und immer wieder entzückt und von dessen Zauber allerdings Dem, der es niemals sah, keine Vorstellung zu geben ist. Die entzückendsten Punkte jenes Wegs, der durch die vegetationsprächtigsten Striche Spaniens führt, sind der Ort Crevillente mit der Fernsicht auf den Palmenwald von Elche, den der Verfasser leider nicht besucht, Murcia, an Reiz kaum Granada selbst nachstehend, der erste Anblick der Sierra Nevada hinter Baza, Huetor und der Blick über die von Schneeriesen eingeschlossene Vega von Granada bei diesem Ort.

Auf dem Wege zur Pyrenäengränze fesselt ihn noch das königliche Burgos durch den altgermanischen Stil seiner Architektur und die unvergleichliche Steinfiligranarbeit seiner Kathedrale, die er das vollendetste gothische Gebäude um deßhalb nennt, weil die Ausführung hier nirgends hinter der Idee zurückgeblieben, vielmehr dieser Fehler fast aller gothischen Kirchen hier völlig überwunden sei. „Es ist", sagt er, „wie ein steinerner Lobgesang: Alles Harmonie, weil nichts versucht worden ist, was sich nicht harmonisch lösen ließ." Mit diesem schönen Wort wollen wir von dem Verfasser Abschied nehmen. Wie er selbst von dem schönen Lande mit Wehmuth scheidet, voll der Erinnerung an die edelsten geistigen Genüsse, die es ihm gewährt hat, voll der höchsten Sympathie für das edle, gemüthreiche Volk, dem in allen irdischen Geschäften Geschick und Routine fehlen, wie sie zu Glück und Glanz führen, während die trefflichen Eigenschaften seines Herzens es weit über Franzosen und Italiener erheben, trennen auch wir uns ungern von dem lehrreichen und unterhaltenden Führer durch die größere Hälfte von Spanien, dem wir einen so anmuthigen Bericht und so anregende und befriedigte Stunden verdanken, wie sie sein Buch — zum Besten übrigens eines wohlthätigen Zwecks bestimmt — jedem mitfühlenden Leser gewähren wird.

(Blätter f. literar. Unterhaltung. 1857. Nr. 25.)

Der Verfasser, ein katholischer Priester aus Schlesien, suchte in Spanien literarische Notizen in Bezug auf die berühmten Auto's von Calderon (die er übrigens nicht gefunden hat) und brachte nur sechs Wochen auf spanischem Boden zu, hat aber in dieser kurzen Zeit eine Menge der interessantesten Bilder aufgefaßt und sehr gut wiedergegeben. Es ist eine gesunde Natur, ein frischer kräftiger Geist, der uns anspricht.

Unterwegs in Frankreich macht er die Bemerkung, der neuere kirchliche Aufschwung daselbst sei von den Laien ausgegangen, von Chateaubriand, von den Stiftern der Xaver- und Vinzenz-

vereine ꝛc., und beim Klerus, wie achtbar auch ein großer Theil desselben sei, finde sich doch immer noch sehr viel Kälte, Gallikanismus ꝛc. Auch die Kirchen fand der Reisende gar zu schmucklos und unbefriedigend für das katholische Gefühl des „Heimlichen".

In Spanien erst fand der Reisende jenes „Heimliche", echt Katholische wieder, was er in Deutschland verlassen hatte, und in noch höherem Grade.

Der Reisende überschritt die Pyrenäen auf der Ostseite und gelangte zuerst nach Barcelona, von wo aus er den berühmten Montserrat bestieg. Er beschreibt denselben sehr ausführlich und erzählt auch seine historischen Erinnerungen und Legenden, nach einem spanischen Werke (Balaguer, Montserrate, Barcelona 1853). Die Legende von San Guarin hat übrigens die größte Aehnlichkeit mit der durch ihre altdeutsche Bearbeitung berühmten Legende von Gregor auf dem Stein. — Von Barcelona aus fuhr Herr Lorinser über Meer nach dem schönen Valencia, dessen Umgegend ein einziger großer Garten (huerta) ist, dann wieder über Land nach Murcia. Ueberall fand er Land und Menschen schön, beide in einem ganz eigenthümlichen Schmuck.

Von Granada wurde die Reise zu Pferde fortgesetzt nach Cordova, dessen maurische Prachtbauten den Verfasser zu einer sehr richtigen Bemerkung gegen die Touristen veranlassen, welche insgemein die Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien als eine goldene preisen und die spätere christliche Zeit als eine der dicksten Finsterniß, Faulheit, Armuth und Sklaverei bezeichnen. Wir haben gegen dieses lächerliche Vorurtheil schon aus Anlaß einer Schrift über die Moriskos von v. Rochau (Literaturblatt 1853. Nr. 46) uns ausgesprochen. — Sevilla zu sehen, war der Verfasser durch die Cholera verhindert; er reiste daher durch die Sierra Morena nach Madrid. Diese Hauptstadt vergleicht er, so wenig Altes bietet sie dar, mit Berlin, nur daß ein ganz anderes Volksleben in ihr pulsire und daß denn doch malerische Berge ihren Horizont verschönern. Ungleich mehr Aufmerksamkeit aber widmet er der prächtigen Stadt Toledo, der Hauptstadt des alten vormaurischen Spaniens und jetzt noch die geistliche Hauptstadt des Landes. Er kann nicht satt werden, die großartige Pracht und Schönheit dieser heiligen Stadt zu bewundern.

Von hier aus besuchte der Verfasser noch das großartige, aber weit weniger schöne Escorial und Burgos. Das letztere ist die zweite Hauptstadt des alten Spanien (des Königreichs Leon) und hat wieder einen ganz eigenthümlichen Reiz. — — —

Man wird aus den wenigen Skizzen, die wir der reichen Sammlung enthoben haben, die klare und feste Zeichnung, die kräftige Färbung erkennen, die sie durchweg auszeichnen.

(W. Menzel's Literaturblatt. 1855. Nr. 63.)

I.

Durch Guipuzcoa und Biscaya nach Bilbao.

Am Morgen des 7. Juli 1857 erwachte ich nach einem so guten Schlaf, wie er in dem vollgepfropften Coupé einer französischen Eisenbahn möglich war, auf dem Bahnhofe in Bordeaux, dessen colossale Räumlichkeiten alltäglich die vom Norden Frankreichs ankommenden Züge verschlingen und andere gen Norden hin ausspeien (der gare du Nord), und ließ mich sofort mittelst einer zweirädrigen Droschke, wie solche in Bordeaux üblich sind, über die prächtige breite Brücke, ohne in die belebten Straßen der Stadt einzulenken, nach dem am südlichen Ende derselben gelegenen Bahnhof (der gare du Midi) bringen, von wo aus die Züge nach dem Süden (nach La Teste, Bayonne, und Toulouse) entsendet werden.

Daß ich diesmal diese gare du Midi in Bordeaux zum Ausgangspunkte meiner Reiseerzählung wähle und dem geneigten Leser nicht bloß die Beschreibung

meiner Eisenbahnfahrt durch Deutschland, sondern auch die Schilderung französischer Reiseeindrücke größtentheils erspare, geschieht einerseits darum, weil meine übrige Reise vollkommen hinreichenden Stoff darbietet, um die zwei dafür bestimmten Bändchen reichlich auszufüllen, theils auch, um denjenigen Verehrern französischer Vortrefflichkeit, welchen ich in den ersten Theilen dieser Reiseskizzen durch meine Schilderungen Ärgerniß gegeben, nicht neue Veranlassung zum Verdruß zu bereiten.

Nachdem ich also auf obengemeldeter gare du Midi in der ersten Morgenfrühe zwei volle Stunden zugebracht und alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten eines französischen Bahnhofes bis auf die Hefe genossen, begann eine der langweiligsten Eisenbahnfahrten, die es wohl unter den vielen tausend mit Schienen bedeckten Meilen geben mag, welche gegenwärtig auf Gottes weiter Erde mit Dampf befahren werden. Kaum hat man nämlich das Weichbild der Stadt Bordeaux verlassen, so gelangt man in die französische Sahara, die sogenannten Landes, d. h. die ungeheuere, mit Kiefern bewachsene Sandfläche, welche im Südwesten Frankreichs vom Meeresufer bis tief in's Land hinein sich erstreckt und nicht nur das ganze nach ihr benannte Departement Landes (das größte unter allen französischen Departements), sondern auch den größten Theil des Departements Gironde, in dem Bordeaux gelegen ist, ausfüllt. Die wenigen großen Dörfer, welche in dieser Sand- und Kiefernwüste in sehr weiter Entfernung von einander

liegen, bilden gleichsam kleine Oasen, die mit einigen Morgen urbar gemachten Landes umgeben sind. Obgleich die Nadeln der Kiefern, welche diesen weißen, jedenfalls vom Meer ausgeworfenen Sand bewachsen, wohl zwei- bis dreimal so lang sind, wie die unserer nordischen Wälder, so ist doch der Totaleindruck dieses Heidelandes kaum ein anderer, als den unsere oberschlesischen Einöden machen, und die Täuschung würde vollkommen sein, wenn nicht zuweilen einige südliche Gewächse, die bei den öden Stationen angepflanzt sind, daran erinnerten, daß man über 300 Meilen weit von Schlesien entfernt ist.

In dieser über alle Beschreibung öden und einförmigen Wüste, in deren Gestalt sich la belle France hier präsentirt, führte der Weg nicht etwa nur eine oder zwei Stunden, sondern einen vollen halben Tag lang fort, obgleich sehr schnell gefahren und auf den Anhaltspunkten nur ein kurzer Aufenthalt gemacht wurde. Die Eisenbahn durchschneidet nämlich die südliche Hälfte des Departements Gironde und das ganze Departement Landes in seiner größten Längenausdehnung von Norden nach Süden. Die Strahlen der südlichen Sonne, die von dem glühenden Sande und den glatten Kiefernadeln zurückprallten, trugen das Ihrige dazu bei, das Trostlose dieser Fahrt noch unerquicklicher zu machen. Die Langweiligkeit der Reise wurde mir jedoch etwas abgekürzt durch die spanische Unterhaltung mit einem alten, aus der Nähe von Angoulême gebürtigen Franzosen, der nach Dax in's Bad reiste, woselbst warme, gegen Rheumatismus

sehr empfohlene Quellen vorhanden sind. Dieser Mann hatte viele Jahre (die besten seines Lebens, wie er sagte) in Spanien zugebracht, zuerst als Soldat in der französischen Armee, dann als Kriegsgefangener in Palma auf den Balearen. Er hatte, wie Alle, die längere Zeit in Spánien gelebt haben, das Land wahrhaft lieb gewonnen, erzählte mit Begeisterung von den liebenswürdigen Leuten, mit denen er dort in Verbindung gestanden, und schien eine wahre Freude daran zu haben, wieder einmal spanisch sprechen zu können, was der redselige Alte mit großer Geläufigkeit und Zungenfertigkeit that, obgleich ihm, wie er erzählte, an seinem gegenwärtigen Wohnort jede Gelegenheit dazu fehle.

Gegen Mittag erreichten wir Dax und mit ihm das Ende der französischen Sahara. Wie durch einen Zauberschlag waren wir aus der Wüste in die lachendste, freundlichste Landschaft versetzt. Mit Wohlgefallen weidet sich das Auge an dem frischen Grün der Wiesen, die das Thal des Adour, an dem Dax gelegen ist, auszeichnen, und an den prächtigen Baumgruppen, welche das Städtchen von allen Seiten umgeben und durchwachsen, so daß von den Häusern selbst wenig zu bemerken ist. Den schönsten Schmuck aber erhält die Landschaft durch die blaue zackige Kette der Pyrenäen, die man hier zum ersten Mal deutlich erblickt und die im Süden über den grünen Matten, welche nun an die Stelle des Sandes und der Kiefern treten, in höchst pittoresken Formen emporsteigt. Die anderthalb Stunden, die man ungefähr

Vorwort und Einleitung.

Die nachsichtige Aufnahme, welche die beiden ersten Theile meiner Reiseskizzen gefunden haben, und die Aufforderungen, die von mehreren Seiten an mich ergangen sind, ermuthigen mich, jenen Skizzen noch zwei andere Bändchen folgen zu lassen, welche die Erzählung einer zweiten Reise nach Spanien enthalten, die ich im Sommer 1857 unternommen habe. Über das Verhältniß dieser beiden letzten Theile meiner Reiseskizzen aus Spanien zu den früheren, glaube ich Folgendes hier voranschicken zu müssen.

Ich hatte auf meiner zweiten Reise zunächst den Zweck, den berühmten Wallfahrtsort Santiago de Compostela zu besuchen und wo möglich auch nach Sevilla zu kommen, welche Stadt, wie der Leser meiner früheren Skizzen sich erinnern wird, das vorige Mal für mich unerreichbar blieb. Um diese beiden Punkte auf einer und derselben Reise zu berühren, war mir ein eigenthümlicher Weg vorgezeichnet,

der mich durch Gegenden geführt, die selten, ja fast nie von sogenannten Touristen in Spanien besucht zu werden pflegen. Dahin gehören namentlich die beiden Provinzen Asturien und Galizien, sowie auch der Theil von Estremadura, den ich zwischen Badajoz und Sevilla durchreisen mußte. Nichtsdestoweniger habe ich in diesen Gegenden (namentlich in Asturien und im südlichen Galizien) Naturschönheiten des ersten Ranges kennen gelernt, die sich kühn dem Schönsten an die Seite stellen können, was die anderen Theile Spaniens besitzen, und überdies auch Gelegenheit gehabt, die höchst interessanten provinziellen Verschiedenheiten des Volkes zu beobachten, welche die nördlichen Küstenstriche auszeichnen, und die es wohl verdienen, neben denen anderer Provinzen beachtet zu werden. Außerdem hat mich mein Weg nach Lissabon und durch einen Theil von Portugal geführt, der ebenfalls selten von nordländischen Reisenden betreten werden dürfte. Da ich außer Sevilla auf dieser Reise auch noch die südlichen Hafenstädte Andalusiens (Cadiz, Algesiras, Gibraltar und Malaga) berührt habe, so können die nunmehr vorliegenden vier Theile meiner Reiseskizzen ein, zwar nur flüchtiges, aber relativ ziemlich vollständiges Bild der pyrenäischen Halbinsel dem Leser gewähren, denn sie führen ihn, mit alleiniger Ausnahme der drei Provinzen Arragonien, Navarra und Leon, durch alle übrigen der spanischen Monarchie, und

lassen ihn selbst einen vorübergehenden Blick nach Portugal thun. Daß ich auf der Rückreise durch Zufall bis an die Nordküste von Afrika, nach Oran und Algier verschlagen wurde, hat mir Gelegenheit verschafft, den spanischen Reiseskizzen noch einen, wie ich hoffe, interessanten afrikanischen Anhang beizugeben.

Ich habe natürlich in diese meine zweite Reiseerzählung nichts von demjenigen verflochten, was bereits in den ersten Theilen über den allgemeinen Charakter von Spanien und über die Eigenthümlichkeiten des Volkes gesagt wurde, und setze als bekannt voraus, was dort und anderwärts in den vielen Werken über Spanien, die wir schon besitzen, als zum Verständniß des spanischen Lebens unerläßlich des Weiteren beschrieben und auseinandergesetzt ist. Doch ist es wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß die „Neuen Reiseskizzen“ ein in sich abgeschlossenes Ganze bilden, und die Lektüre der anderen nicht nothwendig voraussetzen. Es bietet zwar diese meine letzte Reise nicht jenes besondere Interesse dar, das mit dem Besuche so herrlicher Punkte wie der Montserrat, wie Granada und Toledo, nothwendig verknüpft ist. Mein Weg hat mich diesmal (mit Ausnahme von Sevilla) durch minder berühmte und weit weniger gepriesene Gegenden geführt. Gleichwohl darf ich hoffen, daß diejenigen Leser, welche an den ersten beiden Bändchen

Gefallen gefunden, auch die letzten nicht ganz unbefriedigt weglegen werden, wenn anders die eigene Befriedigung, welche meine diesmaligen Erlebnisse mir gewährten, ein richtiger Maßstab für die des Lesers ist. In gewisser Beziehung darf ich sogar meine zweite Reise noch reichhaltiger an charakteristischen Schilderungen, als die erste nennen, und wenn diese an seltenen Kunstgenüssen den Vorrang behauptet, so war ihr jene an großartigen, unvergleichlichen Natureindrücken unzweifelhaft überlegen. Freilich ist es schwer, von demselben Lande zwei gleich befriedigende Schilderungen zu geben; doch ist dies vielleicht unter allen Ländern bei Spanien noch am ehesten erreichbar, das sowohl in seinem landschaftlichen Charakter, als auch in den provinziellen Eigenthümlichkeiten seines Volkes, weit grössere Mannigfaltigkeit aufzuweisen hat, wie jedes andere in Europa.

Die Form meiner diesmaligen Erzählung schließt sich der in den ersten Theilen gewählten vollkommen an, und macht keine größeren Ansprüche, als die dort im Vorwort bezeichneten. Ob es mir gelungen ist, mein bescheidenes Ziel auch diesmal zu erreichen und eine klare, einfache, möglichst anschauliche Schilderung der empfangenen Eindrücke zu geben, muß der Entscheidung des Lesers überlassen bleiben.

von Dax bis Bayonne mit der Eisenbahn noch zu fahren hat, vergingen mir daher, obgleich mein redseliger Begleiter mich verlassen hatte, im Anblicke der schönen Landschaft schnell und angenehm, da überdies hier die drückende Hitze der Landes durch erfrischenden Seewind gemildert wurde. Kurz vor Bayonne wurde ich noch durch einen unvermutheten, wenn auch nur vorübergehenden Blick auf den Ocean überrascht.

Bayonne hatte schon auf meiner vorigen Reise, als ich aus dem schönen Spanien kam, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Um so mehr war das diesmal der Fall nach der langweiligen und ermüdenden Fahrt durch den unschönsten Theil von Frankreich. Der Anblick von Bayonne ist in der That höchst lieblich. Die freundliche Stadt mit ihren echt südlich gebauten, meist schon mit spanischen Balconen versehenen Häusern, der prächtige Strom, der sie durchschneidet und eine Menge ankernder Seeschiffe trägt, deren Masten und Taue in zierlichen Formen in die Luft ragen, die alte Cathedrale, die ihre dunkle Masse ehrwürdig über die sie umgebenden Häuser erhebt, die frische südliche Vegetation, die zwischen den Gebäuden hervorquillt und auf den umliegenden Hügeln prangt, die prächtige blaue Pyrenäenkette, deren zackige Gipfel im Süden sich emporthürmen, der wolkenlose, tiefblaue Himmel, der Alles friedlich überdacht und eine weiche, warme Goldfarbe über die Gebäude und die zum Fluß sich herabsen-

kenden Hügel ausgießt, der erfrischende Hauch des Meeres endlich, der die Stadt durchweht und die Gluth der Sonnenstrahlen kaum empfinden läßt, — all' das brachte in mir (hauptsächlich wohl deßhalb, weil es der erste echt südliche Eindruck war, den ich auf dieser Reise empfing) ein eigenthümliches Gefühl der Freude und des Wohlbehagens hervor, das noch erhöht wurde durch die spanische Welt, die sich in Bayonne neben der französischen behauptet und bei jedem Schritte bemerklich macht. Schon beim Aussteigen auf dem Bahnhof fiel mein Blick auf das Bureau der spanischen Diligencen, die hier mit großen Buchstaben ihre correspondencia especial con los caminos de hierro de Francia *) ankündigen und die ankommenden Reisenden sofort in Empfang nehmen möchten, um sie nach San Sebastian, Vittoria, Burgos, Madrid u. s. w. zu befördern. Auf den Straßen hört man neben dem Französischen in scheinbar gleicher Berechtigung die wohltönenden Laute der spanischen Sprache, und die Aufschriften der Läden deuten überall darauf hin, daß ihre Waaren zum großen Theil für Spanier bestimmt sind, welche kein Französisch verstehen. Der wohlthuende Eindruck, den schon die Ankunft in Bayonne in mir hervorgerufen, wurde in angenehmer Weise befördert durch das freundliche Zimmer, das ich in dem sehr zu empfehlenden Hôtel de St. Etienne erhielt, wohin mich ein Omnibus

*) Speziellen Anschluß an die französischen Eisenbahnen.

zugleich mit einem, wie es schien, den höchsten Ständen angehörigen französischen Ehepaar brachte, das ebenfalls im Begriffe stand, nach Spanien zu reisen, und mir als Priester ungewohnte Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erwies.

Ich hatte mir vorgenommen, in dem lieblichen Bayonne diesmal wenigstens einen Tag zu verweilen, theils um von der langen Eisenbahnfahrt, die mich fast ohne Aufenthalt von Schlesien hierhergebracht, auszuruhen, theils um Bayonne selbst und seine schönen Umgebungen näher kennen zu lernen. Das lange Sitzen auf dem Dampfwagen ließ mich zunächst das Bedürfniß eines weiteren Spazierganges empfinden, um die erlahmten Glieder wieder geschmeidig zu machen, und das wiedererlangte Recht der Freiheit der Bewegung, die ich in dem Eisenbahnkäfig schon lange schmerzlich vermißt, nach Herzenslust auszuüben. Ich beschloß daher ohne Verzug, da die Mittagshitze durch frischen Seewind gemildert wurde und bis zur Essenszeit im Hôtel (um 5 Uhr) noch reichliche Zeit vorhanden war, mich aufzumachen und, dem Laufe des Adour folgend, den etwa 1½ Stunde entfernten Strand des Oceans aufzusuchen. Zunächst die schöne, mit herrlichen schattenreichen Bäumen bepflanzte Promenade verfolgend, welche am linken Ufer des Flusses fast eine halbe Stunde sich hinzieht und les allées marines genannt wird, ergötzte ich mich an dem Anblick der dicht neben dem steinernen Quai des Flusses vor Anker liegenden Schiffe, von denen die größeren von der Ebbe, die hier sehr bedeutend sich

bemerklich macht, zum Theil auf's Trockene gesetzt waren. Sobald man an den linker Hand sich weit vorstreckenden Festungswerken der Stadt vorüber ist, eröffnet sich ein freier Blick auf die blauen Gipfel der Pyrenäen, die über grünen Wiesen und Saatfeldern sich erheben und unter denen namentlich eine besonders kühne, wie ein schiefer Zuckerhut in die Luft ragende Spitze meine Aufmerksamkeit erregte. Das gegenüberliegende Ufer des Adour wird von der lang sich hinziehenden Vorstadt St. Esprit und den zu ihr in sanften Formen sich niedersenkenden, zum Theil mit Weinlauben bedeckten Hügeln malerisch begränzt. Weiterhin wendet sich der immer breiter werdende, zuerst in westlicher Richtung hinfließende Fluß plötzlich nach Norden, da ihm im Westen ziemlich hohe, mit Kiefern bewachsene Sanddünen den Weg versperren, an deren Fuße ich nun, in tiefem gelben Sande watend, meinen Weg, so gut es ging, zu verfolgen suchte. Bei einer abermaligen Wendung des Flusses nach Westen, der hier bereits eine seeartige Breite erlangt hat, zog ich es vor, anstatt des ermüdenden Sandweges, den in einiger Entfernung vom Ufer erbauten Steindamm zu besteigen, der von hier an das eigentliche Fahrwasser des Flusses bis zu seiner Mündung eindämmt, ein colossales Werk der französischen Regierung, an dessen letzter Vollendung noch fortwährend gearbeitet wird. Da dieser Steindamm nicht das sandige Ufer selbst begränzt, sondern mitten aus dem Wasser sich erhebt (die noch fortdauernden Arbeiten an demselben erlaubten mir,

ihn von dort aus auf einer kleinen hölzernen Nothbrücke zu erreichen), so befand ich mich nun auf einem zwar sehr bequemen Trottoir, das aber zu beiden Seiten ohne jedes Geländer in einer Höhe von 10 bis 15 Fuß über dem Wasser schwebt. Dies hatte Anfangs nichts zu bedeuten, da die Breite des Steindammes wohl 6 bis 8 Fuß betragen mochte, wurde jedoch nach einer Viertelstunde etwas unangenehm, als nämlich die frühere Breite plötzlich um die Hälfte abnahm. Glücklicher Weise erweiterte sich der Damm nach einiger Zeit wieder und führte mich in einer kleinen halben Stunde direkt zum Leuchtthurm, der die Mündung des Adour den einlaufenden Schiffen signalisirt. Je näher ich dem Meere kam, desto stärker wurde der Wind und das donnerähnliche Brausen des Oceans schlug wohl eine Stunde früher schon an mein Ohr, ehe ich den Strand erreicht hatte. Noch mußten einige Sanddünen überstiegen werden, um zum Gestade selbst hinzugelangen. Mittlerweile war die bei meinem Abgang von Bayonne auf ihrem Höhepunkt stehende Ebbe in die beginnende Fluth übergegangen, die es nicht gestattete, ohne allmählig rückwärts zu weichen, am Strande stehen zu bleiben. Mein Ziel war erreicht, ich hatte das Meer, das ich fast auf meiner ganzen Reise zum Begleiter haben sollte, begrüßt und an seinem großartigen Anblick, nach dem ich lange schon Verlangen getragen, mich erquickt; der Rückweg mußte angetreten werden, wenn ich anders noch zur Essenszeit im Hôtel eintreffen wollte. Über die waldigen Sanddünen, in denen kein

Fußsteig bemerkbar war, mir selbst einen Weg zu suchen, schien mir zu weit und zu ermüdend zu sein; ich entschloß mich daher, auf demselben Wege, auf dem ich hergekommen, zurückzukehren, und war herzlich froh, als ich das Ende der schwindelerregenden Passage glücklich erreicht hatte, die der jetzt bedeutend stärkere Wind fast gefährlich zu machen schien.

Obgleich ich beinahe daran zweifeln muß, ob diese sehr einfache Beschreibung eines ziemlich gewöhnlichen Spazierganges für den Leser irgend ein Interesse haben kann, wollte ich sie dennoch nicht auslassen, einmal, weil mir dieser Gang als eine angenehme Erinnerung im Gedächtniß schwebt, welche bloß deßhalb zu unterdrücken, weil ihr später noch schönere und großartigere folgten, mir eine Art von Undankbarkeit zu sein schien, der ich mich, selbst dem Leser gegenüber, nicht schuldig machen wollte. Dann aber kann dieser auch daraus lernen (was ich mir selbst später als Moral davon abgezogen), daß es nicht grade immer außerordentlicher und überwältigender Naturschönheiten bedarf, um den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck zu empfangen, wenn man nur stets für das Einfache und Naheliegende die Augen offen hätte, ebenso wie (in einer höheren und heiligeren Sphäre) die Andacht und Erbauung keineswegs immer von prachtvollen und glänzenden Funktionen bedingt ist, sondern sich oft an die kleinsten und scheinbar geringfügigsten Dinge knüpft. Überhaupt habe ich die Bemerkung gemacht, daß zwischen der religiösen Andacht und dem Eindruck, den die Natur auf ein empfängliches Gemüth ausübt, eine

Art innerer Verwandtschaft besteht, welche darauf hinzudeuten scheint, daß Gott in sehr fühlbarer Weise auch heute noch durch seine Schöpfung sich offenbart und von der Betrachtung seiner Geschöpfe nicht getremt sein will. Sowie wahre Andacht nur dort zu Stande kommen kann, wo der Lärm der äußeren Welt schweigt und eine innere Einsamkeit das Herz umgiebt, so halte ich es auch für ganz unmöglich, in lärmender fröhlicher Gesellschaft die tiefsten Schönheiten zu empfinden, welche die Natur in ihrem Schooße birgt, und wenn ich auch dem einsamen, gesellschaftslosen Reisen keineswegs unbedingt das Wort reden will, so wird man doch zugeben müssen, daß eine fröhliche Reisegesellschaft grade an den schönsten Punkten schweigsam wird und sich vereinzelt, während das Bedürfniß der Geselligkeit dort zumeist sich hervordrängt, wo die Natur weniger zu bieten hat.

Nach eingenommener Mahlzeit im Hôtel, zu welcher der weite Spaziergang in der frischen Seeluft die beste Würze bereitet hatte, machte ich noch einen Gang um die Stadt, zum Theil auf den Wällen der sie umgebenden Festungswerke, der mich bei mehreren alten, sehr malerischen Häusern vorüberführte, welche, in Verbindung mit einigen halbverfallenen Thürmen, von den letzten Strahlen der Abendsonne vergoldet, ein so schönes Bild abgaben, daß jeder Landschaftsmaler dasselbe ohne Veränderung zum Gegenstande eines anziehenden Gemäldes hätte machen können.

Der nächste Morgen führte mich zuerst in die alte

gothische Cathedrale, eine der schönsten Kirchen in Frankreich, welche ich gesehen habe, obgleich ihr thurmloses, einfaches Äußere nicht viel verspricht. Das Gebäude soll aus dem 12ten Jahrhundert stammen. Prächtige alte gemalte Glasfenster verbreiten ein geheimnißvolles Dunkel in dem majestätischen Säulenwalde, den das Innere zeigt, und der an die Kirche unmittelbar anstoßende Kreuzgang (les cloitres), im reichsten gothischen Style erbaut, soll das größte und umfangreichste Baudenkmal dieser Art in Frankreich sein. Als eine eigenthümliche Merkwürdigkeit dieser Cathedrale ist mir noch ein großes, zierlich gearbeitetes Modell eines Seeschiffes aufgefallen, das, an einem Seil von der Decke herabhängend, wie ein Kronleuchter in der Mitte der Kirche schwebt, vielleicht das Votivgeschenk irgend eines Seemannes nach glücklich überstandener Gefahr.

Um den Rest des Tages ungestört einem Ausfluge nach dem nahen Seebade Biarritz widmen zu können, mußten nunmehr einige nothwendige, wenn auch unerquickliche Besorgungen abgemacht werden. Nachdem ich also zunächst mein französisches Geld in spanisches umgewechselt, und zwar bei demselben freundlichen alten Juden, der mir vor drei Jahren den umgekehrten Dienst erwiesen, nachdem ich ferner auf einer spanischen Diligence für den folgenden Morgen einen Platz nach San Sebastian genommen, da es mir nicht gelungen war, für diese kleine Strecke ein bequemeres Fuhrwerk für einen nicht allzu theueren Preis zu erlangen, bestieg ich einen schon bereitstehenden Omni-

bus (jede Stunde geht nämlich ein solcher nach Biarritz ab) und ließ mich auf der herrlichen Chaussee, die durch hügeliges, mit Gärten und Landhäusern bedecktes Küstenland führt, in einer halben Stunde an das felsige, tiefabstürzende Ufer des Oceans bringen, dessen steiler Abhang mit den zerstreuten Gebäuden dieses neuen im Aufblühen begriffenen Badeortes bedeckt ist. Noch ehe man den Abhang erreicht hat, an dessen Rande die Hauptgebäude des Ortes liegen, kündigen eine Menge neuer zum Theil sehr elegant und geschmackvoll gebauter schloßähnlicher Villen, welche auf den Höhen in bunter Zerstreuung sich erheben und alle auf die unermeßliche Fläche des Oceans herabschauen, die Nähe eines eigentlichen Luxusbades an. Leider fehlt es dem felsigen Ufer fast ganz an Bäumen, und da überall gebaut wird und an allen Orten in großer Unordnung Schutt und Baumaterial aufgehäuft ist, so ist der Eindruck, den Biarritz von dieser Seite macht, im Allgemeinen der eines großen schattenlosen Bauplatzes, aus dem erst in Zukunft, wenn man dafür gesorgt haben wird, einige Bäume anzupflanzen, ein einigermaßen erträgliches landschaftliches Bild sich entwickeln kann. Desto schöner und großartiger ist dagegen das Meer und die wild zerrissenen Felsen und Klippen, die in dasselbe vorspringen und von dem gewaltig anbrausenden Ocean umtost und durchwühlt werden, der sie, selbst bei verhältnißmäßig ruhigem Wetter, unaufhörlich mit weißem Silberschaum bedeckt. Wer den Ocean in seiner ganzen Erhabenheit kennen lernen will, der hat an dieser

felsigen Küste die beste Gelegenheit dazu. Herrlich ist der Blick auf das Meer, den eine hoch oben am Abgrund erbaute Restauration darbietet, vor deren Thüre man, im Freien sitzend und durch ein Geländer gegen den Abgrund geschützt, sich an dem schönen Anblick weit besser als an den theueren, homöopathischen Portionen erquicken kann, welche das Speisehaus seinen Gästen liefert. Unmittelbar zu Füßen des steilen Abhanges springen einige braune, wildzerrissene und von den anprallenden Wogen vielfach durchwühlte Felsen in das Meer vor, die jeden Augenblick von mächtigen Schaummassen bespritzt und theilweise unsichtbar gemacht werden. Neben ihnen zieht sich ein langer Streifen sandigen Strandes hin, der fast zu allen Tageszeiten mit badenden Personen bedeckt ist, die in ihrer schwarzen eigenthümlichen Kleidung, in der Regel von einem baigneur oder einer baigneuse begleitet, ein schornsteinfegermäßiges Ansehen haben. Ganz in der Nähe dieses Badestrandes steht auf einem dürren, niedrigen Hügel die geschmacklose, nichtssagende Villa der Kaiserin Eugenie, ein großes Haus mit vielen Fenstern, das einsam und vornehm abgesondert in einer schattenlosen Einöde sich erhebt und von den ersten Spuren der Anlage eines Rasenplatzes mit einigen Schneckengängen umgeben ist, woraus sich nach vielen Jahren vielleicht eine Art von englischem Park entwickeln kann. Bald hinter der kaiserlichen Villa wird der sandige Strand durch in's Meer vorspringende Felsen begränzt. Ein Spaziergang an diesem Strande, der um des großen

Lebens willen, das auf ihm herrscht, als der eigentliche Hauptplatz von Biarritz betrachtet werden kann, führte mich bei der obenerwähnten Villa der Kaiserin vorbei, bis zu einer Höhle, welche die Meereswogen in das Felsenufer gewühlt haben. Der Aufenthalt in dieser Höhle, in die ich eintrat, um in ihrem Schatten ein wenig auszuruhen, war eine der eigenthümlichsten Viertelstunden, die ich auf meiner diesmaligen Reise erlebte. Auf dem reinen weißen Sande im Hintergrunde der Höhle sitzend, war ich aus dem belebten, von allem Luxus der modernen Welt erfüllten Badeort plötzlich in die vollständigste Einsamkeit versetzt, wie sie ein Anachoret sich kaum besser hätte wählen können. Der Sonnenstrahl, der durch den Eingang in die Höhle fiel, verbreitete nur ein schwaches Dämmerlicht in dem hinteren Raum, an das sich das Auge erst gewöhnen mußte, um die Umrisse der düsteren Felsengewölbe mit einiger Deutlichkeit zu erkennen. Die eigenthümliche Musik, die das donnerähnliche Brausen des nahen Oceans machte, von dem das Auge nichts bemerken konnte, und der hier nur dem Ohr seine Nähe ankündigte, hatte etwas so Erhabenes, Schauerlich-Schönes, daß ich, ohne zu ermüden, lange dieser großartigen Symphonie hätte zuhören können. Es fiel mir unwillkürlich die Psalmenstelle ein: „Vox Domini super aquas, Deus majestatis intonuit: Dominus super aquas multas. Vox Domini in virtute: vox Domini in magnificentia!“ Um aber nicht durch die wieder beginnende Fluth etwa in dieser Höhle eingesperrt zu werden

und mir den Rückweg abgeschnitten zu sehen, brach ich früher, als es sonst geschehen wäre, wieder auf und kehrte auf demselben Wege, der mich hergeführt, zum Badeplatz zurück, in der Absicht, auch noch den südlichen Theil von Biarritz in Augenschein zu nehmen.

Dieser verdient unstreitig in landschaftlicher Beziehung bei weitem den Vorzug. Er wird von dem bisher beschriebenen nördlichen durch eine Art Felsencap getrennt, das steil in's Meer abfällt und auf seinem breiten Rücken außer mehreren anderen Gebäuden auch die neue, recht nett gebaute Kirche trägt. Nachdem ich eine kleine Straße durchschritten, in der zwischen den niedlichen Häusern auch einige Gärten sich bemerklich machten, gelangte ich zu dem sogenannten alten Hafen (port vieux), einer sehr kleinen, aber von hohen romantischen Felsenwänden eingeschlossenen Bucht, in welcher einige Fischerkähne lagen und in der gleichfalls gebadet wird, wenn auch der Hauptbadeplatz der oben bereits beschriebene ist. Auf der Höhe des Abhanges, der zu dieser Bucht sich hinabsenkt, liegt das alte baskische Fischerdorf Biarritz, das dem Badeort den Namen geliehen und, wie es scheint, schon durch viele neue Häuser für Badegäste sich vergrößert, aber vielleicht nicht verschönert hat. Das Ufer in südlicher Richtung verfolgend und einen hohen, theilweise mit Gebüsch bewachsenen Felsenrücken erklimmend, gelangte ich bald zu einem herrlichen Aussichtspunkte, der mich sofort mein erstes voreiliges Urtheil über den Mangel an landschaftlicher Schönheit

in Biarritz, das sich nur auf den nördlichen Theil (das eigentliche moderne Bad) beziehen kann, zurücknehmen ließ. Ich stand plötzlich auf dem Gipfel eines schroffen in's Meer vorspringenden Felsencaps, das in einer Höhe von gewiß 200 Fuß an drei Seiten fast senkrecht zum Ocean abstürzt, und erblickte im Süden die ganze prächtige Pyrenäenkette und an sie sich anschließend die spanische Küste mit den Gebirgen von Fuenterabia und San Sebastian. Im Westen breitete sich die unermeßliche Fläche des tiefblauen Meeres aus, auf der nicht ein einziges Schiff, sondern nur einige an der Küste hinfahrende Fischernachen zu erblicken waren. Im Norden wurde die Aussicht durch die nahen, höchst malerischen Felswände des port vieux abgeschlossen. Schwindelerregend war der Blick in die Tiefe, wo die schäumende Brandung den Fuß des Felsens umtost und mit ihrem weißen Gischt ohnmächtig an ihm hinaufleckt.

Nachdem ich diesen schönsten Standpunkt in Biarritz, zu dem aber kein gebahnter Weg führt, sondern den man, über Felsen kletternd und durch Gestripp sich hindurcharbeitend, mit Mühe und Schweiß erringen muß, verlassen und wiederum beim port vieux angekommen war, versuchte ich, durch einige unten am Gestade umherkletternde Spaziergänger verlockt, am Rande des Meeres einen Rückweg zum neuen Bade aufzufinden. Dies gelang wenigstens theilweise und verschaffte mir das Vergnügen, die höchst sonderbaren von dem Schaume umspritzten Klippen selbst zu betreten und in der Nähe zu untersuchen. Diese Felsen,

welche unaufhörlich vom Meerwasser befeuchtet werden, fand ich mit allerhand sonderbaren Moosen und Algen wie mit einer braunen Kruste überzogen und an vielen Stellen mit Tausenden von kleinen stahlblauen Muscheln bedeckt, welche so fest an den Felsen sich angeheftet, daß sie nur mit der größten Anstrengung losgelöst werden können. Die eigenthümlichen Höhlungen und Thore, welche die Wogen in diese Klippen hineingewühlt, geben ihnen oft das Ansehen gemauerter Brückenpfeiler oder eines von colossalen Säulen getragenen Gewölbes. Das Getöse der Brandung ist hier ebenso betäubend, wie der Donner eines großen Wasserfalles. Dabei muß ich bemerken, daß das Wetter vollkommen heiter und ruhig, und das Meer nur an seiner Oberfläche von einem schwachen Winde sanft gefurcht war. Dieser Winkel des biscayischen Meerbusens ist jedoch auch bei ruhigem Wetter wegen des starken Anprallens der Wogen berühmt, und ebendeßhalb werden auch die Seebäder hier für besonders vortrefflich gehalten. Ist das Meer vom Sturm in Aufruhr gebracht, dann soll es zuweilen mit wahrhaft vernichtender Wuth gegen diese Küste anstürmen, wovon das kleine Städtchen St. Jean de Luz zu erzählen weiß, dessen nahe am Strande gelegene Häuser schon zu wiederholten Malen von den Wogen zerstört worden sind.

Bei meiner Ankunft im neuen Bade hatte die Fluth ihren Höhepunkt erreicht, und ich sah den Weg, den ich vor einigen Stunden am Strande zurückgelegt,

fast ganz von den Wellen bedeckt. Der nächste abgehende Omnibus führte mich nach Bayonne zurück.

Ehe ich den Leser auf spanisches Gebiet hinüberführe, und zwar zunächst in die baskische Provinz Guipuzcoa, dürften einige Bemerkungen über das Land der Basken überhaupt und seine in mehrfacher Hinsicht höchst merkwürdigen Bewohner unumgänglich nothwendig sein, da ich nicht voraussetzen kann, daß alle meine Leser mit den eigenthümlichen Verhältnissen vertraut sind, welche man kennen muß, um von diesen Gegenden sich eine auch nur oberflächlich genügende Vorstellung zu bilden.

Wenn irgend eine Thatsache geeignet ist, dem Geschichtsforscher wie dem Philosophen das höchste Interesse einzuflößen, dann ist es die Existenz jenes sonderbaren Volkes, das, unter dem Namen der Basken bekannt, gleichsam wie ein lebendiges Monument aus grauer Vorzeit, wohin keine Geschichte mehr reicht, zwischen Frankreich und Spanien geworfen ist, und um jenen äußersten Winkel des biscayischen Meerbusens sich angesiedelt hat, wo der atlantische Ocean sich am tiefsten in Europa's Continent hineingewühlt. Noch heute eine Sprache redend, die mit keiner aller lebenden und todten Sprachen Ähnlichkeit oder Verwandtschaft hat und in ihrer grammatischen Construktion nur eine Analogie mit gewissen Idiomen amerikanischer Wilden darbieten soll, ist dieses Volk, dessen wahren Ursprung man bisher noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt hat und das man gewöhnlich für den übrig gebliebenen Rest der alten Cantabrier

hält, auch in seinen politischen Institutionen bis auf den heutigen Tag (mit Ausnahme jenes kleinen Theiles, der zu Frankreich geschlagen worden und von den Pyrenäen an der Meeresküste bis Bayonne sich heraufzieht) gewissermaßen stationär geblieben, und hat, wenn auch die Herrscher von Spanien als seine Könige bedingungsweise anerkennend, sich bei allen politischen Veränderungen, die dieses Reich erfahren, eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren gewußt, und in vielen Stücken seine uralten Gebräuche und Einrichtungen behalten. Unter der tausendjährigen Eiche von Guernīca versammelten sich bis zur französischen Invasion im Anfange dieses Jahrhunderts die Repräsentanten des Volkes, ohne deren Zustimmung kein Gesetz verbindende Kraft erhalten konnte. Unter diesem Baume schwuren Ferdinand und Isabella im Jahre 1476, die Freiheiten (fueros) der Basken aufrecht erhalten zu wollen. Die Franzosen haben den Ruhm, diesen ehrwürdigen Baum, den ältesten vielleicht, der in Europa existirte, im Peninsularkriege umgehauen zu haben. Sein Schatten diente zugleich als Asyl, dem Niemand entrissen werden durfte, bevor nicht sein Vergehen gerichtlich erwiesen war. Noch heute haben die spanischen Basken ihre eigenen Cortes, die sich in den Hauptstädten der drei Provinzen versammeln. Viele, wenn auch nicht alle der alten Fueros sind ihnen geblieben. So haben sie unter anderem sich stets geweigert, der Abgabe des Stempelpapieres sich zu unterziehen, das Monopol des Tabaks, Salzes und Pulvers anzuerkennen, der

unfreiwilligen Aushebung zum Militärdienst sich zu unterwerfen u. s. w. Ihre Abgaben bezahlen sie unter der Form freiwilliger Geschenke, die sie selbst unter sich vertheilen (alcabala oder donativo genannt). Nur die französischen Basken haben der Centralisation in diesem Lande erliegen müssen, was offenbar auch nicht geringen Einfluß auf die Veränderung ihres Charakters gehabt hat, obgleich auch sie in ihren Sitten noch vieles von der alten Einfachheit bewahrt haben. In Spanien zerfallen die Basken in drei Provinzen: Guipuzcoa, Biscaya und Alava, die unter dem allgemeinen Namen der Provincias Vascongadas begriffen werden. In allen dreien wird vom Volke die baskische Sprache (el Vascuense) gesprochen, wenn auch das Castilianische überall die Geschäftssprache ist und, mit Ausnahme der Landleute, von Allen verstanden wird. Die baskischen Provinzen sind im Vergleich zum übrigen Spanien und mit Rücksicht auf die verhältnißmäßig geringe Ausdehnung des höchst gebirgigen Landes, sehr stark bevölkert. Der Charakter der spanischen Basken dürfte in vieler Hinsicht mit dem der Tyroler Vergleichungspunkte darbieten, wie auch die Physignomie des Landes überall an Tyrol erinnert. Die Basken sind in der Regel kräftig gebaut, dabei sehr feurig und beweglich, zu gymnastischen Übungen (unter denen sie das Ballschlagen [la Pelota] leidenschaftlich lieben) besonders geschickt, im Kriege vortreffliche Soldaten. Ihre Liebe zur Unabhängigkeit, die schon Horaz an ihren Vor-

fahren, den alten Cantabrern, hervorhebt *), ihr Muth und ihre unverbrüchliche Treue sind weltberühmt. Die Frauen theilen in der Regel diese Eigenschaften der Männer, sind überaus kräftig, thätig und an die schwersten körperlichen Arbeiten gewöhnt. Bewunderns-werth insbesondere ist die physische Kraft und equi-libristische Geschicklichkeit, mit der sie die schwersten Lasten, ohne dieselben irgendwie mit den Händen zu unterstützen, auf dem Kopf zu tragen und dabei selbst zu laufen verstehen, während sie mit den Armen gleichsam rudern, um das Gleichgewicht zu erhalten, eine Bewegung, die nichts Unangenehmes hat, zuweilen sogar höchst graziös ist. Die Männer tragen meistens das violette baskische Birett (gorra genannt), das oft mit einer langen fast bis auf die Schultern herunter-hängenden Quaste versehen ist. In Bilbao habe ich auch feuerrothe, grüne und weiße gesehen. Die in ganz Spanien übliche Faja (rothe Leibbinde) fehlt niemals. Die Weiber haben das pechschwarze Haar in lange Zöpfe gewunden, welche entweder über die Schultern frei herabhängen oder in einem turban-artig über den Hinterkopf gewundenen gelben oder rothen Tuche versteckt werden. Was endlich den landschaftlichen Charakter der baskischen Provinzen betrifft, so will ich hier vorläufig nur bemerken, daß dieselben, ebenso wie Tyrol, von hohen und groß-artigen Gebirgen bedeckt sind, die den Tyroler Alpen

---

*) „Cantabrum indoctum juga ferre nostra.“

an scheinbarer Höhe *) nicht viel nachstehen werden, wenn es auch hier keine Berge giebt, auf denen, wie in Asturien, der Schnee das ganze Jahr hindurch liegen bleibt. Die von frischen Gebirgswassern durchrieselten Thäler sind überall, wo ein Platz zum Anbau vorhanden, von zerstreuten Häusern und Gehöften erfüllt, und die Abhänge bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, wo es immer möglich ist, mit Getreide- und Maisfeldern bedeckt. Die steinernen Häuser haben gewöhnlich, wie in den meisten Gebirgsländern, selbst in den Städten, vorspringende Dächer und nicht selten eben solche Galerien, wie sie in der Schweiz und in Tyrol üblich sind. Die cantabrischen Gebirge, welche die baskischen Provinzen durchziehen und nach allen Richtungen hin sich ausbreiten, sind die unmittelbaren Ausläufer der Pyrenäen und unterscheiden sich in der Form von diesen und den Tyroler Alpen hauptsächlich dadurch, daß sie seltener langgestreckte Rücken oder wildgezackte Gräten, sondern vielmehr meistens ungeheure kegelförmige Pyramiden oder andere Rücken und Spitzen von mehr regelmäßigen, rundlichen Formen bilden, die ihre blauen oder violetten Gipfel, welche, mit Farrenkraut und Ginster bedeckt, in dem südlichen Licht in sammtartiger Beleuchtung prangen, über den schönsten und frischesten

*) Ich sage „scheinbarer Höhe", denn die Thalsohle liegt in den baskischen Provinzen oft nur wenige Fuß über dem Meeresspiegel, während sie in Tyrol selbst schon eine bedeutende Höhe hat.

grünen Laubwald erheben, der, meistens aus Kastanienbäumen bestehend, in der Regel bis zur halben Höhe der Berge sich hinaufzieht. Diese eigenthümliche pyramidenförmige Construktion der colossalen Bergrücken, die in regelloser Unordnung neben einander emporstreben, hat zur Folge, daß es den baskischen Provinzen fast ganz an eigentlichen großen und breiten Längenthälern fehlt, wie sie in der Schweiz und in Tyrol so häufig sind, und daß die durch die Berge sich hindurchwindenden Straßen selten im Thale bleiben können, sondern unaufhörlich genöthigt sind, über die höchsten Bergrücken hinüber zu führen. Soviel möge vorläufig genügen, um ein allgemeines Bild des Charakters der baskischen Provinzen zu geben. Es ist nunmehr Zeit, von dieser Abschweifung nach Bayonne zurückzukehren, damit der Leser von dort aus in ordentlicher und anständiger Weise in Spanien eingeführt werde.

Die Abfahrt der Diligence, welche einer Gesellschaft aus Burgos (sociedad Burgalesa) angehörte, und von Bayonne direkt nach Madrid fuhr, sollte schon um 3 Uhr Morgens (den 9. Juli) stattfinden, obgleich ich bis heute den Grund eines so frühen Aufbruches noch nicht einzusehen vermag, da wir in Yrun volle zwei Stunden warten mußten, bis die Amtsstunde der Zollbeamten gekommen war, welche die Visitation des Gepäckes nie vor 8 Uhr Morgens vornehmen, was dem Mayoral unmöglich unbekannt sein konnte. Es schien dies eben die erste cosa de España zu sein, die mir diesmal schon auf franzö-

sischem Gebiet aus dem lieben Spanien entgegenkam. Da man den Leuten im Hôtel natürlich nicht zumuthen kann, täglich zu so früher Stunde aufzustehen, so übernimmt die Administration der Diligence das Wecken der Reisenden, die für die Fahrt sich haben einschreiben lassen. Ich wurde daher schon um 2 Uhr in der Nacht durch einen freundlichen Basken mit violetter Gorra, einem empleado de la Administracion, wie er sich nannte, aus dem Schlafe geklopft, der dann auch mein Gepäck auf seinen kräftigen Schultern zur Diligence beförderte. Ich hatte meinen Sitz auf der Höhe des Wagens gewählt und fand dort als Gesellschafter einen jungen Madrileño, der aus Frankreich in seine Vaterstadt Madrid zurückkehrte, und den zur Unterhaltung vorläufig noch nicht aufgelegten Mayoral, der erst noch sein Morgenschläfchen beendigen wollte. Das Innere der Diligence war leer.

Durch den hellen Mondschein, der zu dieser frühen Stunde noch auf Bayonne und seinen Umgebungen lag, jedoch bald mit dem matten Licht der Morgendämmerung zusammenfloß und allmählich der Tageshelle weichen mußte, fuhr ich nun zum zweitenmal dem schönen Spanien entgegen; wenn auch nicht mit jenem eigenthümlichen Gefühl der Spannung und Erwartung, welches die gänzliche Neuheit dieser Situation vor drei Jahren bei Perpignan in mir hervorrief, so doch mit einer stillen, im Hintergrunde der Seele vorhandenen Freude, wie sie die Hoffnung des Wiedersehens eines lieben alten Bekannten zu begleiten pflegt. Zwar war der Sitz unbequem genug, da das

für den Fall des Regens von der Decke herablaßbare Fenster von einem schadhaften Riemen so schlecht festgehalten wurde, daß es tief auf unsere Köpfe herabhing und man, aufrecht sitzend, jeden Augenblick in Gefahr kam, daran zu stoßen. Doch ließ die herrliche Gegend, die mit jedem Schritte, um den wir der spanischen Gränze uns näherten, schöner und großartiger wurde, keinen ernstlichen Unwillen über die fatale Unbequemlichkeit aufkommen, und verbot jede Fortsetzung des Schlafes, wenn selbst das über unsern Häuptern wie ein Damoklesschwerdt hängende Fenster einen solchen gestattet hätte. Dieser Weg, den ich in umgekehrter Richtung auf meiner vorigen Reise schon einmal zurückgelegt, erschien mir diesmal weit schöner und interessanter, als damals, weil der Blick jetzt nicht mehr der Ebene, sondern dem herrlichen Gebirge zugewendet war, dessen blaue, zackige Felsgipfel sich hier in lieblichen von grünen Matten bedeckten Vorbergen, auf denen eine Menge weißer Landhäuser freundlich hervorglänzten und denen wir bald sehr nahe kamen, allmählig zur Ebene herabsenken. Zuweilen gab ein vorübergehender Blick auf die zwischen den Hügeln sich eröffnende, in dem Morgenlicht weißschimmernde Fläche des Meeres der Landschaft ein neues Leben. Nach zwei kleinen Stunden hatten wir das dicht am Meere gelegene freundliche Städtchen St. Jean de Luz erreicht. Die mit vorspringenden Dächern und oft mit Galerien versehenen Häuser der französischen Basken bieten einen sehr netten und zierlichen Anblick dar. Sie gleichen in etwas den

Bauerhäusern in Oberbayern, nur daß sie alle massiv und weiß angestrichen sind und gewöhnlich braune Fensterläden und braune sich kreuzende, hölzerne Balken (wie Fachwerk) an der Fronte haben. Die breiten Dächer (meist von Schiefer) sind gewöhnlich mit einigen großen Steinen beschwert. Bei St. Jean de Luz kam uns eine kleine Caravane spanischer Carreteros (Fuhrleute) entgegen. Die zweirädrigen Frachtwagen wurden von fünf bis sechs in einer Reihe hintereinander angespannten Maulthieren gezogen, von denen das vorderste am Kopf mit vielen, gleich einer Mähne herabhängenden, rothen und gelben Quasten verziert und mit einer melancholisch läutenden Glocke versehen ist. Die Carreteros mit ihren rothen Leibbinden und andalusischen Hüten gingen singend und „arré mula!“ schreiend nebenher.

Bald hinter St. Jean de Luz erhebt sich der bisher ziemlich eben fortlaufende Weg auf einen breiten, bis an's Meer vorgeschobenen Bergrücken, und die Gegend gewinnt den großartigen Charakter einer prächtigen Gebirgslandschaft. Die hohen Felscolosse, welche das Thal der Bidassoa bei Yrun begränzen, treten hier in kühnen Formen hervor und bilden im Süden den majestätischen blauen Hintergrund des schönen Bildes. Die Höhen, über welche die Straße führt, sind theils mit Farrenkraut und Ginster, theils mit Eichen, Kastanien und anderem Laubwald bedeckt. Ein sehr malerischer, von Buschwerk und grünen Matten erfüllter Grund eröffnet sich links vom Wege, wenn man den höchsten Punkt des Bergrückens, über

den die Straße sich windet, erreicht hat. Dann geht es lange und ziemlich steil bergab bis zu dem französischen Gränzdorf Behobia, welches, Yrun gegenüber, unten im Thale, am Ufer der Bidassoa, liegt, welcher Fluß die Gränze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Da hier, beim Austritte aus dem „schönsten und civilisirtesten Lande der Welt“, die Päſſe vorgezeigt werden mußten, stiegen wir ab, und gingen dann, als wir dieselben nach kurzem Aufenthalt wiedererhalten, zu Fuß über die berühmte Brücke, die uns in „das Land der Barbarei“, das Land der Chocolade und der Papiercigarren, das Land der Fächer und der Mantillen, das Land der Fandango's und der Stiergefechte, das Land des gaspacho und der garbanzos *), hinüberführen sollte. Am spanischen Ende der Brücke wurden wir mit grosser Höflichkeit von einem wachehabenden Carabinero abermals um das Vorzeigen der Päſſe gebeten, die man jedoch sogleich wieder zurückgab, da erst in Yrun die eigentliche Controle derselben stattfinden sollte.

---

*) Gaspacho ist eine Art Suppe oder kalter Schale, die aus Wasser, Essig, Salz, ajo und tomate (Knoblauch und Paradiesäpfel) besteht, wozu zuweilen auch noch andere Ingredienzen, wie Gurken, pimiento (spanischer Pfeffer) und dergl. kommen, ein in der Hitze äußerst kühlendes Gericht, das bei keiner echt spanischen Mahlzeit fehlen darf. Garbanzos werden die Kichererbsen genannt, die regelmäßig das Rindfleisch begleiten und die Stelle der Sauce vertreten.

Interessant war mir der Vergleich zwischen dem verschiedenen Benehmen der beiden Leute, welche auf der französischen und spanischen Seite unsere Pässe forderten. Der französische Gensdarm brachte sein: „Vos passeports, Messieurs, s'il vous plait“ mit einer so entschiedenen, fast ironischen Betonung vor, daß man wohl merken konnte, die höfliche Phrase: „s'il vous plait“ sei durchaus nicht im Wortsinn zu verstehen. Der gutmüthige spanische Carabinero dagegen erinnerte mich durch sein ganzes Wesen an jenen österreichischen Soldaten, der, als er auf die Frage: „Hat der Herr einen Paß?“ die Antwort nein erhalten, sehr naiv erwiederte: „Recht gut; s'hätten sonst viel Schererei g'habt!“ nur daß der höfliche Spanier seine amtliche Forderung in die charakteristische, echt nationale Form faßte: „Erweisen mir die Herren die Gunst, ihre Pässe zu zeigen!“ (Tengan Ustedes el favor etc.)

In Yrun angelangt, wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß erst um 8 Uhr die Visitation des Gepäckes vorgenommen werden würde, da die Beamten hier nicht eher ihre Funktionen verrichten; daß wir mithin zwei volle Stunden Zeit hätten, uns nach Belieben in Yrun umzusehen. Kaum waren wir ausgestiegen, als wir auch sofort von einer sehr zudringlichen Französin in Beschlag genommen wurden, welche dem Zollamt gegenüber eine Art Gasthof etablirt hat und die mit Hartnäckigkeit darauf bestand, daß wir durchaus in ihrem Hause eine Chocolade einnehmen müßten. Ich war gar nicht aufgelegt,

diesem Begehren Folge zu leisten, da ich mit französischen Wesen in Spanien nichts mehr zu thun haben wollte, war aber gleichwohl genöthigt, da ein anderes Frühstückslocal nicht zu entdecken war, in das Unvermeidliche mich zu fügen. Die gute Dame ahnte nicht, daß das wiederholte Hervorheben ihrer französischen Nationalität, die sie als den besten Empfehlungsbrief für ihren Gasthof unaufhörlich anführte, bei mir gerade die umgekehrte Wirkung ausübte. Zu der Wohlthat der Chocolade, die wir in ihrem Hause genossen, sollte nun auch noch die hinzukommen, durch einen Sohn oder Neffen der Dame in dem kleinen Neste herumgeführt zu werden, von der ich mich jedoch durch die kategorische Erklärung, meine eigenen Wege verfolgen zu wollen, glücklich befreite.

Ich lenkte meine Schritte zunächst nach der großen Kirche, die am nördlichen Ende des Städtchens, etwas tiefer als die Hauptstraßen desselben gelegen, ihr kühnes Gewölbe, über das der an sich nicht unbedeutende Thurm nur wenig hervorragt, weit über die sie umgebenden Häuser erhebt. Das Innere derselben imponirt durch die reiche Pracht der Vergoldung, welche die aus Holz geschnitzten Altäre, namentlich den Hauptaltar ziert, der wie ein goldener Teppich die ganze Hinterwand der sehr breiten Kirche einnimmt. Sämmtliche Altäre waren mit celebrirenden Priestern besetzt und eine Menge in schwarze Mantillen gehüllter fächernder Frauen knieete auf dem Steinpflaster. Ein besonderer Anschlag in der Nähe der Kirche verbot das Ballspiel (la Pelota) auf dem

vor derselben befindlichen kleinen Platze. Durch eine kleine enge Gasse gelangte ich bald wieder in das Centrum des Städtchens, auf die Plaza de la Constitucion, in deren Nähe unsere auf die Zollbeamten wartende Diligence stand, zu welcher sich noch ein anderer Reisewagen gesellt hatte, der das eigene Fuhrwerk einer Familie aus Madrid war — in Spanien jedenfalls eine Seltenheit. Yrun macht mit seinen malerischen, meistens mit glänzenden Schieferplatten gedeckten Häusern, welche im Allgemeinen nett und reinlich aussehen, einen recht angenehmen Eindruck, der durch die prächtigen Berge, welche namentlich im Südosten sich erheben und mit ihren blauen Gipfeln in das Städtchen hineinschauen, noch bedeutend erhöht wird. Als ich in einem Kaufladen eine Kleinigkeit einkaufte, erhielt ich einen Beweis spanischer Ehrlichkeit, der einen wohlthuenden Gegensatz zu einigen Prellereien bildete, die mir vor Kurzem bei ähnlicher Gelegenheit in Frankreich widerfahren waren. Ein kleiner Spaziergang vor das westliche Ende der Stadt führte mich auf eine mit Maisfeldern bedeckte Berglehne, von wo man einen schönen Blick auf einen Theil der Bai von Fuenterabia und auf diese im hellen Sonnenschein herüberglänzende (ehemalige) Festung erhielt. Auf dem Rückwege wurde ich von mehreren Fischerweibern eingeholt, die eiligen Laufes, auf dem Kopf einen großen Korb mit frischgefangenen Fischen tragend, sich gegenseitig zu überholen bemüht waren, um die ersten zu sein, die ihre Fische in dem Städtchen ausbieten konnten, was sie auch um die

Wette in den hellsten, kreischendsten Lauten thaten, so daß bald das ganze ruhige Städtchen von dem Geschrei dieser Weiber wiederhallte.

Als endlich die ersehnte Stunde gekommen war, wo Postbüreau und Zollamt in Thätigkeit treten, fanden wir für den langen Verzug wenigstens darin Entschädigung, daß wir nun möglichst schnell expedirt wurden und eine nur sehr milde und oberflächliche Visitation zu bestehen hatten, was freilich seinen verborgenen Grund, wie ich später hörte, in mehreren Peseten hatte, die mein Reisegefährte, der allerdings Gründe hatte, einer strengen Visitation vorzubeugen, dem visitirenden Beamten heimlich in die Hand gedrückt. Bei der Abfahrt wurden wir vom Mayoral, der auf der Höhe des Wagens einige Säcke und Kisten unterbringen wollte, in das leere Interior der Diligence verwiesen, wogegen ich, bei der Unbequemlichkeit des früheren Sitzes, wenig einzuwenden hatte, da ich überdies die Schönheiten dieser kurzen Strecke bis San Sebastian, die wir in ungefähr zwei Stunden zurücklegten, schon auf meiner vorigen Reise mit Muße hatte genießen können. Der Weg führt, nachdem die rechter Hand eine Zeitlang sichtbare Bai von Fuenterabia hinter einem mächtigen Felscoloß, der sich zwischen die Straße und das Meer drängt und den baskischen Namen Jaitzquivel trägt, verschwunden ist, in einem engen Thale mit abwechselnden Steigungen und Senkungen fort, das zu beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen wird, die zum Theil mit Kastanien- und Eichenwald

bedeckt sind. Das Thal ist gut angebaut und bietet an vielen Stellen das Bild eines üppigen Gartens dar. Auf den Höhen erblickt man von Zeit zu Zeit große schloßähnliche Gebäude — aufgehobene verlassene Klöster, die dem Ruin entgegengehen. Namentlich wurde mir eines, linker Hand prächtig auf der Höhe gelegen, von meinem Begleiter als ein früher ungemein reiches Carthäuserkloster bezeichnet, dem ehemals die ganze umliegende Gegend gehört, dessen Äbte wahrhaft fürstlich gelebt, in prachtvollen Carossen mit sechs Pferden ausgefahren u. s. w. Dies gab Veranlassung zu einem interessanten Gespräch über die ehemaligen spanischen Klöster überhaupt und ihre Säcularisation. Obgleich mein junger Madrileño kaum als eine zuverlässige Quelle in Betreff jener Angaben betrachtet werden konnte und stark liberale, den Mönchen keineswegs günstige Grundsätze an den Tag legte, auch in vielen offenbar ungerechten Vorurtheilen befangen war, worüber wir in einen ziemlich lebhaften Disput geriethen, so mußte ich ihm doch darin Recht geben, daß der Klöster in Spanien früher wirklich zu viele gewesen, daß manche vollkommen ausgeartet und ihrem wahren Beruf entfremdet waren und daß die Säcularisation, obgleich im Prinzip eine nicht zu rechtfertigende Ungerechtigkeit, doch in gewisser Beziehung wie ein reinigender Gewittersturm vortheilhaft für die Kirche und das Land geworden. Von der Menge der Klöster, die früher in Spanien existirt haben, hat man in der That außerhalb dieses Landes kaum einen Begriff. Italien, das an Klöstern gewiß keinen Mangel

leidet, erscheint in dieser Beziehung arm, wenn es mit dem früheren Spanien verglichen wird. Im Jahre 1787, als bereits die zahlreichen Jesuiten vertrieben waren, befanden sich in Spanien, bei einer Gesammtbevölkerung von nur 10 Millionen, 61,000 Mönche, 35,500 Nonnen und 95,100 Weltgeistliche. *) Mithin kam ungefähr auf je 100 Menschen ein Religios und auf je 50 ein Geistlicher überhaupt. Wenn es schon im Allgemeinen nicht wohl denkbar erscheint, daß alle diese wahren geistlichen Beruf gehabt, dann steht auch geschichtlich fest, daß in keinem Lande der von der Kirche so sehr getadelte und vom Concil von Trient selbst mit der Excommunication bedrohte Mißbrauch so häufig vorkam, daß Eltern ihre Kinder (namentlich Töchter) zum Eintritt in ein Kloster genöthigt, wenn sie selbst nicht im Stande oder geneigt waren, sie anderweitig zu versorgen. Auch darf man, um gerecht zu sein, nicht verkennen, daß der sehr ausgedehnte Besitz an Ländereien, welche den Klöstern gehörten, und der vielleicht mehr als den fünften Theil des gesammten Länderbesitzes betrug, wie das in der Regel mit sehr

---

*) Murray Encyclopaedia of Geography, pag. 569. (Ich citire absichtlich dieses englische protestantische Werk, das in seinen statistischen Nachrichten hier aus authentischen Quellen geschöpft zu haben scheint, um zu zeigen, wie unbegründet und offenbar falsch die Angabe der katholischen Binder'schen Realencyclopädie ist, nach welcher noch jetzt [!] in Spanien 180,000 Mönche und Nonnen sich befinden sollen!)

großem unveräußerlichen Länderbesitz der Fall zu sein pflegt, auf die Cultur des Bodens überhaupt einen hemmenden Einfluß ausgeübt und mit eine Ursache der schlechten und vernachlässigten Landwirthschaft gewesen. Große Theile der klösterlichen Grundstücke lagen überall entweder gänzlich unbebaut oder wurden so schlecht und nachlässig bewirthschaftet, daß die Gesammtproduktion des Landes darunter wesentlich leiden mußte. Der übrige Reichthum der Klöster war so bedeutend, daß sie keine dringende Veranlassung hatten, ihre Ländereien erträglicher zu machen; und selbst wenn sie dies gewollt hätten, würde es ihnen, da Spanien fast gar kein brodloses Proletariat besitzt, namentlich auf dem Lande gänzlich an Arbeitskräften gefehlt haben. Dazu kommt das offenbare Mißverhältniß, das stets zwischen dem klösterlichen Beruf und großem zeitlichen Reichthum besteht und das immer nur zur Ausartung, ja zum gänzlichen Verlust der klösterlichen Disciplin geführt hat. Freilich verdankt Spanien diesen Verhältnissen auch viele seiner Prachtbauten und den werthvollen Schmuck und die kostbare Pracht seiner meisten Kirchen. Sonderbarer Weise zeichneten sich fast überall die Carthäuser durch fast fabelhaften Reichthum aus. Noch heute sind die sogenannten Cartujas (Carthäuserkirchen) um ihrer inneren Pracht willen vor allen anderen sehenswerth. Aber nicht immer wurde der Reichthum der Klöster in so zweckmäßiger Weise verwendet. Von dem Carthäuserkloster in Granada wird erzählt, daß, als der Gouverneur dieser Stadt sich einmal in

großer Geldverlegenheit befunden, er bei dem Abt des im Rufe großen Reichthums stehenden Klosters eine bedeutende Anleihe habe machen wollen. Der Abt habe diese Bitte abgeschlagen, am anderen Tage aber eine Caravane von Maulthieren, die mit Säcken voll spanischer Thaler beladen gewesen, zum Gouverneur gesendet mit der Bitte, die doppelte als die erbetene Summe als Geschenk vom Kloster anzunehmen, da eine solche Gabe es keineswegs arm machen werde! Auch eine cosa de España! Bei Barcelona lag ein Carthäuserkloster, das durch den Verkauf eines vortrefflichen Weines, der auf seinem Grund und Boden wuchs, sich immensen Reichthum erworben. Um ihn anzuwenden, kam der Abt auf den eigenthümlichen Gedanken, die ganzen, viele Meilen umfassenden, Besitzungen des Klosters mit einer prachtvollen steinernen Mauer umziehen zu lassen, welche viele Millionen gekostet. *)

Dem sei wie ihm wolle, die gewaltsame Plünderung des Kirchengutes war ein offenbarer Raub, der keinen Segen bringen konnte. Es fiel mir nicht schwer, dies meinem Reisegefährten aus dem gegenwärtigen Zustande der spanischen Finanzen handgreiflich zu beweisen. Wenn auch die Cultur des Landes in der letzten Zeit sich unverkennbar in vieler Beziehung verbessert hat, so fehlt doch und zwar hauptsächlich

*) Ich will nebenbei bemerken, daß ich diese Thatsachen nicht aus dem Munde meines liberalen Madrileño habe, sondern aus anderer, vollkommen unverdächtiger Quelle.

durch Schuld der Regierung noch unendlich viel, daß dieses von Gott so gesegnete und mit allen Arten innerer Hülfsquellen begabte Land sich des Genusses auch nur der Hälfte jenes Reichthums erfreute, den es in seinem Schooße birgt und der ihm bei besserer Verwaltung in allen Bedürfnissen des Lebens eine gänzliche Unabhängigkeit von jedem anderen Lande sichern könnte. England und Frankreich ziehen aus Spanien einen enormen Gewinn, dessen Ausfall für beide Länder höchst empfindlich sein würde; Spanien könnte mit leichter Mühe sich auf einen Standpunkt erheben, wo ihm alle englischen und französischen Produkte entbehrlich würden. Dies ist so klar, daß es selbst dem gewöhnlichsten Verstande einleuchten muß, wenn er auch nur oberflächliche Kenntniß von den Produkten des Landes hat. So hielt mir später in der Nähe von Sevilla ein ordinärer andalusischer Ventero über diesen Gegenstand eine beredte Vorlesung. Aqui hay del todo! rief er mit Stolz und Enthusiasmus aus, auf die Gefilde Andalusiens, seines Vaterlandes, zeigend. Nosotros no hemos menester de nadie. Nuestro pais es el mas rico del mundo! (Bei uns giebt es Alles! Wir bedürfen Niemanden. Unser Land ist das reichste der Welt!)

Doch ich vergesse, daß wir immer noch nicht in San Sebastian angelangt sind und daß der Leser ungeduldig werden könnte, wenn er noch länger auf diesem kurzen Wege aufgehalten wird. Gleichwohl kann ich nicht unterlassen, die reizende Lage von

Passajes, an dem wir kurz vor San Sebastian vorüberkamen, noch etwas näher zu beschreiben, als dies in meiner ersten Reise geschehen ist. Der unmittelbar am Ufer des Meeres von Ost nach West hinstreichende Gebirgszug, welcher die Fortsetzung des Jaitzquivel bildet und durch seine steilen Felsmassen uns bisher ununterbrochen den Anblick des Meeres entzogen hatte, läßt nämlich hier durch eine äußerst schmale Spalte, die wie ein gigantisches Felsenthor sich öffnet, das Meer in das zwischen der Felsenwand und der Anhöhe, auf deren Abhang die Straße hinführt, gelegene Thal eindringen, so daß dasselbe hier einen rings von Felsen eingeschlossenen Hafen bildet, der vollkommen den Eindruck eines kleinen Alpensees macht und nur durch das obenerwähnte Felsenthor mit dem Ocean zusammenhängt. Am gegenüberliegenden Ufer, wo zwischen der fast senkrecht steilen Felsenwand und dem in das Land hineingequollenen, in länglicher Form sich ausbreitenden Hafen eine schmale Spanne ebenes Land übrig geblieben, ziehen sich die äußerst malerischen, nur eine einzige Straße bildenden Häuser des kleinen Ortes Passajes hin, unter denen selbst eine recht stattliche Kirche noch Raum gefunden hat. Der Hafen, der früher vortrefflich gewesen sein soll, ist gegenwärtig nur für kleine Schiffe brauchbar und auch diese können nur zur Zeit der Fluth durch das enge Felsenthor in ihn einlaufen. Jetzt dient er meistens nur Fischerboten zum Zufluchtsort. Zwar machte die grade herrschende Ebbe den Anblick des Hafens, der bis zur Hälfte

vom Wasser entblößt war, ziemlich unerfreulich und der widerwärtige Geruch, den die Ebbe namentlich in solchen Einbuchtungen verbreitet, wo der frische Seewind nicht streichen kann, war auch nicht grade zu den Annehmlichkeiten zu rechnen. Doch erhielt das Bild ein eigenthümliches Leben durch eine Menge Weiber, die, im tiefen Schlamme fast bis an die Kniee watend, nach Krabben und anderen eßbaren Seegeschöpfen suchten, welche die Fluth dort zurückgelassen. Ihre gebückten, in allen Richtungen umherkriechenden Gestalten, von denen die langen schwarzen Zöpfe fast bis in den Schlamm herabhingen, gaben ein höchst wunderliches Bild und ließen sie auf den ersten Blick fast selbst als eigenthümliche Meergeschöpfe erscheinen.

Der Eintritt in San Sebastian, das von dem Hafen von Passajes nur durch einen Bergrücken getrennt wird, über welchen die Straße führt, ist schön und großartig. Ein kleiner von den im Süden sich aufthürmenden hohen Gebirgen herabkommender Fluß (die Urumea) ergießt sich hier in's Meer und bildet einen zweiten, etwas weiteren Riß in die Felsenmauer, welche den Ocean an dieser Küste begränzt. Am jenseitigen Ufer desselben, unmittelbar neben seiner Mündung, erhebt sich der colossale Felsen Orgullo, der auf seinem hoch in die Luft ragenden breiten Rücken das Kastell von San Sebastian trägt, und in mancher Beziehung an den Montjuich bei Barcelona erinnert. An seinem südlichen Fuß, dem Lande zugewendet, klebt die nette und reinliche Stadt, welche

den nördlichsten, an den steilen Felsen sich lehnenden Theil der Landenge einnimmt, die durch die breite Mündung der Urumea im Osten und den fast cirkelrunden Hafen gebildet wird, den im Westen des steilen, in's offene Meer vorspringenden Festungscolosses der Ocean in's Land hineingewühlt, und der gleichfalls wie ein ruhiger Binnensee von hohen Bergen umkränzt ist, welche sich, namentlich im Westen, in höchst romantischen Felspartien zu ihm herabsenken. Die Einfahrt des Hafens wird überdies durch einen mächtigen, wie eine Pyramide inselartig aus dem Wasser sich erhebenden Felsen, der zum Theil mit grünem Moos und Farrenkraut bewachsen ist und einen außerordentlich malerischen Anblick gewährt, verengt und beschützt. Diesen schönen Felsen kann man jedoch, wie überhaupt die ganze dem Meer zugekehrte Hälfte des Hafens beim Eintritt in San Sebastian, welcher, nachdem man die Urumea auf einer breiten Brücke übersetzt, wenn ich nicht irre, nur durch ein einziges, stark befestigtes Thor möglich ist, nicht erblicken. Nur der südliche Theil des Hafens wird hier sichtbar, an dem eine Reihe hölzerner Hütten den Badeplatz bezeichnen, wo die von den Einwohnern von Madrid im Sommer sehr besuchten Seebäder von San Sebastian genossen werden. Die ganze Lage dieser Stadt ist so eigenthümlich, daß eine so detaillirte Schilderung derselben unumgänglich nothwendig ist, um dem Leser nur eine schwache Idee der entzückenden Schönheit der Aussichten zu geben, die am Nachmittag dieses Tages mich noch

wahrhaft überraschen und mit freudigem Erstaunen erfüllen sollten.

San Sebastian, früher die Hauptstadt der Provinz Guipuzcoa, hat diesen Rang jetzt der einige Meilen südlich in den Bergen gelegenen Stadt Tolosa abtreten müssen. Die vielen Belagerungen und Zerstörungen, die es aushalten mußte (im Jahre 1808 nahmen es die Franzosen in Besitz, bis sie 1813 durch die Engländer vertrieben wurden, bei welcher Gelegenheit die Stadt gänzlich abbrannte), sind die Ursache, daß San Sebastian das Bild einer ganz neuen Stadt darbietet, mit graden, unter rechten Winkeln sich kreuzenden, ziemlich engen Straßen und modernen, jedoch den spanischen Charakter durch die fast an keinem Fenster fehlenden Balcone nicht verläugnenden Häusern. Die größte Reinlichkeit und Sauberkeit zeichnet die Stadt selbst in den kleinsten Nebengassen aus.

Nachdem ich in der recht guten Fonda de Vittoria in einem kleinen freundlichen Zimmer mich eingerichtet und in Gesellschaft des Mayoral und meines früheren Reisegefährten ein Mittagmahl eingenommen, von welchem eine Schüssel mit Meermuscheln den eigenthümlichsten Bestandtheil bildete, nahm ich für den folgenden Morgen einen Platz auf dem sogenannten Correo nach Azpeitia, der von diesem Gasthause aus abgeht und dessen Expedient der Wirth selbst ist, und machte mich nach einer kleinen erquickenden Siesta auf, um die Schönheiten der Lage von San Sebastian in Augenschein zu nehmen.

Mein Ziel war zunächst der Gipfel des, seinen Namen mit Recht verdienenden stolzen Felscolosses Orgullo. *) Die Steilheit desselben läßt nicht zu, daß die Häuser der Stadt sich hoch an ihm hinaufziehen. Auf's Gerathewohl meinem Instinkte folgend, fand ich bald den richtigen Weg, der sich, nachdem man eine kleine Treppe hinangestiegen, in westlicher Richtung sanft ansteigend an der dem Hafen zugekehrten Seite des Berges hinaufwindet. Außer einem englischen Dampfschiff lagen nur wenige kleine Fahrzeuge hier vor Anker. Obgleich der fast ganz vom Lande eingeschlossene Hafen dem Anschein nach eine vollkommen geschützte Lage hat, zeigen doch die in seinem östlichen Winkel hervorspringenden Steindämme, hinter welche sich die kleineren Schiffe zurückziehen, daß die Sicherheit desselben nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Und in der That hörte ich, daß bei wirklichem Sturm das Meer über die, den Eingang scheinbar versperrende Felspyramide, obgleich dieselbe eine beträchtliche Höhe hat, hinweg, in berghohen Wellen in den Hafen hineinbreche und selbst schon kleinere Schiffe, welche unvorsichtig außerhalb des Steindammes sich gelagert, zertrümmert haben solle. Besonders schön und großartig soll dann der Anblick jener Insel sein, wenn das Meerwasser, mit dem sie ganz übergossen wird, wie ein mächtiger

*) Orgullo heißt im Spanischen Stolz. Doch mag der Name wohl baskisch sein und nur zufällig mit jenem castilianischen Worte übereinkommen.

Katarakt von ihren steilen Felsenwänden in den Hafen niederstürzt und die heftigsten Wallungen in ihm verursacht. Der Weg, den ich verfolgte und der in der Nähe der Stadt von einigen prächtigen Bäumen beschattet war, führte mich bald, der Rundung des Berges folgend, zu einer Art Batterie, welche, gerade über der engen Mündung des Hafens gelegen, dieselbe, wie man glauben sollte, gegen jeden feindlichen Einbruch für immer zu beschützen im Stande wäre. Die Aussicht, die sich hier darbot, war so überraschend schön, daß sie mich in ein förmliches Entzücken versetzte und in mir eine Art von Vorahnung jener prachtvollen Scenen hervorrief, die im Verfolg meiner Reise diese Nordküste von Spanien in der unerschöpflichsten Mannichfaltigkeit mir noch zeigen sollte. Im Süden thürmten sich die hohen Gebirge von Guipuzcoa in aller Pracht ihrer herrlichsten tiefblauen und violetten Beleuchtung über den schwellenden grünen Hügeln und Vorbergen auf, welche sich amphitheatralisch von allen Seiten in den schönsten und lieblichsten Formen zum Hafen niedersenken. Ganz unmöglich ist es, die reizende Farbenpracht, die über dieses Bild ausgegossen war, durch Worte zu schildern, jenen duftigen, sammtartigen Schmelz, der die in die reine Luft ragenden fernen Berggipfel umgab, jene tausendfältigen Abstufungen des Lichtes auf den grünen Matten der näheren Berge, jenen goldigen Schimmer, in dem einzelne Theile der von der Sonne beschienenen Abhänge herüberglänzten und der von dem dunklen saftigen Grün der Kastanien- und Eichenwälder um

so klarer hervorgehoben wurde. Im Westen bildete, dem Orgullo, auf dessen noch nicht halber Höhe ich stand, grade gegenüber, eine ebenso hohe steile Felswand den anderen Flügel des riesigen, stets offen stehenden Felsenthores, das die Natur dem Hafen von San Sebastian gegeben, und zwischen diesen beiden Thorflügeln tauchte aus der ruhigen blauen Fluth des Hafens jene mehrerwähnte Felspyramide auf, die sich quer vor die Einfahrt des Hafens gestellt, und deren dunkelbraune Felsmassen zur Hälfte mit Moos und Farrenkraut bedeckt sind, auf dem die Sonne ihr goldenes Licht in zauberischer Weise spielen läßt. Im Norden endlich breitet sich die unermeßliche Fläche des blauen Meeres aus, die immer mehr sich ausdehnt, je weiter man den auf die Nordseite des Orgullo sich herumziehenden Pfad verfolgt, bis endlich jeder Rückblick nach Süden abgeschnitten, der Anblick des Hafens entschwunden, die an der entgegengesetzten Seite des Berges liegende Stadt längst vergessen ist und man in einer Höhe von mindestens 300 Fuß in völliger Einsamkeit, am fast senkrechten Abhange, an welchem der Weg immer sanft bergan sich hinaufzieht, über der Tiefe gleich einer einsamen Seemöve schwebend, nun nur das offene Meer in seiner ganzen majestätischen Unermeßlichkeit und den noch hoch sich hinaufziehenden steilen Bergrücken neben sich, vor sich und hinter sich hat. Nachdem man soeben noch den Anblick der umfangreichsten, reizendsten Gebirgslandschaft genossen, ist man nun mit dem Meer allein, dessen tiefblaue Fluthen nach

allen Richtungen hin, außer nach Süden, wo der hohe und steile Bergrücken gegen jede Communication mit dem Lande einen mächtigen Protest einlegt, in unermessene Fernen sich ausbreiten. Dieser Eindruck war überwältigend und ließ an Erhabenheit alles hinter sich, was ich bisher gesehen. Dieser kostbare Spaziergang, der wohl einzig in seiner Art sein dürfte und eben nur durch die eigenthümliche Lage von San Sebastian bedingt ist, bietet gewissermaßen Gelegenheit, trockenen Fußes und ohne das Land zu verlassen, aus dem Hafen auszulaufen und in die offene hohe See hinauszufahren, ein Vergnügen, das durch die sehr beträchtliche Höhe, in der es hier genossen wird, indem zu der allmähligen Entfernung vom Hafen noch die immer höher ansteigende Erhebung des Standpunktes kommt, einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz erhält. Der steile Abhang, an welchem der Pfad an der Nordseite des Felscolosses, der hier einsam in das weite Meer hinausgeschoben ist, sich emporwindet, bietet dabei die schönsten malerischen Felspartien dar. Eine üppige Vegetation, bestehend aus hohem Grase, allerhand südlichen aromatischen Kräutern und Blumen, und häufig zwischen dem Gestein hervorquellendem Buschwerk, breitet sich überall über den Rücken des Felsens aus. Eine Menge bunter Schmetterlinge flatterten hier von Blume zu Blume und zuweilen schwebte eine braune Seemöve oder ein großer weißer Seeadler, wie sie an dieser Küste sehr häufig sind, über der Tiefe. Immer weiter den bequemen Pfad verfolgend, der nun in

östlicher Richtung am jähen Abhange sich hinaufzieht und bis zu den höchsten Festungswerken emporführt, kam ich — zur Linken in schwindelerregender Tiefe das Meer, das mit gewaltiger Brandung den Fuß des Berges umbraust, zur Rechten die steile, immer noch hoch sich emporthürmende Bergwand — an einigen Grabmälern englischer See-Offiziere vorüber, welche in einer kleinen, mit Buschwerk erfüllten Felsenspalte hier ihren Ruheplatz gefunden haben, und denen die Liebe ihrer Cameraden an dieser einsamen, wahrhaft erhabenen Stätte jene einfachen Denksteine gesetzt. Auch begegnete ich hier einem jungen Priester, mit Schiffhut und Soutane bekleidet, der eine Gesellschaft kleiner Knaben, wahrscheinlich die Zöglinge irgend einer Anstalt, deren Erzieher er war, spazieren führte. Anstatt zu dem eigentlichen Hauptcastell (La Mota) hinaufzusteigen, das in der Mitte des Berges auf seinem höchsten Gipfel erbaut ist, verfolgte ich meinen Pfad bis zu einem weiter östlich gelegenen Fort, von dessen Wällen man einen prächtigen Blick auf das Thal der Urumea und den östlichen Theil der Stadt, sowie auf jene südöstlich sich erhebenden mächtigen Berggipfel genoß, welche an dem vorigen Aussichtspunkt unsichtbar waren. Einige alte, mit dem spanischen Wappen versehene Kanonen waren hier und da zwischen dem halbzerfallenen Gemäuer der Wälle aufgepflanzt, und der ganze Zustand der Festung (deren Hauptcastell ich übrigens nicht näher besichtigt habe) schien zu beweisen, daß man hier ebenso wie in Vigo sich mehr durch die Eifer-

sucht zwischen Frankreich und England, von denen keines dem anderen den Besitz dieser wichtigen Punkte gönnen würde, als durch die eigene Stärke für den Fall eines Krieges gesichert glaubt.

Ich war nunmehr vollständig über die Lage von San Sebastian und seiner Umgebungen orientirt und hatte meinen Blick nach allen Richtungen, wohin nur immer eine Aussicht möglich war, schweifen lassen. Langsam und gewissermaßen mit Bedauern, nicht für immer hier oben bleiben zu können, stieg ich auf demselben prachtvollen Wege nun wieder zur Stadt hinab, auf's Neue lebhaft davon überzeugt, daß, wer wahrhaft grandiose Schönheiten in der Natur aufsuchen will, seinen Weg nach Spanien lenken müsse, wo er sie finden wird, wenn sein Fuß kaum die Gränze überschritten hat. Diese Schönheit der Natur ist aber auch Alles, was San Sebastian interessant und sehenswerth macht. Das kleine freundliche Städtchen hat sonst nichts zu bieten, was den Reisenden besonders fesseln könnte. Eine Kirche, in die ich eintrat, zeichnet sich durch eine sehr reiche, im italienischen Styl erbaute Façade und im Innern durch ein schönes altes Bild des heiligen Sebastian, des Schutzpatrones der Stadt, das den Hauptaltar ziert, aus. Eine andere ältere (wenn ich nicht irre, gothische) Kirche wird gegenwärtig restaurirt. Auf der Alameda, welche sich außerhalb der Festungswerke vom Hafen bis zur Brücke über die Urumea hinzieht, war großer Jubel von Kindern, die hier am Tage ihren Hauptspielplatz zu haben scheinen und die Luft weithin mit

ihrem fröhlichen Geschrei erfüllen. Die kleinen spanischen Kehlen stehen, wie ich bezeugen kann, im Hervorbringen der hellsten und vernehmlichsten Jubeltöne keinen anderen der Welt nach. Die Brücke über die Urumea überschreitend, ging ich an ihrem sandigen Ufer bis zur Mündung hinauf und beschaute mir den stolzen Orgullo noch einmal im Abendlicht von unten. In dem nassen Sande, wo die Fluth eben im Rückzuge begriffen war, wimmelte es von Millionen kleiner, fast wie Heupferde springender Seethiere, die mir gänzlich neu und unbekannt waren, aber bald so lästig wurden, daß ich, da überdies die Sonne im Sinken begriffen war, umkehrte und über die Alameda, wo jetzt die Kinder verschwunden waren, aber die vornehme Welt in der Kühle des Abends sich erging, in meine Fonda mich zurückzog.

Da es in San Sebastian nichts Neues mehr für mich zu sehen gab und ein noch längerer Aufenthalt an diesem schönen Orte bei der Kürze der mir zu Gebot stehenden Zeit und der Weite des nach meinem Plan noch zurückzulegenden Weges nur freiwilliger Zeitverlust gewesen wäre, den man auf einer Reise in Spanien stets vermeiden muß, da die unzureichenden Communicationsmittel nur zu oft unfreiwilligen herbeiführen, war ich nunmehr ganz zufrieden, schon am folgenden Morgen meine Reise fortsetzen zu können, obgleich ich es früher, als die entzückende Schönheit des Orgullo vor meinen Augen sich entfaltete, schon wirklich bedauert hatte, mich voreilig durch mein Billet an den Correo von Azpeitia gebunden zu haben.

Azpeitia ist nämlich ein kleines Gebirgsstädtchen, auf dem Wege nach Bilbao gelegen, von wo man in einer Viertelstunde Loyōla erreichen kann, das ich diesmal jedenfalls zu besuchen mir vorgenommen hatte. Von San Sebastian nach Azpeitia geht täglich um 7 Uhr Morgens ein Personenwagen (correo, auch coche [Kütsche] schlechtweg genannt) ab, der ganz die Construction der Tyroler Stellwagen hat, obgleich der Fahrpreis hier bedeutend theuerer ist.

Bei unserer Abfahrt am anderen Morgen, die ziemlich pünktlich stattfand, war der Himmel trübe und ließ sogar zuweilen einige Regentropfen fallen; doch sehr bald mußte der trübe Morgen einem schönen, sonnigen Tage weichen. Wir fuhren am Hafen dicht bei dem Etablissement der Seebäder vorbei und lenkten dann in südlicher Richtung in ein schönes Gebirgsthal ein, das einen völlig deutschen Charakter zeigte. Der Weg war, wie überall in den baskischen Provinzen, eine vortreffliche Chaussée, die nichts zu wünschen übrig ließ, was seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß die Straßen hier nicht von der nachlässigen Regierung, sondern von den thätigen und ihren Vortheil sehr wohl verstehenden Gemeinden gebaut werden. Schöner frischer Laubwald, hauptsächlich aus Eichen, Buchen und Kastanien bestehend, zwischen denen ich jedoch hin und wieder auch Gruppen von Lerchenbäumen (Pinus larix) bemerkte, bedeckte die unteren Abhänge der Berge. Oft rauschte dicht neben der Straße ein munterer Gebirgsbach, dessen Wasser zuweilen eine Sägemühle oder auch ein Eisenwerk trieb. Fast be-

ständig waren einzelne Häuser und Gehöfte an den Abhängen sichtbar, und durch mehrere kleine Ortschaften mit malerischen Häusern und großen schönen Kirchen führte der Weg. In einer derselben erlaubte der Mayoral zwei kleinen bildschönen Knaben, hinten auf den Wagentritt zu steigen (das Innere des Wagens, in welchem die Sitze der Länge nach, wie in einem Omnibus, angebracht waren, bot keinen freien Platz mehr dar), um in dieser eigenthümlichen Stellung bis zum nächsten Orte transportirt zu werden. Da ich am Ende der Bank, unmittelbar neben der Wagenthüre saß, wurden diese beiden Kinder, deren liebliche Gesichter verlegen und schweigsam zu uns hineinschauten und die sich an der Wagenthüre festhalten mußten, um von ihrem Tritt nicht herunterzufallen, meine nächsten Nachbarn. Nie in meinem Leben habe ich ein schöneres Kind gesehen, als den einen dieser beiden baskischen Knaben, der höchstens 7 bis 8 Jahre alt sein mochte. Der zarte weiße Teint, die wirklich edlen, regelmäßigen Züge, das kluge glühende Auge und die reizende Verlegenheit und Schüchternheit auf dem unschuldigen Gesicht hätten vermuthen lassen können, daß er das wohlgezogene, sittsame Kind von Eltern aus den höchsten Ständen gewesen, wenn nicht die kleine violette Gorra *), die seinen Kopf bedeckte, und die jede Bekleidung als überflüssigen Luxus verschmähenden kleinen Füße

*) Baskisches Birett.

verrathen hätten, daß ich nur das Kind eines einfachen baskischen Bauern vor mir hatte.

Die vielen Wendungen, welche der Weg, der sich beständig durch enge Thäler mit wechselvoller Mannichfaltigkeit der Aussicht drängte, in verschiedenen Richtungen machen mußte, hatten mich über die Hauptrichtung, die er verfolgte, vollständig getäuscht; ich war daher sehr überrascht, als ich bei dem in einem schönen Gebirgsthal gelegenen Städtchen Andoain bemerkte, daß der breite Fluß Oria, an dem es liegt, sich allmählig in einen kleinen Meerbusen erweiterte, in welchem sich die Ebbe bemerklich machte, und selbst im Hintergrunde gegen Norden zwischen den Bergen ein Stück des offenen Meeres sichtbar wurde. Wir waren also nicht südlich in grader Richtung gegen Azpeitia, sondern vielmehr westlich in geringer Entfernung von der Küste hingefahren. Da unmittelbar hinter dem Städtchen sich der Weg in vielen Schlangenwindungen einen hohen und steilen Bergrücken hinaufzog, ging ich mit einigen anderen der mitreisenden Herren zu Fuß voraus. Der Rückblick auf das schöne Gebirgsthal mit seiner seeähnlichen Ria war in der That reizend. Ria nennt man nämlich an der ganzen Nord- und Westküste von Spanien jene sehr breiten Mündungen, zu denen sich oft auch kleine und unbedeutende Flüsse, bevor sie sich in's Meer ergießen, erweitern, und von denen man nicht recht weiß, ob man sie in's Land eingedrungene schmale Meerbusen oder dem Meer zuströmende Erweiterungen der Flüsse nennen soll. Diese Rias bilden vortreffliche kleine

Hafen; oft können große Seeschiffe mehrere Meilen in ihnen hinaufkommen. Natürlich haben sie alle salziges Wasser und zeigen die Erscheinungen der Ebbe und Fluth selbst in ziemlich bedeutender Entfernung vom Meer. Ich werde im Verlauf meiner Erzählung, namentlich in Asturien und Galizien, noch oft Gelegenheit haben, auf diese Rias zurückzukommen, welchen diese ganze Küste einen ihrer eigenthümlichsten Reize verdankt *). Da die Straße, um an dem sehr steilen, felsigen Abhange sich emporzuringen, einen ungeheuren Bogen machen mußte, so kletterten wir, um die Krümmung abzuschneiden, mit einiger Beschwerde an der schroffen, mit kleinem Buschwerk bewachsenen Felsenwand empor und gewannen dadurch einen bedeutenden Vorsprung, der uns erlaubte, an der anderen, westlichen Seite des Berges noch eine große Strecke bergab zu gehen, ehe der Wagen uns einholte. Die Aussicht, welche sich hier oben darbot, war wiederum so überraschend schön, daß ich vor Freude laut hätte aufjubeln mögen. Zu unseren Füßen lag die unermeßliche tiefblaue Fläche des Oceans, welche gegen Westen durch ein höchst malerisches, in's Meer vorspringendes Felsencap begränzt war. Daneben zeigte sich auf einem anderen Felsen, dessen Fuß gleichfalls das Meer bespülte, ein prächtiges altes

*) Das Wort ria darf nicht verwechselt werden mit dem spanischen Worte rio, welches Fluß, Strom schlechtweg bedeutet. Unter ria wird stets nur salziges, für Seeschiffe zugängliches Wasser verstanden.

Schloß. Eine freundliche, mit grünen Maisfeldern bedeckte kleine Ebene zog sich neben dem Strande hin, aus welcher das Städtchen Sarauz mit seinen netten malerischen Häusern hervortauchte. Links (im Süden) thürmten sich eine Menge blauer Berggipfel von den schönsten Formen übereinander, die ihre breiten, mit dunkelgrünem Kastanienwald bedeckten Rücken terassenförmig zum Thale herabsenkten.

In Sarauz wurden die Pferde gewechselt und man hatte Zeit, ein Frühstück, bestehend aus unschmackhaftem Maisbrod, Käse und Wein, einzunehmen, welch' letzterer so bedeutend nach Pech schmeckte, daß er fast ungenießbar war. Einige vortreffliche, auf der Straße gekaufte Aprikosen boten einen kleinen Ersatz für das sehr ungenügende Mahl. Doch bin ich diesem reizenden kleinen Orte dadurch zu besonderem Dank verpflichtet, daß ich auf den glücklichen Gedanken kam, hier in einem Kramladen einen Wachsstock zu kaufen, der mir später in gewissen asturischen und galizischen Ventas und Posadas die vortrefflichsten Dienste leistete.

Hinter Sarauz ging es in südlicher Richtung bald tief in die Berge hinein und die Gegend nahm einen großartigen, ja erhabenen Charakter an. Der Weg konnte hier nicht mehr im Thale bleiben, sondern mußte in ziemlich bedeutender Höhe an den Abhängen der Berge sich hinziehen, ohne jemals eben fortlaufen zu können. Die herrlichsten Aussichtspunkte wechselten jetzt in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit und wurden fast jede Minute durch neue, wo möglich

noch schönere, verdrängt. Von allen Seiten waren wir nun von den Bergen eingeschlossen, deren colossale, in sammtartigem Schmelz prangende violette Pyramiden in den schönsten Formen über den dunkelgrünen Laubwald sich erhoben, der hier in besonderer Frische und Dichtigkeit die Abhänge bedeckte. Auch viele Eichen, und zwar nicht die südlichen immergrünen Arten, sondern unsere deutschen, frischen, hellgrünen, wechselten hier mit den Buchen und Kastanien ab, doch erreichen sie nicht die Größe und den Umfang der unsrigen. Überhaupt zeigte die Vegetation keinen besonders südlichen Charakter. Nur jene große Rohrart, die in Spanien schlechtweg caña genannt wird und die mitunter in dem üppigsten Wuchs die Ränder der Straße begränzte (Arundo Donax), erinnerte an den Süden. Weder Cypressen noch Ölbäume habe ich hier bemerkt. Nadelholz ist im Allgemeinen hier selten; dagegen wächst überall sehr viel Farrenkraut und mehrere schöne Erika-Arten. Das Korn stand prächtig, selbst auf den höchsten Höhen, über welche der Weg führte. Obgleich die Berge sehr hoch sind, haben sie doch alle einen sanften, milden Charakter, nichts Wild-Zerrissenes, sondern meist abgerundete, regelmäßige Formen, unter denen die der Pyramide und des Kegels die häufigste ist. In ungefähr einer Stunde gelangten wir nach dem kleinen Gebirgsstädtchen Cestona, das in einem von himmelhohen Bergwänden eingeschlossenen, großartig schönen Thale gelegen ist und wegen der hier vorhandenen eisenhaltigen Bäder, die außer-

ordentlich heilkräftig sein sollen, eines großen Rufes sich erfreut. Die Gegend war hier so herrlich, daß ich es in dem engen, vollgepfropften Inneren des Wagens nicht mehr aushielt und mich vorn zum Kutscher setzte, wo ein Platz, den bisher eine Frau inne gehabt, die in Cestona blieb, jetzt leer geworden war, was mich freilich bald darauf meinen Regenschirm kostete, da ich denselben, in die Betrachtung der entzückenden Gegend vertieft, zwischen die Räder der Diligence fallen ließ, von denen er auch sofort zermalmt wurde. Doch befreite mich dieser kleine Unfall nur von einer überflüssigen Last, da ich auf der ganzen Reise niemals mehr in den Fall kam, einen Regenschirm zu brauchen. Bald hinter Cestona kommt man an dem großen, palastähnlichen Hause vorbei, in welchem die Bäder und zugleich, wie es scheint, die sämmtlichen Wohnungen für die Badegäste befindlich sind. Dasselbe liegt noch tiefer als die Stadt und ist von einigen recht netten Anlagen und schönen Baumgruppen umgeben. Noch hatten wir eine halbe Stunde durch ein sehr enges, höchst romantisches Thal zu fahren, bis wir unser Ziel, das Städtchen Azpeitia, erreichten. Die auf der Landkarte sehr klein erscheinende Strecke von San Sebastian bis hierher dehnt sich so lang wegen der unzähligen Krümmungen und Umwege, welche die Straße in dieser gebirgigen Gegend machen muß. Es war bereits Mittag, als wir in dem recht guten Parador des sonst ziemlich armseligen, aber wunderschön gelegenen Städtchens anlangten.

Da ich in meinen Lesern gern eine möglichst deutliche Vorstellung der Gegenden hervorrufen möchte, durch welche ich sie führe, so wird es nothwendig sein, bevor wir uns nach Loyōla begeben, über die Lage von Azpeitia und seine Umgegend noch einige Bemerkungen vorauszuschicken. Das enge Thal, in dem wir von Cestona hierher gefahren waren, mündet eben dort, wo das Städtchen Azpeitia liegt, dessen erste Häuser noch in demselben stehen, in einen weiten, rings von hohen Bergen eingeschlossenen Kessel, der gleichsam einen Knotenpunkt bildet, in welchem drei verschiedene Thäler zusammentreffen. Das breiteste derselben zieht sich östlich in der Richtung von Tolosa hin. Dem schmalen nördlichen, aus dem wir herkamen, gegenüber, läuft ein anderes, eben so enges, an der entgegengesetzten Seite des breiten Kessels, nach Süden, und birgt in seiner Schlucht das noch keine halbe Stunde von Azpeitia entfernte schwesterliche Städtchen Azcoitia. Etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Ortschaften liegt, am Fuße malerischer Vorberge, die etwas weiter als die anderen in das Thal vorgeschoben sind, das berühmte Jesuitencollegium Loyōla, das ehemalige Stammschloß des heiligen Ignatius, des Stifters der Gesellschaft Jesu, dessen schöne, mit einer prächtigen, großen Kuppel überwölbte Kirche weithin sichtbar ist. Über demselben thürmen sich in den schönsten Formen mächtig hohe, im Zauber des südlichen Lichtes wie violetter Sammt glänzende, bis zur halben Höhe mit Kastanienwald bewachsene Berggipfel auf, die mittelst mehrerer in

kegelförmigen Spitzen sich erhebender und auf dem Hintergrund der ferneren Bergrücken sich scharf abzeichnender Vorberge bis zum Thalbecken heniedersteigen.

Durch eine lange sehr enge Gasse, welche den Hauptbestandtheil von Azpeitia bildet und in der Mitte zu einem unansehnlichen Platze sich erweitert, der kaum diesen Namen verdient (rechter Hand ragte der eigenthümliche spitzige Thurm der alten Pfarrkirche über die Dächer hervor, dessen aus steinernen Quadern erbauter Helm malerisch mit Gras und Gebüsch, das zwischen den Ritzen hervordringt, bewachsen ist), gelangten wir an das südliche Ende des kleinen Städtchens, woselbst die Posada als das ansehnlichste Gebäude einen zweiten unregelmäßigen kleinen Platz ziert, von welchem man das ganze Thalbecken ziemlich gut übersehen kann. Ich erhielt daselbst ein kleines reinliches Zimmer mit einer schönen Aussicht auf eine hohe, malerische Bergwand. In dem alterthümlichen Comedor (Speisesalon), der ein Stockwerk tiefer gelegen war, nahm ich hierauf ein mageres Mittagmahl ein, dessen Hauptbestandtheil, weil Freitag war, aus fast ungenießbaren, mit Öl bereiteten Fischen bestand. Die freundliche Wirthin belehrte mich dabei, daß es hier kirchlich erlaubt sei, am gewöhnlichen Viernes (Freitag), wenn nicht ein wirklicher Fasttag (eine Vigilia) hinzukomme, Fleisch zu essen, unter der Bedingung jedoch, daß nicht bei derselben Mahlzeit Fleisch mit Fischen oder Eierspeisen vermischt werde; in ihrem Hause sei man sicher, nie

„mezclado“ (Vermischtes) zu erhalten, obgleich es leider schlechte Christen genug gäbe, die an die kirchliche Vorschrift sich nicht kehrten. Bald nach dem Essen, von dem ich ziemlich hungrig aufstand, machte ich mich auf den Weg, um das nahe Loyōla aufzusuchen.

Anstatt auf der Straße nach Azcoitia zu bleiben, welche dicht an Loyōla vorüberführt, zog ich es vor, dem Rathe der Wirthin folgend, den angenehmen Fußpfad einzuschlagen, der, nachdem man den hinter der Posada vorüberfließenden Bach überschritten, über eine Wiese in grader Richtung in einer Allee von kleinen Pappeln auf die Kuppel und die Klostergebäude zuführt, welche sich zu beiden Seiten an jene anschließen, und sich recht stattlich ausnehmen, obgleich man bei größerer Annäherung bald bemerkt, daß nur der linke Flügel vollendet ist, der rechte dagegen, dessen Ausbau durch die Aufhebung des Ordens im Jahre 1767 unterbrochen worden, den Anblick einer unvollendeten Ruine darbietet. Die große Kuppel, die in der Mitte sich erhebt, hat, wenn auch in kleinen Dimensionen, fast genau die Form der Peterskuppel in Rom. Die freie Aussicht, die man auf diesem Wege nach allen Seiten des rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thalbeckens genießt, ist schön und großartig. Nach einer Viertelstunde war ich an meinem Ziele angekommen. Ein junger Mensch, der sich für den Pförtner ausgab, führte mich zunächst durch einen inneren Corridor in die Kirche, da das große Hauptportal, das aus drei hohen

Rundbogen besteht, zu denen eine große und schöne Treppe hinaufführt, geschlossen war. Ich fand die Kirche, welche die Form einer Rotunde hat, über der sich die prachtvolle Kuppel wölbt, zwar nicht besonders groß, aber sehr reich mit kostbarem Marmor verziert. Einige Seitenaltäre sind noch unvollendet; doch wird gegenwärtig wieder an ihrem Ausbau gearbeitet. Die größte Kostbarkeit der Kirche ist die auf dem Hochaltar stehende lebensgroße Statue des heiligen Ignatius von gediegenem Silber. Dieselbe wurde bei der Aufhebung der Jesuiten, ehe die habgierige Hand der Kirchenräuber sie erreichte, in der Pfarrkirche von Azpeitia geborgen und ist erst seit Kurzem dem Orden wieder zurückgestellt worden.

Um auch das Innere des Collegiums und die historisch so merkwürdigen Zimmer des heiligen Ignatius zu sehen, ließ ich mich bei den Patres als einen fremden Geistlichen anmelden, der die Merkwürdigkeiten von Loyōla zu sehen wünsche. Sehr bald kam ein freundlicher alter Priester zu mir in das Sprachzimmer herab, woselbst ich wartete, und das mit zierlichen Espartomatten bedeckt und mit mehreren schönen Bildern geziert war. Nach einer kurzen Unterhaltung mit demselben, in welcher ich erfuhr, daß gegenwärtig hier ein Noviziat eingerichtet und daß das Collegium im Ganzen von 110 Mitgliedern, unter denen nur 20 Priester, von welchen die meisten ebenfalls noch Novizen seien (sämmtlich Spaniern), bewohnt sei, führte mich der gute Pater, der aus Navarra und zwar aus demselben Orte, wo der heilige Franz Xaver

herstammt, gebürtig war, überall im ganzen Hause umher und zeigte mir Alles mit der freundlichsten Bereitwilligkeit. Wir stiegen zuerst auf den prachtvollen Treppen und durch einige Corridore zu dem Zimmer empor, das, noch ein Bestandtheil des alten Schlosses Loyōla, durch die Bekehrung des Heiligen so berühmt geworden, als er daselbst, verwundet im Bette liegend, von der Lektüre des Lebens Christi und der Heiligen so mächtig ergriffen ward, daß er nicht nur gänzlich umgewandelt, sondern sogar durch außergewöhnliche göttliche Gnaden heimgesucht, fast plötzlich in die Sphäre der Mystik erhoben *) und zu hoher Heiligkeit berufen wurde. Das kleine und niedrige Gemach ist in ein Oratorium umgeschaffen, in welchem das Sanctissimum aufbewahrt wird. Der Altar, der fast die ganze Hinterwand einnimmt, soll früher von massivem Silber gewesen sein; gegenwärtig besteht er aus hölzernem, vergoldeten Schnitzwerk. Auf demselben befindet sich eine kleine hölzerne Statue des heiligen Ignatius (sehr schön nach der zu Rom al Gesù befindlichen Todtenmaske des Heiligen gearbeitet), welche in der Brust ein gläsernes Reliquienkästchen enthält, worin ein Finger des Heiligen aufbewahrt wird. Ein anderes neben diesem Oratorium gelegenes Zimmer des alten Schlosses wird jetzt als Sacristei dieser Kapelle benützt. Nicht weit davon

---

*) In demselben Zimmer wurde ihm eine Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria und des Apostels Petrus zu Theil.

ist die alte ehemalige Schloßkapelle gelegen. Auch das kleine Gemach, in welchem der Heilige geboren worden, zeigte mir mein Führer. Es ist unten im Erdgeschoß gelegen und soll nach der Sage ein Stall gewesen sein, in welchen sich die fromme Mutter des Heiligen vor der Geburt desselben bringen ließ, um der Mutter Gottes ähnlich zu sein. Auch dieses Gemach ist in eine Kapelle verwandelt *). Besonders merkwürdig ist ferner eine noch vollständig erhaltene Mauer des alten Schlosses, die von einem inneren Hofe aus sichtbar ist und in ihrer alten Form sorgfältig conservirt wird. Sie besteht aus rohen Ziegeln, zeigt hin und wieder einige Schießscharten und ist mit einem in Stein gehauenen Wappenschilde der Familie Loyōla geziert. Das neue, prächtige und weitläufige Gebäude schließt das kleine alte Schloß vollständig ein, von dem eben nur die historisch merk-

---

*) Welche Fabeln auch heute noch in Deutschland über spanische Localitäten circuliren, beweist unter anderem ein kurzer Aufsatz in den von Hungari herausgegebenen Pilger-Gaben (Frankfurt 1857), der die Überschrift trägt: „Das Geburtszimmer des heiligen Ignatius von Loyōla" und der Zeitschrift: Der Erzähler (Jahrg. 1849) entnommen ist. Dort heißt es unter anderem: „Ganz oben in der Wohnung, die uralt sein soll, ist ein langes und sehr niedriges Zimmer, dessen Fenster nach dem unfern gelegenen Ocean (!) gehen, und welches den ersten frischen Abend-Luftzug von der Bai her empfängt."

würdigen Räumlichkeiten erhalten worden sind. Einer der großen Corridore ist mit den Portraits der sämmtlichen Generale der Gesellschaft Jesu geschmückt. Die Bibliothek, welche durch die Stürme, die der Orden zu wiederholten Malen erfahren, leider sehr vermindert und zerstreut worden, enthält gleichwohl noch eine sehr reichhaltige Sammlung von Büchern aus allen Fächern der Wissenschaft, auch einige deutsche, unter denen ich selbst Schiller's Werke bemerkte. Eine Art Loggia dient zum Spaziergang bei schlechtem Wetter und zum Aufenthalt zur Zeit der Recreation. Von ihr genießt man eine wunderschöne Aussicht auf die im Süden sich erhebenden, mit dichtem Kastanienwald bewachsenen nahen Berge und erblickt auch einige Häuser von Azcoitia. Auch in das Refektorium und die großen Räumlichkeiten der Küche führte mich der freundliche Pater. Alles ist prächtig aus steinernen Quadern gebaut und erinnert an den Baustyl des Escorial. Zuletzt geleitete mich mein Führer noch in den unvollendeten rechten Flügel des Gebäudes, von dem nur die Ringmauern fertig geworden sind. Im Innern zeigt er nur gleichsam das Gerippe des Planes, nach dem er ausgebaut werden sollte. Die schönen gewölbten Bogen, welche die Corridore bezeichnen und die mit üppigem Gesträuch überwuchert sind, geben diesem Theile das Ansehen eines höchst malerischen Labyrinthes von Ruinen. Ein Pensionat sollte hier eingerichtet werden (worauf auch der ganze Plan des Gebäudes hinweist), als die Aufhebung des Ordens den halbfertigen Bau

unterbrach. Doch scheint man die Hoffnung seiner einstigen Vollendung noch nicht ganz aufgegeben zu haben. Das hier befindliche Noviziat (gegenwärtig, wenn ich nicht irre, das einzige in Spanien) erhält, wie der Pater mir erzählte, fast täglich neuen Zuwachs. Überhaupt haben die Jesuiten jetzt hier, wie es scheint, gute Aussichten auf ruhigere Tage. Gott allein weiß freilich, wie lange! In dem letzten Jahre haben sie nicht bloß in den baskischen Provinzen, sondern auch in Asturien und Galizien (selbst in der Nähe von Vigo) Volksmissionen gehalten. Im Allgemeinen scheinen sie das Vertrauen und die Liebe des Volkes zu genießen, wenn es auch nicht an solchen fehlt, wie ich dies mehrmals bemerken konnte, welche sie mit einem gewissen argwöhnischen Mißtrauen betrachten. Natürlich hat auch hier die Revolution und der Liberalismus reichlich dafür gesorgt, alle die lächerlichen Vorurtheile gegen diesen Orden zu verbreiten, von denen sich in allen Ländern selbst viele sonst ganz gescheidte Leute zum Besten halten und mitunter in wahrhaft possirlicher Weise an der Nase herumführen lassen.

Sehr befriedigt durch das, was ich hier gesehen und unter dem wohlthuenden Eindruck, den stets jener eigenthümliche Geist der Ordnung und des alle Extreme vermeidenden richtigen Ebenmaßes hervorruft, der die Häuser der Jesuiten überall in der Welt auszeichnet, verließ ich Loyōla und kehrte auf der Fahrstraße, welche mit dem Collegium durch eine schöne steinerne Brücke über den obenerwähnten Bach

verbunden ist, nach Azpeitia zurück. Da das kleine Nest außer der höchst merkwürdigen alten Pfarrkirche, die ich jedoch verschlossen fand und daher nur von Außen besichtigen konnte, nichts Interessantes darbot und die Reise nach Bilbao erst um 2 Uhr in der Nacht auf der um diese Zeit hier durchkommenden Diligence fortgesetzt werden konnte, so unternahm ich, da die Sonne noch hoch am Himmel stand, einen Spaziergang, der mich wo möglich auf eine Höhe führen sollte, von welcher ein Überblick über das ganze Thalbecken zu gewinnen wäre. Ich stieg daher in einem unmittelbar hinter den Häusern der Stadt sich eröffnenden Hohlwege den hohen und steilen Bergrücken hinan, der im Westen das Thal von Azpeitia begränzt. Der steinige Weg wand sich wie eine tiefe Schlucht zwischen Maisfeldern empor, mit denen der untere Theil dieser Berglehnen bedeckt ist. Während die interessante Flora, welche die Abhänge des Hohlweges überwucherte, meine Aufmerksamkeit auf sich zog und ich damit beschäftigt war, einige Exemplare einer schönen Erika-Art zu sammeln, um sie als ein Andenken an Azpeitia mitzunehmen, erschien plötzlich auf der Höhe der Seitenwand des Hohlweges die Gestalt eines baskischen Bauern, der in seiner mir unverständlichen Sprache mich anredete. Ich war im ersten Augenblick über diese unerwartete Erscheinung einigermaßen betroffen und glaubte schon, der Mann wolle mir verbieten, das an dem Abhange seines Feldes wachsende Unkraut abzureißen, das er vielleicht als sein Eigenthum betrachte. Doch bald

klärte sich das Mißverständniß auf und es ergab sich, daß er nur die Absicht hatte, von mir Feuer für seine Papiercigarre zu erhalten, was durch beiderseitiges Entgegenkommen an dem steilen Abhange ermöglicht wurde und wofür ich einen freundlichen und herzlichen Dank erhielt. Weiter oben verwandelten sich die Seiten des Hohlweges, der hier von prächtigen Kastanienbäumen beschattet war, in hohe Steinmauern, auf denen eine kleine Farrenkrautart (Blechnum boreale), die sich höchst malerisch zwischen den Ritzen der Felsstücke hervordrängte, einen prächtigen dunkelgrünen Teppich bildete. Hin und wieder zeigten sich einzelne Häuser und Gehöfte, gewöhnlich von einer Gruppe der schönsten Nußbäume und Kastanien umgeben. Der ganze Weg erinnerte mich lebhaft an einen ähnlichen Spaziergang, den ich einst bei Brixen in Tyrol gemacht. Überhaupt dürfte das Thal von Brixen unter allen deutschen Gebirgsthälern dem Charakter der baskischen Gegenden vielleicht am nächsten kommen. Immer weiter meinen Weg verfolgend, erhielt ich bald einen herrlichen Rückblick auf das Thal, und namentlich an einem Standpunkte war die Aussicht auf Loyōla und die im Hintergrunde sich erhebenden Gebirge, deren Höhe man erst hier recht inne wurde, und die in den Strahlen der Abendsonne doppelt schön erschienen, so reizend, daß sie wohl der schönsten Tyroler Landschaft sich an die Seite stellen konnte. Der Weg trat nun in einen Kastanienwald ein und führte durch eine wilde Schlucht, in der ein kleiner Gebirgsbach in fortwährenden Cas-

faden durch den Wald sich in die Tiefe stürzte. Um nicht von der Dunkelheit im Walde überrascht zu werden, schlug ich jetzt einen sehr steilen, in der Richtung von Azpeitia in das Thal hinabführenden Fußsteig ein, der zwar etwas beschwerlich und in dem hohen Farrenkraut nur mit Mühe erkennbar war, aber bald in einen anderen betretneren einlenkte, woselbst Kreuzwegstationen, die hier nur in einfachen, aus Stein gehauenen Kreuzen bestehen, mir die Bürgschaft gaben, daß er sicher aus der Wildniß in das Städtchen hinabführen werde. Dieser Weg bot die herrlichsten Ansichten der mächtigen Bergrücken dar, welche im Norden das Thalbecken einschließen. Nach wenigen Minuten führte er mich in der That nach Azpeitia zurück und mündete unmittelbar bei der Pfarrkirche. Da ich eine Menge unterwegs aufgelesener Pflanzen und unter anderem einen blühenden Kastanienzweig in der Hand trug, den ich im Walde abgepflückt hatte, erregte ich die Aufmerksamkeit einer alten Frau, die in verwundertem, halb vorwurfsvollen, aber dabei äußerst wohlwollenden gemüthlichen Tone an mich die Worte richtete: Castañas ha encontrado Usted? Castañas? *) Jedenfalls konnte ich daraus entnehmen, daß es hier, obgleich die Kastanien wild und in großer Menge auf den Bergen wachsen, für Unrecht gehalten wird, blühende Zweige davon abzureißen. Mein Abendessen, das aus Eiern, merluzo (Stockfisch), Obst und Wein bestand, war etwas besser

*) Kastanien haben Sie gefunden? Kastanien?

als das magere Mittagsmahl. Die criada, welche mich bediente, ein baskisches Mädchen mit gelbem Kopftuch und langen schwarzen Zöpfen, stand mir dabei, ebenso wie es in Tyrol in einigen Gegenden üblich ist, treuherzig zur Seite und versuchte mich zu unterhalten, worin sie später von der dicken stattlichen Gestalt des Wirthes, der zugleich Administrador der Diligence war, abgelöst wurde. Auch seine Ehehälfte, die ama, gesellte sich dazu und that an mich unter anderem die sehr naive Frage, ob es denn in Deutschland auch wirklich cristianos gebe, catolicos romanos, nicht wie die Engländer, die keine cristianos seien? Das spanische Volk kann es sich nämlich gar nicht vorstellen, daß es außer den wahren Christen auch noch falsche, im Irrthum befangene geben könne, und spricht daher diesen Ehrennamen, ohne viel Umstände zu machen, Allen rundweg ab, die nicht der wahren Kirche Christi angehören. Bei diesen guten Leuten könnte man sogar selbst in den Geruch eines Ketzers kommen, wenn man ihnen beweisen wollte, daß die Häretiker, obgleich außerhalb der Kirche befindlich, doch darum noch nicht aufgehört haben, Christen zu sein.

In dem vortrefflichen Bett, das mir die freundliche Wirthin selbst mit dem reinsten, schneeweißen Linnen überzog, konnte ich leider nur bis halb 2 Uhr schlafen, da die erwartete Diligence, die mich nach Bilbao bringen sollte, schon angekommen war. „Ha llegado tempranita," war der zierliche, echt spanische Ausdruck, den man brauchte, um anzudeuten, was wir

im Deutschen mit den Worten: „Sie ist ein bischen früh gekommen" bezeichnen würden *). Trotz der frühen Stunde machte mir die Wirthin noch eine vortreffliche Chocolade und ließ sich für Alles, was ich in ihrem Hause genossen, nur äußerst wenig bezahlen. Weniger angenehm war die Bemerkung, daß das schöne Wetter des gestrigen Tages in der Nacht in einen feinen Regen sich umgewandelt hatte und ich daher auch diesmal von dem berüchtigten feuchten Clima der baskischen Provinzen durch Erfahrung mich überzeugen sollte. Die Diligence gehörte der Gesellschaft del norte y mediodia de España an, und war nur für die Tour zwischen Bayonne und Bilbao bestimmt. Da die Gesellschaft der Unternehmer halb aus Spaniern und halb aus Franzosen besteht, so hat sie auch Franzosen unter ihren empleados. Der Mayoral, mit dem ich den Sitz auf der Höhe des Wagens theilte, war ein Franzose aus Bayonne,

---

*) Die spanische Sprache ist die einzige, welche von allen Adjektiven Diminutive bilden kann, was durch die Endung — ito oder — illo geschieht. So wird von temprano (früh) das Diminutiv tempranito gebildet. Die Bedeutung dieser Formen ist eine zweifache; theils deuten sie an, daß die Eigenschaft nur einigermaßen, in einem geringen Grade vorhanden ist, theils geben sie den besonderen Nebenbegriff des zierlichen, angenehmen, lieblichen. So heißt z. B. bonito (von bueno) hübsch, niedlich; saladito (von salado, denn auch die Partizipien unterliegen dieser Modification) ein wenig gesalzen.

dessen Physiognomie mit der eines chinesischen Mandarinen eine nicht ganz entfernte Ähnlichkeit hatte. Von Azcoitia, durch das der Weg zunächst führte, ließ mich die noch herrschende Dunkelheit wenig erkennen. Bald hinter dem Städtchen ging es mit Ochsenvorspann einen ungeheueren Berg hinauf, der gewiß der berühmten Cuesta de Escarga bei Vergara, die ich auf meiner vorigen Reise (ebenfalls im Regen) passirte, an Höhe nicht nachstand. Eine kurze Zeit lang regnete es hier so heftig, daß sich der Zagal einen wachsleinenen, mit einer Kapuze versehenen Mantel anzog, der ihm, da der volle Schein der großen am Vordertheil der Diligence angebrachten Laterne grade auf seinen Rücken fiel, ein höchst eigenthümliches gespensterhaftes Ansehen gab. Zwei kräftige Basken mit Birett und Leibbinde, und mit langen Stöcken bewaffnet, gingen zu beiden Seiten neben den Ochsen her und trieben sie an. Mit Anbruch des Tages hörte der Regen auf und der dünne Wolkenschleier und an den Bergen sich hinwälzende Nebel konnte nicht verhindern, die prachtvolle Schönheit der Gegend, die immer großartiger wurde, je höher wir kamen, mit genügender Deutlichkeit zu erkennen. Ich muß leider darauf verzichten, die Einzelheiten dieses Weges, der die reichste Abwechslung der herrlichsten Aussichten gewährte, näher zu beschreiben; nur das will ich im Allgemeinen bemerken, daß der Blick oft in tiefe Abgründe fiel und überall colossale Berggipfel in wilder Unordnung sich übereinander thürmten. Oben auf der Höhe angekommen, waren wir vollständig in

Wolken und Nebel gehüllt. Dann ging es, nachdem die Ochsen ausgespannt waren, im Galopp hinab, mit vielen gefährlich scheinenden Wendungen, die aber sehr sicher und geschickt ausgeführt wurden. Ein enges, höchst romantisches Thal, das von einem wilden schäumenden Gebirgswasser durchrauscht wurde, empfing uns in der Tiefe und in ihm führte der Weg durch mehrere kleine sehr malerisch gelegene Orte und an einem ehemaligen Kloster vorbei, das sich durch die sehr schöne, aus Quadern gebaute Vorhalle auszeichnete, eine Zeitlang eben hin, bis wir über einen anderen minder hohen Berg in das Thal von Elorrio gelangten, in welchem Orte, der etwas größer als Azpeitia zu sein schien, die Maulthiere gewechselt wurden. Einen besonderen malerischen Reiz erhalten alle diese Thäler durch die an den Abhängen zerstreuten oder in Gruppen beieinander stehenden Häuser mit ihren vorspringenden Dächern und Galerien, an denen sich öfters große Weinstöcke, die auch hier schon die Gestalt hoher Bäume mit mächtig dicken Stämmen haben, hinaufranken. Korn- und Maisfelder bedeckten überall einen großen Theil der mächtigen Bergrücken und zogen sich zuweilen bis auf die höchsten Gipfel hinauf. In Elorrio trat an die Stelle des bisherigen Zagal ein prächtiger Baske, in dem ich den echten Typus eines altcantabrischen Gesichtes zu erblicken glaubte. Er hatte eine große gebogene, etwas spitze Nase, sehr feurige Augen, einen schwarzen Backenbart und ein feines Kinn. Seine Kleidung bestand aus einer kurzen Jacke, einer fast 1½ Fuß breiten rothen

Faja (Leibbinde), und dem violetten baskischen Birett. Seine Bewegungen waren äußerst behend und gewandt, seine Antworten kurz und determinirt, seine ganze Erscheinung das Bild rüstiger, unverdrossener, besonnener Thätigkeit, die ganz bestimmt weiß, was sie will — kurz, der vollständigste Gegensatz eines schläfrigen, plumpen und rohen deutschen Kutschers.

Um aus der engen Thalschlucht von Elorrio nach dem Städtchen Durango, d. h. aus der Provinz Guipuzcoa nach Biscaya zu gelangen, war wiederum ein ungeheuerer Berg zu bewältigen, auf welchen die schwere Diligence nur mit Hülfe von Ochsenvorspann hinaufgezogen werden konnte. Die grandiosen Scenen, welche dieser Weg vor unseren Augen aufrollte, lassen sich unmöglich im Detail beschreiben. Ich mußte gestehen, daß die Gegend hier, namentlich als wir oben auf der Höhe angekommen waren, noch weit erhabener und imposanter war, als jener Theil der Sierra Nevada, den ich auf meiner vorigen Reise zwischen Baza und Granada kennen gelernt. Befremdlich ist es, daß die baskischen Gebirge, die gewiß ebenso herrliche, ja in mancher Beziehung noch größere Naturschönheiten als die Schweiz und Tyrol darbieten, so wenig bekannt und von Touristen fast gar nicht besucht sind. Eine Fußreise durch diese Berge müßte im höchsten Grade lohnend und interessant sein. Hier kommt zu dem gewaltigen Eindruck, den jedes Hochgebirge macht, und zu dem unerschöpflichen Reiz der Mannichfaltigkeit, den alle Gebirgslandschaften darbieten, noch der Zauber des südlichen Lichtes, das hier nicht nackte, verbrannte

Felsen, sondern den frischesten Laubwald bescheint, die Nähe des Meeres, die dem Küstenstrich unvergleichliche Reize verleiht, der romantische, höchst eigenthümliche Charakter des Volkes, und endlich noch die verhältnißmäßige Bequemlichkeit, mit der man, trotzdem daß man in Spanien ist, doch, auf den Haupttouren wenigstens, hier reisen kann. Der immer sich noch steigernde, wahrhaft überwältigende Eindruck, den diese Gegend machte, versetzte mich in eine so freudige Aufregung, daß ich in der That geneigt war, die baskischen Provinzen schlechterdings Allem vorzuziehen, was ich bisher an Naturschönheiten in irgend einem Lande gesehen, und selbst jetzt, wenn ich ruhiger darüber nachdenke, bin ich zweifelhaft, ob dieses Urtheil sich nicht wirklich durch sehr stichhaltige Gründe vertheidigen ließe. Das Panorama, das sich oben auf der Höhe darbot, wo man gewiß in zwanzig verschiedene Kessel und Thäler hinabschauen und ein ganzes Meer von kegelförmigen Bergspitzen, die aus der Tiefe hinaufragten, erblicken konnte, erhielt einen neuen eigenthümlichen Reiz durch eine majestätisch im Süden hervorwachsende nackte Felswand, die im Gegensatz zu den übrigen Bergen ganz den wildgezackten Charakter der echten spanischen Sierren zeigte und an die Felsen der Sierra Guadarrama erinnerte. Wir waren kaum einige Schritte im Angesicht dieses wirklich imposanten Panorama's bergab gefahren und eben in einen kleinen Wald immergrüner Eichen eingetreten, die hier ausnahmsweise die Stelle unserer nordischen einnahmen, als uns ein Abentheuer begegnete, das

zwar höchst komisch und possirlich war, aber auch schlimm und gefährlich hätte werden können. Eines unserer Maulthiere nämlich hatte, wie das bei diesen störrischen Thieren, die voller Mucken und Marotten sind, zuweilen vorkommt, gänzlich die Lust verloren, noch weiter zu laufen, warf sich trotzig auf die Erde, schlug mit den Beinen in allen Richtungen aus und verwickelte sich dergestalt in das Geschirr, daß eine allgemeine Confusion und ein Aufruhr sämmtlicher Zugthiere daraus entstand. Das einzige Mittel, ein solch störrisches Thier wieder zu der Art von Vernunft zurückzuführen, die es in regulärem Zustande überhaupt besitzt, besteht darin, es auszuspannen und für einen Augenblick in Freiheit zu setzen, worauf es sich dann gewöhnlich ohne weiteres Widerstreben wieder einspannen läßt und zur Fortsetzung seines Dienstes bereit ist. Die Application dieses einfachen Mittels ist jedoch keineswegs leicht. Da das Thier wie rasend sich gebärdet, immerwährend ausschlägt, das Geschirr in die größte Unordnung bringt und dadurch auch seine Gefährten wild und scheu macht, so bedarf es aller Geschicklichkeit, aller Geistesgegenwart und Besonnenheit des Zagals, um der gegen ihre eigene Befreiung sich sträubenden Bestie beizukommen und ihre Bande zu lösen, zumal wenn sie, wie es hier der Fall war, das mittlere von drei nebeneinander gespannten Thieren ist. Doch unser Baske, der in der That das wahre Musterbild eines geschickten Wagenlenkers war, brachte die schwierige Arbeit mit Hülfe des Mayorals in kurzer Zeit glücklich zu Stande,

und nach einem Aufenthalt von einigen Minuten rollten wir in vollem Galopp den hohen Berg hinab, der in das Thal von Durango sich niedersenkt.

Durango ist die erste zu Biscaya gehörige Stadt, welche man auf diesem Wege nach Bilbao erreicht. Sie liegt in einem breiten, gegen Nordwesten ziemlich offenen Thale, das aber im Süden durch eine sehr hohe, imposante Felswand, deren langgestreckter zackiger Rücken in einem kühnen Bogen sich hoch in die Lüfte wölbt, vollständig abgeschlossen ist. Die Lage sowohl als auch die Bauart der Häuser geben der Stadt einen fast schweizerischen Charakter. Ein üppiges Dickicht prächtiger Gärten umgiebt sie von allen Seiten. Das Thal wird durch den nicht unbedeutenden gleichnamigen Fluß Durango bewässert. Die Häuser der Stadt sind im Allgemeinen auffallend niedrig und die Straßen verhältnißmäßig breit. Auf dem Hauptplatze wurde ein sehr lebhafter Markt abgehalten. Das Merkwürdigste und Eigenthümlichste, was mir in Durango aufgefallen, ist die außergewöhnlich breite und geräumige gewölbte Halle, welche an die Kirche auf der dem Platze zugekehrten Seite sich anlehnt und die fast den Eindruck eines großen überdachten Bahnhofes macht. Auch die schöne, am jenseitigen Ende der Stadt befindliche Alameda verdient eine ehrenvolle Erwähnung. Durango ist berühmt durch seine Eisenprodukte, mit denen es die baskischen Provinzen versorgt. Fast die Hälfte der Einwohner besteht aus Schmieden, welche das in den

baskischen Bergen sehr reichlich vorhandene Eisen zu allerhand rohem Handwerkszeug verarbeiten.

Bei unserer Abfahrt von Durango fing es wieder sanft zu regnen an. Der Weg führte nun ziemlich eben und einförmig in nordwestlicher Richtung in dem breiten Thale abwärts, und erst in der Nähe von Bilbao wurde die Gegend wieder gebirgiger und interessanter. Von der ersten Hälfte dieser Strecke ist weiter nichts zu erwähnen, als daß wir hier sehr vielen jener eigenthümlichen hölzernen Ochsenkarren begegneten, die, nicht bloß in den baskischen Provinzen, sondern an der ganzen Nordküste von Spanien, in ganz Asturien und Galizien gebräuchlich, für den Charakter dieser Provinzen höchst bezeichnend sind und daher wohl eine nähere Beschreibung verdienen. Diese zweirädrigen Karren bestehen nämlich im strengen Sinne des Wortes in allen und jeden ihrer Theile lediglich aus Holz, ohne daß irgend ein eiserner Stift oder Nagel zu ihrer Verfertigung nothwendig wäre. Die Landleute haben das einfache Geheimniß, aus bloßem Holz einen Wagen zu bauen, von ihren Vätern und diese von den ihrigen vielleicht bis zu den alten Cantabrern hinauf, gelernt und sind bis auf den heutigen Tag noch nicht abgewichen von der Sitte ihrer Vorfahren, theils aus unbesiegbarem Widerwillen gegen jede Art von Neuerungen, wie er sich häufig bei den Landleuten findet, theils auch aus dem sehr praktischen Grunde, weil sie diese für den Feldbau und den Transport von Lasten vollkommen ausreichenden Fahrzeuge sich selbst eigenhändig verfertigen

können, ohne weder eines Schmiedes noch eines Stellmachers zu bedürfen und daher irgend eine Art von Auslagen bei der Anfertigung zu haben. Die Räder entbehren der für eine Bauernhand wohl allzu künstlichen Speichen und sind einfach aus einem kreisförmig geschnittenen dicken Brett verfertigt. An dem die Last enthaltenden Aufsatz, der auf diesen Rädern ruht und ganz die Form unserer aus vier Brettern zusammengeschlagenen Mistkarren hat, ragen an den vier Ecken vier lange, mit allen Krümmungen und Knorren, wie die Natur sie hervorgebracht hat, versehene, abgeschälte Stäbe in die Luft, an deren Spitzen, wenn es nothwendig erscheint, zum Schutz gegen die Sonne ein baldachinartiges Tuch befestigt werden kann. Zwei, mittelst eines sehr einfachen Joches angespannte Ochsen sind regelmäßig die Zugthiere, welche diese Karren in Bewegung setzen. Der Treiber derselben geht zu Fuß nebenher, ist mit einem langen Stocke bewaffnet und lenkt die Thiere durch eine bloße leichte Berührung ihres Nackens mit dem Stabe. Mit diesem, an die Urzeit der Aboriginer erinnernden, billigen Erbstück ihrer Väter haben die braven Basken aber auch die wahrhaft infernalische Musik in den Kauf nehmen müssen, welche die nur in hölzernen Stiften sich bewegenden Räder dieser Karren machen, Töne, welche wohl für cantabrische Ohren geeignet sein mochten, für alle anderen aber, die nicht in grader Linie von ihnen herstammen, in der That eine Höllenqual sind, zu deren Ertragung mehr als menschliche Nerven gehören. Ich kann wohl voraussetzen,

daß allen meinen Lesern das kostbarste Produkt spanischen Humors, der mehr als sinnreiche Junker Don Quixote de la Mancha bekannt ist. Aber erst wenn man jene Ochsenkarren in natura gesehen und, was hier viel mehr sagen will, gehört hat, dann begreift man, mit welchem Rechte Cervantes jene Teufelsgestalten, durch deren Erscheinung im Parke des Herzogs der arme Sancho so sehr erschreckt wurde, auf eben solchen baskischen Karren einherfahren läßt *). Glücklicher Weise brachte uns die Schnelligkeit unserer Maulthiere immer bald wieder aus dem Bereich der Höllentöne, so oft wir an solchen Karren vorüberfuhren.

Bei dem Dorfe Arrigorriga, berühmt durch die Niederlage, welche hier Espartero und der englische General Evans im Jahre 1835 durch die Carlisten erlitt, siegte die Sonne endlich vollständig über Wolken und Nebel, um am heutigen Tage vor ihrem Untergange nicht mehr zu verschwinden. Felsige Berggipfel tauchten wieder überall am Horizonte auf und die Straße mußte sich zwischen mächtigen, mit Felsblöcken und Gebüsch bedeckten Berglehnen durchwinden. Doch war die Gegend im Allgemeinen offener und

*) Don Quixote. Parte II. capit. 34. „Oyóse asimismo un espantoso ruido, al modo de aquel que se causa de las ruedas macizas, que suelen traer los carros de bueyes, de cuyo chirrio aspero y continuado se dice, que huyen los lobos y los osos, si los hay por donde pasan.“

freier, als in jenen Thälern, aus denen wir herkamen. Je mehr wir uns Bilbao näherten, um so schöner und interessanter wurden die Aussichten, insbesondere als wir nach Ersteigung einer hohen Cuesta eine weite Umsicht gegen das Meer zu gewannen, ohne jedoch dieses selbst erblicken zu können, da es durch Höhenzüge verdeckt wird, welche hier, wie überall an dieser Küste, den Strand begränzen. Besonders charakteristisch für diese Gegend waren zwei spitzige, so regelmäßige Bergkegel, wie ich mich nie erinnere, je anderwärts bemerkt zu haben, welche wie zwei vollkommen gleichschenklige blaue Dreiecke sich in die Luft erheben. Diese beiden Berge liegen, wie ich später inne ward, in der Nähe von Portugalete dicht am Meer.

Um nach Bilbao zu gelangen, das im Thal des Nervion, etwa eine deutsche Meile aufwärts von seiner Mündung, rings von hohen Bergen umkränzt, höchst reizend gelegen ist, muß die Straße sich noch durch einige romantische Thäler hindurchwinden, in welchen der Weg beständig bergab führt, und deren malerische Berglehnen, die in bunter Abwechslung mit Feldern, Gebüsch und Häusergruppen bedeckt sind, jeden Anblick der Stadt unmöglich machen, bis man ihre ersten Häuser erreicht hat. Unsere Einfahrt fand über den unmittelbar am Flusse (welcher linker Hand hinfließt) gelegenen Hauptmarktplatz, die Plaza de la Constitucion, statt, der von einer dichten Menschenmasse bedeckt war und von dem kreischendsten Weibergeschrei wiederhallte. Dann ging es an dem breiten

und freundlichen Quai des Nervion hin, der durch seine schöne und elegante Häuserreihe einen sehr angenehmen Eindruck hervorbringt, bis in die Nähe des sogenannten Arenal (der Alameda von Bilbao), woselbst erst im Büreau der Diligence eine oberflächliche Visitation des Gepäckes vorgenommen und die Pässe vorgezeigt werden mußten, ehe ich mich in die an demselben Quai gelegene, recht gute „Fonda de Bilbao“ begeben konnte.

II.

Bilbao und Santander.

Bilbao, die Hauptstadt der Provinz Biscaya, ist nicht bloß rücksichtlich ihrer Lage eine der schönsten Städte in Spanien, sondern auch, was in Spanien nicht häufig der Fall zu sein pflegt, eine reiche und blühende Handelsstadt, die an Wohlstand und Bedeutung von Jahr zu Jahr zunimmt und, wie einige deutsche Kaufleute mich versicherten, mit denen ich hier Gelegenheit hatte, zu verkehren, in Zukunft, wenn die projektirten Eisenbahnen fertig sein werden, besonders wegen der vielen in der Nähe gelegenen Bergwerke, eine noch weit größere Wichtigkeit erhalten wird. Die Stadt besitzt mehrere sehr einträgliche Fabriken, unter denen die Fajençe-Fabrik und die Maschinen-Fabrik die bedeutendsten sein sollen. Durch

den Fluß Nervion, der hier eine Ria bildet, in welcher kleinere Schiffe bis zur Stadt heraufkommen können, während die größeren bei dem Orte Olaveāga, dem eigentlichen Hafen von Bilbao, liegen bleiben müssen, steht sie in Verbindung mit dem Meere und ist eine der wichtigsten und rührigsten Seestädte Spaniens. In allen Häfen dieses Landes findet man zu jeder Zeit Schiffe, welche die Handelsflagge von Bilbao tragen. Auf der großen Werfte werden jährlich über hundert Fahrzeuge gebaut, da die Schiffbaukunst von Bilbao eines großen und verdienten Rufes sich erfreut. Man erzählte mir von einem gewöhnlichen Zimmermeister, der durch einen billigen Einkauf einer großen Quantität Holz, das einige durch den orientalischen Krieg abgesperrte russische Schiffe um jeden Preis losschlagen mußten, in wenigen Jahren sich ein Vermögen von 100,000 Duros erworben und gegenwärtig mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Ich führe diese Thatsachen, die ich zufällig erfahren, hier nur deßhalb an, um zu zeigen, daß es denn doch auch in Spanien noch einzelne Punkte giebt, wo sich Handel und Industrie in wirklich blühendem Zustande befinden, und daß man dem Lande Unrecht thun würde, wollte man in dieser Beziehung in Bausch und Bogen den Stab über dasselbe brechen. Noch ist hier zu erwähnen, daß Bilbao nicht, wie ich selbst früher irrthümlich glaubte und mit mir vielleicht viele meiner Leser, die sich an die langwierige Belagerung von Bilbao in dem Carlistenkriege erinnern, eine starke Festung, sondern eine gewöhnliche offene Handelsstadt

ist, die nur damals (in den Jahren 1835, 1836 und 1837) von den Carlisten augenblicklich befestigt wurde und gegen Espartero und andere Christinische Generäle mit äußerster Tapferkeit sich vertheidigte. Das Clima von Bilbao soll, obgleich als feucht und regnerisch verschrieen, nichtsdestoweniger sehr gesund sein, und das Leben in dieser Stadt (die übrigens kaum 20,000 Einwohner zählt) wird von Allen, die sich längere Zeit hier aufgehalten, als äußerst angenehm geschildert. Eine völlig tyrolerische Gebirgslandschaft, ein schöner Strom und die Nähe des Meeres vereinigen sich hier, um Alles aufzubieten, was eine Gegend reizend machen kann. Die Stadt selbst ist gut gebaut, besitzt neben vielen neuen und sehr eleganten Häusern auch viele alte, äußerst malerische, mit vorspringenden Dächern, mehrere recht nette kleine Kirchen und eine Alameda am Ufer des Flusses, die zu den schönsten gehört, welche Spanien aufzuweisen hat. Nur in der Hauptstraße, auf dem prächtigen Quai, ist die Circulation der Wagen erlaubt; die inneren Gassen, die fast durchweg mit Quadern gepflastert sind und sich durch die größte Reinlichkeit auszeichnen, dürfen nur zu Fuß betreten werden. Selbst der König muß jenem alten Gesetz sich fügen; doch darf er zu Pferde in der Stadt sich zeigen. Überhaupt waren durch die alten spanischen Gesetze die Monarchen in den einzelnen Provinzen manchen demüthigenden Beschränkungen unterworfen, die, obgleich nur Formalitäten, sie doch stets daran erinnern sollten, daß sie über ein freies Volk herrschten und

ihre Macht nie mißbrauchen durften *). Dafür waren aber auch diese freien und stolzen Unterthanen die treuesten, die der König sich nur wünschen konnte, und hat sich Nordspanien durch seine Loyalität vor allen übrigen Provinzen stets ausgezeichnet.

Wir waren etwa um die Mittagszeit in Bilbao angekommen. Obgleich die Aussicht aus dem Fenster meines Zimmers auf den belebten Quai, die in dem Flusse vor Anker liegenden Schiffe, den am jenseitigen Ufer aus dichtem Gebüsch von Gärten sich erhebenden hölzernen Circus der Stiergefechte und die den Hintergrund bildenden schönen blauen Berge anziehend genug war, um die angenehmste Unterhaltung zu gewähren, litt es mich doch nicht länger zu Hause, als eben

*) Bekannt ist die berühmte Formel, mit der in Arragonien der König von den versammelten Ständen in den Vollgenuß seiner Rechte eingeführt wurde. Nachdem er knieend und entblößten Hauptes, während alle übrigen standen, auf das Evangelium geschworen, den Gesetzen des Landes gemäß regieren zu wollen, sprach der Vorsitzende der Stände, der den Namen justicia mayor führte, die denkwürdigen Worte: »Nosotros que cada uno por si somos tanto como vos y que juntos podemos mas que vos, os hacemos nuestro rey, con tanto, que guardeis nuestros fueros; si no, no.« d. h. „Wir, die wir jeder Einzelne soviel sind als Ihr und die wir zusammen mehr vermögen als Ihr, machen Euch zu unserem König unter der Bedingung, daß ihr unsere Freiheiten bewahret; wenn nicht, nicht.“ Auch in den baskischen Provinzen fanden ähnliche Ceremonien bei der Huldigungsfeier statt.

nöthig war, um, da ich seit der nächtlichen Chocolade in Azpeitia nichts genossen hatte, ein Frühstück einzunehmen; denn erst um 5 Uhr war, nach spanischer und französischer Sitte, Essenszeit im Hôtel, und früher nichts zu haben. Den Nachmittag wollte ich dazu verwenden, einen vorläufigen Überblick über Bilbao zu gewinnen und irgend einen sich darbietenden Spaziergang zu machen. Zunächst zog mich die schöne, in der Nähe der Fonda gelegene Alameda an *), welche das nördliche Ende des Quai bildet, der sich hier zu einem mit prächtigen Bäumen bepflanzten Platze erweitert, an welchem eine kleine achteckige, mit zwei Thürmen versehene Kirche liegt. Bald hinter diesem Platze wendet sich der Fluß, der bisher in nördlicher Richtung hinläuft und die an seinem rechten Ufer gelegene Stadt, da er ursprünglich von Südosten kommt, umfließt, nach Westen, und die schöne Alameda begleitet ihn noch eine geraume Zeit mit ihrem herrlichen Schatten. Die Aussicht, die sich hier darbot auf die im Süden sich aufthürmenden hohen Gebirge, die in der kostbarsten Beleuchtung ihre blauen Gipfel erhoben, war so herrlich, der ganze Anblick der Gegend und der Stadt, welche im Osten an eine malerische, mit Häusern und Gärten bedeckte Berglehne sich anschmiegt, hatte etwas so Wonnigliches, die Seele mit Freude und Wohlsein Erfüllendes, der goldne

---

*) Sie führt in Bilbao, wie in mehreren anderen Seestädten (z. B. auch in Vigo), den Namen Arenal, ohne Zweifel weil diese Plätze früher sandiges Ufer waren.

klare Sonnenschein nach dem zum Theil regnerischen Morgen war so erheiternd und beglückend und verbreitete einen so zauberischen Duft über die ganze Landschaft, daß ich ohne weiteres Bedenken mich entschloß, in dieser paradiesischen Gegend das Ufer des Flusses bis zu seiner Mündung bei dem Städtchen Portugalete zu verfolgen, obgleich der Weg dahin, wie ich wohl wußte, weit (eine gute deutsche Meile) und die Strahlen der südlichen Sonne ziemlich warm waren. Nachdem die Alameda, in der eine Menge Geistlicher, deren es in Bilbao verhältnißmäßig sehr viele zu geben scheint, in ihren weiten schwarzen Mänteln und colossalen Schiffhüten lustwandelten, aufgehört, führte der Weg in geringer Entfernung vom Flusse zwischen Häusern, Gärten und Mauern weiter und erhob sich zuweilen ein wenig an dem Abhange der ziemlich hohen Berge, welche hier im Norden das Flußthal steil und malerisch begränzen. Das gegenüberliegende Ufer war von den schönsten im Sonnenschein herüberglänzenden grünen Matten und fruchtbaren Feldern begränzt, zwischen denen sich ununterbrochen kleine Ortschaften, Villen und Fabriken bis zu den Anhöhen hinaufzogen, in denen der prächtige Gebirgskamm, den man in seiner ganzen Ausdehnung hier überblickt, sich allmählig zum Flußthal herabsenkt. Eine Menge aufgeschürzter Weiber, mit Körben voll Fischen auf dem Kopf, kamen mir hier entgegen, die eilenden Schrittes, mehr laufend als gehend, ihre Lasten nach der Stadt trugen, sehr malerische Gestalten mit gelben Kopftüchern und langen

schwarzen Zöpfen, und von höchst graziösen Bewegungen, obgleich sie meist nur in bunte Lumpen gehüllt waren. Die steilen Berglehnen, welche sich rechter Hand erhoben und an deren Fuße mein Weg hinführte, waren bis hoch hinauf mit Maisfeldern oder Gärten bedeckt; nur die höchsten Kuppen, auf denen sich jedoch verschiedene Gebäude zeigten, schienen kahl und unangebaut zu sein. Auf einer derselben stand die Ruine eines weitläufigen, schloßähnlichen Baues, — ein verfallenes Kloster. Die Schiffe, die von Zeit zu Zeit auf dem Flusse sichtbar wurden und von denen die größten (mehrere stattliche Dreimaster) weiter unten bei dem kleinen Städtchen Olaveäga vor Anker lagen, gaben dem schönen Gebirgsthale einen ganz eigenthümlichen, ungewohnten Charakter. Allmählig erweiterte sich das Thal, der Fluß wurde breiter und an die Stelle der mit Mais und Gebüsch bedeckten Abhänge zu meiner Rechten trat eine nackte, fast senkrecht abstürzende Felswand, von welcher die Sonnenstrahlen glühend zurückprallten. Nachdem ich bereits eine gute Stunde gegangen war, ruhte ich auf einer Bank vor einer niedlichen, kleinen, am Wege liegenden Venta ein wenig aus und erquickte mich an einem Glase Wasser, zu welchem hier sogar azucarillos zu haben waren *).

*) So nennt man jenes weiße, aus bloßem Zucker bestehende poröse Gebäck, das, wie fester, in Zwiebackform gebrachter Schaum aussehend, gewöhnlich in den spanischen Kaffeehäusern zum Wasser präsentirt wird, worin es, getaucht,

Noch war ein weiter Weg bei großer Hitze zurückzulegen, ehe ich einen breiten, sehr langen Steindamm erreichte, der wie eine Art Molo hier das rechte Ufer des nun schon sehr breiten Flusses begränzt und bis zu seiner Mündung begleitet. Am gegenüberliegenden Ufer zeigte sich jetzt das malerische Städtchen Portugalete mit seiner von weitem sich sehr stattlich präsentirenden großen Kirche, am Fuße steiler, felsiger Abhänge gelegen, über welche die beiden oben schon erwähnten, vollkommen regelmäßigen spitzen Kegel hervorragten, von denen der eine als ein steiles Cap unmittelbar zum Meere abfällt und seinen Fuß von den Wogen bespülen läßt. Vom Meere selbst, das durch weiße Sanddünen verdeckt wurde, war nur ein schmaler Streifen von hier aus sichtbar. Auf diesem Damme wurde ich von einem Reiter eingeholt, wie es schien, einem Landmann aus der Umgegend von Bilbao, mit dem ich schon früher, als ich ihn bei einem Hause rastend traf, einige freundliche Worte gewechselt, da er mich nach der Zeit und ich ihn nach dem Wege gefragt. Meinen Weg rüstig fortsetzend, befand ich mich nun bald dem Städtchen Portugalete gegenüber, das unmittelbar vor der Mündung des Flusses am linken Ufer desselben sich ausbreitet, soweit es der schmale Streifen ebenen Landes gestattet, der zwischen dem Flusse und den steilen Felsen befindlich ist, welche

---

sofort zerschmilzt, und vielleicht jenem Zuckerbackwerk, das man in einigen Gegenden Deutschlands „Spanischer Wind" nennt, den Namen gegeben.

an seinem westlichen Ufer sich erheben. Hier lag ein kleiner Dampfer vor Anker, und einige Segelschiffe waren eben im Begriff, über die ziemlich bewegte Barre in den Fluß einzulaufen *). An dem Steindamm, auf dem ich mich befand, war zwar hier ein sogenannter muelle (Landungsplatz) vorhanden, d. h. eine schöne steinerne Treppe führte in's Wasser hinab, auf der man in die zum Übersetzen bestimmten Boote sich hinunterbegeben kann. Allein ich verzichtete darauf, Portugalete, das wohl wenig Interessantes dargeboten hätte, im Inneren zu besichtigen, und setzte meinen Weg auf dem Damme bis zum Strande fort. Nachdem ich dem Anprallen der Wogen, die ein ziemlich frischer Wind in Bewegung setzte (auch diesmal machte ich die Bemerkung, daß der Wind um so stärker wurde, je näher ich dem Meere kam), mit großem Vergnügen zugesehen und an dem Anblick des Oceans und seiner malerischen Küsten mich erfreut hatte, empfand ich das Bedürfniß, nach dem weiten, bei großer Hitze zurückgelegten Wege eine etwas längere

*) Barre (span. barra) nennt man die vor den Mündungen der Flüsse sich bildende Bank von Sand, Schlamm, Steinen u. s. w., welche durch die Strömung hier angeschwemmt wird, sich zuweilen ziemlich weit in die offene See hineinerstreckt, eine besonders starke Brandung des Meeres hervorruft und für größere Schiffe oft sehr gefährlich wird. Sie kann fast nie ohne einen Lootsen passirt werden, der mit der Tiefe des Wassers, die sich hier immerwährend ändert, genau vertraut ist.

Rast zu halten, um für den Rückweg neue Kräfte zu sammeln. Ich lenkte daher meine Schritte nach einigen Häusern, die um eine auf den Sanddünen sich erhebende Windmühle sich angesiedelt, in der Hoffnung, in einem derselben, vor dem ich ein angebundenes Pferd stehen sah, eine Venta zu finden. Diese Hoffnung täuschte glücklicher Weise nicht; eine einladende Weinlaube breitete sich in Form einer Veranda vor dem Hause aus, und in dem Eigenthümer des Pferdes erkannte ich meinen unterwegs angetroffenen Reiter wieder, der im Gespräch mit der dicken Wirthin bei einem Glase Wein von seinem Ritt sich erholte. Er grüßte mich sofort freundlich wie einen alten Bekannten, und nöthigte mich mit gutmüthiger Zudringlichkeit, einen Schluck aus seinem Glase zu thun, was ich, ohne ihn zu beleidigen, nicht ablehnen konnte. Das Wirthshaus, dessen Inneres allerdings etwas abentheuerlich aussah, gefiel mir so gut, daß ich beschloß, hier mein Mittagsmahl zu halten. Die freundliche Wirthin bediente mich mit einer großen Schüssel voll frischer, vortrefflicher Sardinen und einer süßen, schmackhaften Eierspeise, wozu ein sehr guter weißer Wein aus Valladolid aufgesetzt wurde. Als ich bezahlen wollte, bekam ich auf eine Peseta (8 Silbergroschen) noch eine ganze Handvoll Kupfer heraus.

Obgleich ziemlich ermüdet, wollte ich doch nicht bis 6 Uhr warten, wo täglich ein kleines Dampfschiff von Portugalete nach Bilbao fährt, sondern machte mich zu Fuß wieder auf den Rückweg. Dieser war, da die Hitze jetzt nachgelassen, höchst angenehm und

bot neue, sehr schöne Ansichten des herrlichen Flußthales dar. Die Berge prangten, von der Abendsonne prächtig beleuchtet, in violettem und rosigem Schimmer. Besonders schön war der Anblick von Bilbao etwa eine halbe Stunde vor der Stadt. Die im Osten über derselben sich erhebende Berglehne zeichnete sich namentlich durch das große, das ganze Thal beherrschende Gebäude der schönen Wallfahrtskirche Nuestra Señora de Begoña aus, deren eigenthümliche thurmähnliche Façade von Weitem ganz den Eindruck einer prächtigen weißen Marmorkuppel macht. Erst mit Sonnenuntergang kam ich sehr ermüdet in der Stadt wieder an. Fast zu gleicher Zeit war auch das zwischen Bilbao und Santander hin- und herfahrende Dampfschiff angelangt, auf welches ich für meine Weiterreise angewiesen war, und das, weil es nur klein ist, bis zum Arenal in Bilbao hinaufkommen kann. Obgleich dasselbe gewöhnlich nur einen Tag hier verweilt, ehe es die Rückreise nach Santander antritt, so mußte es doch diesmal, da der folgende Tag ein Sonntag war, an welchem das Aus- und Einladen der Waaren unstatthaft ist, bis Dienstag früh in Bilbao bleiben, wodurch ich genöthigt wurde, noch zwei volle Tage hier zuzubringen.

Am folgenden Morgen war mein erstes Geschäft, in der nahen Kirche am Arenal die heilige Messe zu lesen. Diese kleine Kirche, die sich von Außen recht stattlich ausnimmt, bietet im Innern durchaus nichts Interessantes dar und scheint, wie ich später inne wurde, die dürftigste in Bilbao zu sein. In der

Sakristei war kein Priester anwesend, und ich wurde sofort vom Sakristan ohne Weitläufigkeiten zum Celebriren zugelassen. Auf das Läuten (tocar a misa), das in Spanien auch vor jeder außergewöhnlichen stillen Messe nie unterlassen wird, sammelten sich in wenigen Minuten viele recht andächtige Leute. Nach der Menge von Menschen zu schließen, die ich an Sonntagen in Spanien zu allen Morgenstunden in die Kirchen hineinströmen und herauskommen sah, muß hier das Kirchengebot des Anhörens der heiligen Messe an Sonn- und Festtagen sehr streng und allgemein beobachtet werden. In dieser wie in allen anderen Kirchen in Bilbao ist es mir aufgefallen, daß der Fußboden nicht aus Steinen, sondern aus hölzernen Dielen bestand, eine Einrichtung, die wohl durch das im Winter ziemlich kalte Clima hervorgerufen ist, und die, wenn sie in Deutschland Nachahmung fände, wo ihre Einführung noch weit mehr gerechtfertigt wäre, gewiß viel zur Andacht und zum fleißigeren Kirchenbesuch beitragen würde. Bilbao gehört, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, zum Bisthum Calahorra.

Ich will hier gleich anschließen, was ich im Laufe dieses und des folgenden Tages von den übrigen Kirchen Bilbao's noch gesehen habe. Unter ihnen scheinen die beiden von Sant Jago und San Antonio Abad in architektonischer Hinsicht den Vorrang zu behaupten. Die erstere, in der Mitte der Stadt gelegene, ist zwar nur klein, aber ein äußerst zierliches altes gothisches Gebäude. Von ganz besonderem

Reichthum und außerordentlich schön sind hier die steinernen gothischen Verzierungen der Fensterbogen. Auf dem Hochaltar befindet sich eine schöne Statue des heiligen Jacobus zu Pferde, mit dem Banner von Spanien in der Hand. Ich besuchte diese Kirche am Nachmittag des Sonntages und hörte in derselben die zweite Hälfte einer Predigt oder Katechese, die ein mit Cotta und Birett bekleideter Priester hielt, der auf der Kanzel nicht stand, sondern wie ein Professor auf dem Catheder saß. Der Zuhörer mochten im Ganzen nicht viel über Hundert sein, von denen die Frauen, in ihre schwarzen Mantillen gehüllt, in malerischen Gruppen auf dem mit Matten bedeckten Fußboden saßen, die Männer dagegen standen oder auf einigen Bänken sich niedergelassen hatten. Die Rede handelte von der Gefahr des Aufschubes der Bekehrung und ihr Inhalt war in jeder Beziehung höchst gediegen zu nennen. Sie wurde im Tone ruhiger Belehrung in der ungezwungensten Weise und wie es schien frei, wie der Augenblick die Worte eingab, vorgetragen. Diese kleine gemüthliche Predigt machte einen höchst angenehmen Eindruck und erinnerte mich durch die auf der Erde gruppenweis gelagerten aufmerksamen Zuhörer und den sitzenden Lehrer an die Lehrvorträge des Heilandes. Ich bin sogar der verwegenen Meinung, daß solch einfache, anspruchslose katechetische Belehrungen dem Zwecke der evangelischen Predigt und den Absichten Jesu Christi weit mehr entsprechen, als unsere steifen, studirten, mit allem Aufwande rhetorischer Kunst und aller Anstrengung,

deren die Lunge fähig ist, vorgetragenen Reden, welche nur zu oft jener ungezwungenen Natürlichkeit entbehren, die das beste und einfachste Mittel bleibt, um zu überzeugen und zum Herzen zu sprechen. An diese Kirche, die wohl früher einem Kloster zugehört, stößt ein sehr schöner gothischer Kreuzgang, der sich namentlich durch ein Portal von prachtvoller Architektur auszeichnet, das ihn mit der Straße in Verbindung setzt und die Hauptpforte des ehemalijen Klosters gewesen sein mag *). Dasselbe gefiel mir so gut, daß ich am andern Morgen den Versuch machte, es abzuzeichnen. Ein Schuhmacher, der vor der Thüre seines Hauses arbeitete, bot mir, da er mich in seiner Nähe stehen sah, unaufgefordert einen Sessel an. Eine Menge neugieriger Kinder, die mich umstanden, wurden mehrmals von den Vorübergehenden bedeutet, sie sollten mich nicht stören und in die Schule gehen. Überhaupt kann die Freundlichkeit und Gefälligkeit nie genug gelobt werden, die man in Spanien selbst auf offener Straße von ganz unbekannten Menschen erfährt. Dieser schöne Zug im Charakter des Volkes ist es hauptsächlich, welcher dem Fremden den Aufenthalt in Spanien angenehm und behaglich macht.

Die Kirche San Antonio, welche dem heiligen

---

*) Dieses einzige Portal reicht hin, um die ganz unbegründete Bemerkung des Richard'schen Reisehandbuches: „Bilbao n'offre rien d'interessant sous le rapport de l'architecture ou des arts“ zu widerlegen.

Abt und Einsiedler dieses Namens gewidmet ist, liegt unmittelbar am Ufer des Nervion, über den hier eine prächtige, alte steinerne Brücke von zwei hohen Bogen führt, und zugleich am östlichen Ende jenes Hauptmarktplatzes, über welchen wir zuerst in Bilbao eingetreten. Sie ist zwar äußerlich in modernem Style renovirt und hat einen hohen geschmacklosen Rokokothurm erhalten; im Innern jedoch zeigt sie alte, sehr reiche gothische Architektur und einen vorzüglich schönen, ganz vergoldeten Hauptaltar.

Geht man an dem Quai des Nervion eine Strecke hinab, über die Plaza de la Constitucion, und weiter an der neuen Kettenbrücke vorüber, die zwar sehr zierlich und elegant ist, aber jener alten steinernen bei der Kirche San Antonio, deren kühne Bogen in der That bewundernswürdig sind, an architektonischer Kunst wie an Schönheit weit nachsteht, so erblickt man am gegenüberliegenden Abhange, der ziemlich steil zum Flusse abfällt und mit den Häusern der Vorstadt Bilbao la vieja (Alt-Bilbao) bedeckt ist, die außerordentlich malerische, zum ehemaligen Franciscanerkloster gehörige, im Kriege halb zerstörte Kirche San Francisco. Diese große alte Kirche, ein schönes gothisches Gebäude, das jedoch auch noch Spuren des byzantinischen Styles an sich trägt, steht gegenwärtig wüst und verlassen da, und gewährt den Anblick einer höchst pittoresken Ruine. Der Thurm ist eingestürzt und der abgebrochene Stumpf desselben erhebt sich nicht über die Höhe des Daches. Die schönen gothischen Fenster haben fast alle ihre Glasscheiben

verloren, und gewähren den Anblick eines ruinenartigen Mosaiks. Der steile, mit Gras bewachsene Abhang, der von der Kirche sich zum Flusse hinabsenkt, ist zum großen Theil mit den Ruinen alter, mit Schießscharten versehener Mauern bedeckt, zwischen welchen sich einige schön gewachsene Linden erheben, die bis über das Dach der Kirche emporragen und dieselbe zum Theil verhüllen. Das Ganze bietet einen so malerischen Anblick, namentlich von der in den Quai mündenden Calle de Pelota aus dar, daß man beim Vorübergehen unwillkührlich zum Stehenbleiben gezwungen wird. Ich war begierig, diese interessante Kirche in der Nähe und wo möglich auch im Innern zu besichtigen, konnte jedoch, nachdem ich auf der Kettenbrücke an das malerische Ufer gelangt, zwischen dem steilen alten Gemäuer, das am Abhange sich hinzieht, keinen Pfad ausfindig machen, der mich dem Gebäude nahe gebracht hätte. Es scheint, daß diese Kirche nur von der entgegengesetzten Seite aus zugänglich ist. Die engen, am Abhange sich hinaufziehenden Gassen von Bilbao la vieja scheinen meist nur von armen Leuten bewohnt zu werden und lassen im Punkte der Reinlichkeit Einiges zu wünschen übrig. Auf den in den Fluß vorspringenden, zur Zeit der Fluth unter Wasser stehenden, bei der Ebbe aber hervorragenden Felsplatten, welche von beiden Seiten die unmittelbaren Ufer des Flusses bilden, waren hier zu jeder Tageszeit eine Menge Wäscherinnen beschäftigt, die dem Flusse in dieser Gegend ein eigenthümliches Leben mittheilten.

Am Nachmittage des Sonntages, den ich in Bilbao zubrachte, wollte ich einen Spaziergang auf den östlich über der Stadt sich erhebenden Bergrücken und zu der auf dieser Höhe gelegenen Wallfahrtskirche Nuestra Señora de Begoña, die mit ihrer eigenthümlichen Façade das ganze Thal beherrscht und nach allen Richtungen weithin sichtbar ist, unternehmen. Nachdem ich mich zuerst in eine enge, sehr malerische Sackgasse verlaufen, in der jedoch ein colossaler alter Feigenbaum in der That sehenswerth war, erstieg ich die Berglehne auf einer chausséeähnlichen Fahrstraße, die mich zwar auf die Höhe derselben führte, aber, da ihr weiterer Verlauf, um der Krümmungen willen, die sie machte, nicht sichtbar war, dem gewünschten Ziel nicht näher zu bringen schien, von dem ich mich oben durch ein tiefes Thal getrennt sah. Die Aussicht, die sich hier auf die Stadt, das ganze Thal des Nervion, die im Süden und Osten sich aufthürmenden prächtigen Gebirge und die gegenüberliegende große Kirche eröffnete, würde aber für sich allein schon genügt haben, um diesen Gang zu belohnen. Um jedoch in gerader Richtung meinem Ziele mich zu nähern, schlug ich einen Fußpfad ein, der als ein schmaler Rain zwischen Waizenfeldern sehr steil in die Schlucht hinabführte, die mich von der gegenüberliegenden Kirche trennte. Unten war dieses enge Thal mit Gebüsch und Rohr erfüllt, das sehr üppig am Rande eines Baches wuchs, und bot an vielen Stellen das Bild einer kleinen romantischen Wildniß inmitten von Feldern und Gärten dar. Der jenseitige

Abhang war meist von Weinlauben bedeckt. Mit Mühe machte ich einen Pfad ausfindig, der mich in schräger Richtung an ihm empor- und zuletzt wieder auf dieselbe Straße führte, welche ich vor Kurzem verlassen und die, nachdem sie, um die Schlucht zu umgehen, einen großen Bogen gemacht, hier bis in die Nähe der Kirche sich heranzieht und dann in nordöstlicher Richtung fortläuft. Diese Kirche, welche ich hier von ihrer hinteren, östlichen Seite erreichte, ist unstreitig die größte und schönste, welche Bilbao aufzuweisen hat. Sie ist ein altes gothisches Gebäude mit mächtigen Strebepfeilern zu beiden Seiten. An ihre rechte Seite lehnt sich eine große überdachte Halle, cemeterio genannt, an, welche an die alten römischen Basiliken erinnert. Die vordere, der Stadt zugekehrte und das ganze Thal beherrschende, schon oft erwähnte Façade ist ein höchst sonderbarer thurmartiger, weiß angestrichener Bau, dessen Styl schwer zu classificiren ist. Am Nächsten dürfte er jedoch dem Rokoko kommen. Doch läßt es sich nicht läugnen, daß seine Wirkung gut berechnet ist. Überall in der ganzen Gegend durch seine hohe Lage sichtbar, verleiht er der Kirche ein äußerst stattliches Ansehen. Von dieser Façade führt eine breite Treppe am Abhang des Berges bis zur Stadt hinab, auf der ich, ohne jenen großen Umweg, in sehr kurzer Zeit hierher hätte gelangen können. Im Inneren der Kirche herrschte ein geheimnißvolles Dunkel; das Sanktissimum war auf dem Hochaltar ausgesetzt, der mit einigen 30 brennenden Kerzen geschmückt war, und vor

welchem ein betender Priester kniete. Einige Landleute beteten mit halblauter Stimme mit einander den Rosenkranz. Auch in dieser Kirche war der Fußboden gedielt.

Auf der breiten Treppe herniedersteigend, wo eine Menge Leute mir entgegenkamen, da der Nachmittagsgottesdienst bald beginnen sollte, kam ich am Campo Santo (dem Kirchhof) von Bilbao vorüber. Das durch ein Gitter geschlossene Portal desselben wurde mir, als ich durch dasselbe hineinschaute, von einem freundlichen Mann, der wohl der Todtengräber sein mochte, unaufgefordert geöffnet. Dieser sehr schöne Kirchhof besteht aus einem prachtvollen Blumengarten, aus dem sich eine Menge dunkler Cypressen erheben, und welcher im Quadrat von gemauerten Hallen umgeben wird, in denen ganz in derselben Weise, wie ich es im ersten Theile dieser Reiseskizzen vom Kirchhof in Valencia beschrieben habe, die Grabsteine neben- und übereinander an den Wänden befindlich sind. Die dem Portal gegenüberliegende Halle enthält eine kleine, von einer Kuppel überdachte Kapelle. Als ich auf die Frage meines Führers, der mich überall begleitete, ob ich ein Priester sei, mit Ja geantwortet, zog er mit feierlicher Grandezza sein violettes baskisches Birett und sagte: Dios le conserve muchos años! (Gott erhalte Sie viele Jahre!) Auf den in einer engen Gasse sich nun in die Tiefe hinabziehenden Treppen meinen Weg verfolgend, kam ich, unten angelangt, auf einen kleinen Platz, der durch ein großes palastähnliches Gebäude geziert wird (wahrscheinlich

das Ayuntamiento, Rathhaus) und trat dann in die schöne Kirche von Sant Jago ein, woselbst ich der oben bereits beschriebenen Predigt beiwohnte.

In der Fonda angekommen, erfuhr ich, daß unsere table d'hôte, an der ich heute Theil nehmen wollte, um anderthalb Stunden verschoben sei, da in dem Circus der Stiergefechte von einigen Liebhabern eine Art Corrida (Funktion) en miniature gratis gegeben werde, was sich die anderen Gäste ansehen wollten. Auch mich trieb die Neugier an, dem Spektakel, von dem es übrigens von vornherein hieß, daß er durchaus kein wirkliches Stiergefecht, sondern nur eine Art Übung oder Versuch sei, zuzusehen, der übrigens, wie die Wirthin (eine Französin) mir bemerkte, schon vollkommen hinreiche, eine Idee von den barbarischen Sitten „de ces gens là“ (d. h. der Spanier) zu erhalten. Ich ging daher über die neue Brücke, welche in der Nähe des Arenal den Quai mit dem jenseitigen Ufer verbindet, und die ich bisher noch nicht betreten hatte, in den nahen Circus, welchen ich von dem Fenster meines Zimmers aus sehr gut sehen konnte. Ich fand ihn schon gedrückt voll von Zuschauern, meist aus der untersten Volksklasse, welche die Gelegenheit, eine, wenn auch noch so unvollkommene Corrida „en balde“, d. h. gratis, sehen zu können, nicht vorübergehen lassen wollten. Namentlich an der Schattenseite, wo ich so glücklich war, noch einen sehr unbequemen Platz zu erobern, war das Gedränge groß. Die ganze Geschichte, die eine so große Menge Schaulustiger (es mochten wohl

über 2000 Menschen versammelt sein) herbeigelockt, bestand darin, daß abwechselnd zwei ganz junge Stiere (novillos) zuweilen auf einige Minuten in den Circus gebracht und von den daselbst befindlichen Leuten und Gassenjungen (wohl gegen 100 Personen) mit Lappen und Stöcken gereizt und herumgejagt wurden, wobei ein Kerl zu Boden geworfen und vom Stier getreten wurde, ohne sich jedoch weiter zu beschädigen. Endlich sprang einer der Stiere, ein junges, sehr behendes, possirliches Thier, über die Barriere und hiermit hatte das sehr unblutige Schauspiel ein Ende. Hätte ich nicht später in Sevilla einer wirklichen, ernsthaften Corrida beigewohnt, so würde ich von den spanischen Stiergefechten eine sehr zahme Idee erhalten haben.

Beim Essen in der Fonda kam ich zufällig neben einen deutschen Kaufmann (Hannoveraner) aus Santander zu sitzen, mit dem ich Abends noch einen Spaziergang auf der mit Gas beleuchteten Alameda und am Ufer hinauf machte, und zuletzt ein Eis im Café Suizo (schweizerische Kaffeehäuser giebt es fast in allen größeren Städten Spaniens) einnahm. Daselbst kamen mehrere seiner Bekannten (Franzosen) zu uns, von denen ich brauchbare Aufschlüsse über die Fortsetzung meiner Reise erhielt. Der eine namentlich erzählte interessante Geschichten von seinen Reisen zu Pferde an dieser Küste und von der Gastfreundschaft, die er, wo die Wirthshäuser zu schlecht waren, in Asturien genossen.

Für den Zeitverlust, den ich in Bilbao durch das Warten auf den Abgang des Dampfschiffes erlitt,

entschädigte mich am letzten Nachmittag ein Spaziergang, der zu den schönsten Erinnerungen gehört, die mir von meiner diesmaligen Reise bleiben, und der mir den interessantesten und belehrendsten Aufschluß über die Lage dieser schönen Stadt und den Charakter der ganzen Gegend verschaffte. Da ich das Thal des Nervion schon am ersten Tage bis zu seiner Mündung durchwandert hatte, so wollte ich meine Schritte diesmal in die Höhe lenken und jene Bergrücken erklimmen, die das Flußthal im Nordosten begränzen, und von denen man zu gleicher Zeit Bilbao und das Meer erblicken mußte. Ich wählte daher als mein Ziel die sogenannte Punta de Banderas (die Kuppe der Flaggen), eine Bergspitze, auf welcher früher ein Signalposten war, woselbst durch Aufhissen von Flaggen die bei Portugalete einlaufenden Schiffe für Bilbao signalisirt wurden. (Jetzt bedient man sich zu diesem Zweck eines elektrischen Telegraphen.) Einen Weg einschlagend, der bald hinter dem Arenal an dem Bergrücken sich emporzieht, gelangte ich schon nach wenigen Minuten auf ein Stoppelfeld, das einen links vom Wege sich erhebenden kleinen Bergvorsprung bedeckte, von wo aus ein höchst interessantes und liebliches Bild sich darbot und eine reiche Aussicht sich eröffnete auf die bis zum Arenal am Flusse sich hinziehende Häuserreihe, den hinter derselben sich erhebenden, mit Gärten und Gebüsch (aus dem hin und wieder malerisches altes Gemäuer hervorsieht) bedeckten Bergabhang, der das Campo Santo und die Kirche Nuestra Señora de Begoña trägt (ersteres

bietet mit seiner moscheenartigen kleinen Kuppel, neben der sich eine schöne Cypressengruppe erhebt und seiner weitläufigen, Alles umschließenden Umfangsmauer einen fast orientalischen Anblick), auf die herrliche Baumgruppe des Arenal, die neben der kleinen achteckigen Kirche und dem Flußufer wie ein dichter Wald aus den Häusern hervorquillt, auf die halbverdeckten, dahinter sich zeigenden Dächer und Thürme der inneren Stadt, die prachtvollen dunkelblauen Bergrücken, die im Hintergrunde sich wölben, den schönen, mit vielen Schiffen bedeckten, schlangenartig sich krümmenden, am Arenal hinlaufenden Fluß, und die in unmittelbarer Nähe am anderen Ufer gelegene Schiffswerfte, die mit mächtigen Schiffsgerippen bedeckt war und auf der ein reges Leben herrschte. Weiter in einem steinigen Wege emporsteigend, der zwischen Landhäusern und Gärten sich allmählig erhebt, über deren Mauern oft blühende Jasminzweige herabhingen, und schöne Gruppen von Cypressen, Lorbeerbäumen und dem hier sehr häufigen, zu einem kräftigen Baume gedeihenden Prunus Laurocerasus hervorragten, gelangte ich bald in einen kleinen dünnstehenden Wald, der aus Eichen, Kastanien und Pappeln bestand, die bei der großen Hitze erquickenden Schatten gewährten, während eine krystallhelle Quelle mitten in dem steinigen Fahrwege zum Thale hinabrieselte. Der Weg wurde bald sehr steil und beschwerlich, gewährte aber die köstlichsten Rückblicke auf das immer weiter sich aufrollende Thal und die im Hintergrunde immer höher und großartiger emporwachsenden Gebirge. In

der Höhe hörten die Baumgruppen auf, die Abhänge waren nur mit Gras, einer stachlichen Genista und einigen Erika-Arten an den Stellen überwachsen, wo nicht der nackte Fels zu Tage kam. Bei einer kleinen Venta, die einsam auf der Höhe steht, eröffnete sich die Aussicht auf ein weites hinteres Thal, ohne daß jedoch hier schon das Meer sichtbar wurde. Noch war eine letzte, mit Gras und Genista bewachsene öde Bergkuppe zu ersteigen, die sich unmittelbar hinter jener Venta im Westen erhebt und auf ihrem Gipfel eine aus rohen Steinen schornsteinartig gebaute, halbzerfallene, pyramidenförmige Säule trägt, auf welcher die oben schon erwähnten Signalfahnen aufgehißt wurden. Dies war ohne Zweifel die Punta de Banderas, welche ich aufsuchen wollte, und zu der ich den Weg ganz zufällig, ohne Jemanden zu fragen, gefunden hatte. Die Aussicht hier oben war in der That überraschend. Ein breites liebliches Thal, das in seinem Schooße mehrere kleine Ortschaften trug, dehnte sich am Fuße des ziemlich bedeutenden Berges aus, den ich erstiegen hatte, und der hier mit seinem nördlichen Abhange sanft und allmählig zu ihm hinabfällt. Im Nordosten war der Horizont von anderen Höhenzügen begränzt. Im Nordwesten dagegen senkte sich das Thal allmählig zum Meere hin, von dessen dunkel-azurblauer Fläche sich hier am Horizont ein bedeutendes Segment ausbreitete. Sehr deutlich konnte man die Mündung des Nervion, die auf den Sanddünen am Gestade stehende Windmühle und am andern Ufer des Flusses Portugalete erkennen,

über welchem jener regelmäßige, schon oft erwähnte spitzige Kegel sich erhob, der mit seinem weiter links hervorragenden kleineren Gefährten und anderen sich anschließenden Bergen im Westen den Gesichtskreis abschloß und den weiteren Lauf der Meeresküste verdeckte. Vor diesen Bergen lagerten sich in größerer Nähe andere Kuppen, welche die Fortsetzung jener Höhen bildeten, auf denen ich stand, und die das nördliche Ufer des Nervion bis in die Nähe des Meeres hin begränzen. Wenn diese Andeutungen auch ungefähr den Charakter der landschaftlichen Formen deutlich machen können, welche hier dem nach Nordwesten schauenden Auge sich darboten, so würde es doch vergeblich sein, jenen duftigen Farbenschmelz auch nur annähernd zu schildern, der über dieses reizende Bild ausgebreitet war, und der von dem tiefblauen Azur des Meeres an gleichsam alle Schattirungen von blau, violett und rosenroth durchlief, die nur immer eine prächtig beleuchtete Landschaft, von der Höhe eines mittelhohen Berges herab bei klarem Sonnenschein gesehen, darbieten kann. Aber nicht minder schön und jedenfalls noch weit großartiger war der Anblick, den von demselben Standpunkt, wenn man sich umwendete, ein Blick nach Südosten darbot. Da lag Bilbao wie ein Juwel in seinem Schmuckkästchen in der Tiefe des Thales, von dem Silberarm des schönen Flusses umschlängelt; auf die Wallfahrtskirche mit dem Campo Santo sah man tief hinab, da die grüne Berglehne, die sie trägt, zu einem kleinen Hügel zusammengeschwunden war; aber

eine imposante, wahrhaft majestätische Mauer colossaler Gebirge war im Hintergrunde hervorgewachsen, welche in der Tiefe des Thales, von den Vorbergen verdeckt, gänzlich unsichtbar ist. Ein kegelförmiger Gipfel über dem andern ragte hervor und eine nackte zackige Felswand über der anderen thürmte sich gleich dunklen Gewitterwolken am Horizonte auf. In dem schmalen Schatten der steinernen Pyramide auf weichem Grase gelagert, schwelgte ich lange Zeit in dem Genusse der herrlichen Aussichten, bald dem Meere, auf dem einige weiße Segel erkennbar waren, bald der Gebirgswand und der in dem lieblichen Thal ruhenden Stadt zugewendet. Es war dies einer jener Glanzpunkte meiner Reise, welche leider um so schneller vorübergehen, je höher, ich möchte fast sagen, überirdischer ihre Schönheit ist.

Obgleich ich lange genug auf dieser Punta de Banderas verweilte, so konnte ich doch unmöglich hier im Grase für immer liegen bleiben. Ein sonderbares thurmähnliches Gebäude auf einer anderen, ganz in der Nähe liegenden Kuppe erschien mir interessant genug, daß ich beschloß, ehe ich den Rückweg anträte, es in der Nähe zu untersuchen. Doch ein großer aus demselben hervordringender Hund, der bei meiner Annäherung ein wüthendes Gebell anhob, hielt mich in respektvoller Entfernung, und ein altes, hier oben auf dem Bergkamme Kamillen suchendes Weib sagte mir auf meine Frage, was jener sonderbare Bau vorstelle, daß das eingebildete Castillo nur eine alte verlassene Windmühle sei, daß aber in dem anderen

Hause am jenseitigen Abhange, an dem ich früher schon vorübergekommen, Wein und comida (Essen) zu haben sei. Ich ging daher, diesem Winke folgend, dorthin zurück und erhielt ein Glas sehr schlechten, kaum trinkbaren, weißen Wein, welcher hier an dieser Küste wächst und Chacoli genannt wird, und noch schlechteres Brod aus türkischem Waizen. Doch während ich in dem inneren Raume des Hauses, in den man unmittelbar durch die Hausthüre tritt, und der, wie in jeder spanischen Venta, Küche und Gastzimmer in sich vereinigt, auf einem Strohstuhl wenigstens im Schatten sitzend, im Kampfe mit unzähligen Fliegen mein dürftiges Mahl einnahm und dem originellen Treiben der Leute zusah, zog plötzlich eine Scene ganz anderer Art meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich hörte ein lautes Klagegeschrei vor der Thüre und erblickte eine Trag-Bahre mit einer in weiße Tücher eingehüllten und an derselben festgebundenen Leiche, die eben angekommen und vor dem Hause niedergesetzt worden war, und die eine Menge Frauen, laut weinend und betend, umstanden und umknieten.

Es war ein junger Mensch, der erst vor wenigen Stunden durch einen Unglücksfall mit einem Wagen um's Leben gekommen, und dessen Leiche eben von dem Orte des Unglücks abgeholt wurde. Eine kleine, meist aus Frauen bestehende Prozession, in welcher auch die Mutter des Verunglückten befindlich war, hatte sich dem Trauergange angeschlossen und hier oben hatten die Träger, um etwas auszuruhen, die Bahre für einige Minuten niedergesetzt. Noch unter

dem ersten Eindruck des Schmerzes brach die trostlose Mutter, ein gewöhnliches baskisches Weib, die in diesem Sohne vielleicht ihre einzige Stütze verloren hatte, jeden Augenblick in das durchdringendste Jammergeschrei aus, das einen Stein hätte erweichen können, und wurde darin von mehreren anderen Personen, welche Verwandte des Verstorbenen zu sein schienen, und die ihre Klagestimmen kaum minder laut erhoben, begleitet. Eine andere ältliche Frau suchte die vom Schmerz ganz überwältigte Mutter zu trösten, und fuhr sie fast barsch an, sie solle stille sein, brach aber selbst, nachdem sie in das Haus eingetreten, wo sie von den Anderen nicht bemerkt werden konnte, in helle Thränen und in lautes Schluchzen aus. Die ganze Scene, die den natürlichsten Ausdruck des tiefsten Schmerzes zeigte, wie er bei einfachen, ungebildeten Leuten des südlichen Temperamentes sich zeigt, hatte etwas ungemein Ergreifendes und erinnerte durch das laute Klagegeschrei, die einfache Bahre, die in weiße Tücher gehüllte, offen auf derselben (wenn auch mit verhülltem Angesicht) liegende Leiche, die malerische Tracht der Frauen mit ihren gelben, turbanartigen Kopftüchern, an orientalische Sitten — an den offen auf der Bahre getragenen und von der trostlosen Mutter begleiteten Jüngling von Naim.

Auf dem Rückwege, der durch die herrliche, stets vor Augen liegende Aussicht auf das Thal und die prächtigen Gebirge einen besonderen Reiz erhielt, kamen mir wieder viele Fischerinnen, die ihre Fische in der Stadt verkauft hatten und wahrscheinlich in ihr

Dorf zurückkehrten, und weiter unten ein baskischer Ochsenkarren entgegen, der sich mühsam mit Hülfe von Vorspann auf dem schlechten, steinigen Wege emporarbeitete und eine schauderhafte Musik machte. Ich kam zuletzt in einen anderen, von dem, in welchem ich hinaufgestiegen, verschiedenen Weg, und erreichte das Arenal bei einem alten, schloßähnlichen Gebäude, das sich durch zwei kleine Thürme zu beiden Seiten und ein besonders schönes, über dem Portal befindliches, steinernes Wappenschild auszeichnete. Überhaupt habe ich in Bilbao viele mit solchen steinernen Wappenschildern versehene Häuser, die in den baskischen Provinzen, selbst in den Dörfern, häufig sind, gesehen. Besonders erwähnenswerth ist ein altes, sehr merkwürdiges Gebäude am Marktplatz, in der Nähe der Kirche San Antonio, das, wie eine Inschrift an demselben besagt, die Ehre hatte, schon drei Könige von Spanien zu beherbergen (Pedro el unico, einen Enrique und Ferdinand den Katholischen). Auch einige uralte hölzerne Häuser giebt es hier in der Vorstadt am anderen Ufer des Flusses, schwarz wie die Nacht, und mit Galerien nach Art der Schweizerhäuser versehen. Hölzerne Häuser sind in Spanien, wie überhaupt im Süden von Europa, eine Seltenheit, finden sich aber gerade an dieser Nordküste, wenn auch immer nur vereinzelt, ziemlich häufig. Leider muß ich von Bilbao schließlich noch erwähnen, daß ich hier am letzten Abend eine in Spanien sonst fast unerhörte Seltenheit, einen Betrunkenen nämlich, gesehen habe, von dem nicht wohl anzunehmen war,

daß er etwa der Matrose eines fremden Schiffes gewesen. Überhaupt stehen die nördlichen Küstenprovinzen Spaniens in dem Rufe, die am wenigsten nüchternen und auch im Essen nicht so mäßig zu sein, wie die übrigen. Da sie keinen guten einheimischen Wein besitzen, so ist der Gebrauch einer copa de aguardiente (eines Spitzgläschens Brandwein) bei den gemeinen Leuten nichts Ungewöhnliches, und die meisten Ventas scheinen, wenn auch nichts Anderes zu haben ist, doch hiermit versehen zu sein. Nichtsdestoweniger wird das Maß nur höchst selten überschritten und im Vergleich zu unseren nordischen Ländern sind diese Provinzen in hohem Grade nüchtern zu nennen. Der eben erwähnte Betrunkene in Bilbao war der einzige, den ich auf meinen ganzen Reisen in Spanien angetroffen, und seine Erscheinung schien auch wirklich Aufsehen zu erregen.

Das kleine Dampfschiff, das mich am anderen Morgen nach Santander bringen sollte, zu welcher Fahrt nur sechs Stunden erforderlich sind, führte den Namen Bilbao-Santander, und wurde von dem Capitän Don Ramon de la Mar commandirt. Unsere Abfahrt vom Arenal, woselbst das Schiff unmittelbar am Quai angelegt hatte, fand um 9 Uhr Morgens statt. Die Reisegesellschaft bestand größtentheils aus den Franzosen, mit welchen ich im Hôtel gewohnt hatte, und die theils Kaufleute, theils Ingenieurs und Beamte des Institutes des Credit mobilier,

welches den Eisenbahnbau in Spanien übernommen hat, waren, zu denen sich noch ein junger deutscher Kaufmann aus Aachen (der in Bergwerks-Angelegenheiten reiste) und mein Hannoveraner gesellten. Der schöne sonnige Morgen und die lachende Landschaft, welche die Flußufer an beiden Seiten darboten, erzeugte, wie es schien, in der ganzen Gesellschaft eine sehr heitere Stimmung. Bei Olaveaga, einem netten, freundlichen Städtchen, dessen Häuser unmittelbar am Ufer stehen, lag eine beträchtliche Menge großer Schiffe vor Anker. Ich unterhielt mich meist mit den beiden deutschen Kaufleuten, in denen ich recht angenehme und unterrichtete Leute fand. Kurz vor Portugalete kamen wir an einem großen, erst in diesem Jahre erbauten Fabrikgebäude vorüber, woselbst die ganz neue Erfindung eines Straßburgers, das rohe Eisenerz durch eine einzige complicirte Procedur sofort in fertige Eisenbahnschienen zu verwandeln, in Ausübung gebracht werden sollte. Als wir die Mündung des Flusses erreicht hatten und über die Barre in das offene Meer hinausfuhren, wurden die Wogen sehr groß und bewegt, und das kleine Dampfschiff fing bedeutend zu schwanken an. Ein Boot kam uns hier von der östlichen Spitze der kleinen Bai her entgegen, das einige Geistliche dem Dampfschiff zuführte, die bei dem Schaukeln des Bootes und den Schwankungen des Schiffes viele Mühe hatten, um die herabgelassene, an Bord führende Treppe zu erreichen.

Die Fahrt ging nunmehr in westlicher Richtung, in

unmittelbarer Nähe der felsigen, höchst pittoresken Küste weiter, die oft kaum einen Pistolenschuß vom Schiffe entfernt war. Der Rückblick auf den Hafen von Portugalete, vor welchem der regelmäßige spitzige Kegel, der hier ein prächtiges Cap bildet, wie ein riesiger Leuchtthurm Wache hält, war außerordentlich schön, sowie überhaupt der Anblick der Küste, welche überall hoch und felsig ist, auf dem ganzen Wege ein höchst interessantes Schauspiel darbot, da man bei der Nähe, in der wir uns stets neben ihr hielten, auch die kleinsten Einzelheiten derselben beobachten konnte. Minder angenehm waren die unaufhörlichen, starken Seitenbewegungen des Schiffes, welche die von Norden daherrollenden Wogen, die, obgleich nur ein schwacher Wind wehte, doch ziemlich bedeutend waren, und die beständig an die rechte Seite des Schiffes anschlugen, verursachten. Dies hatte zur Folge, daß viele der Passagiere binnen kurzer Zeit seekrank wurden, und eine Menge nicht sehr erbaulicher Scenen auf dem Verdeck vorfielen. Auch ich hatte auf der ganzen kurzen Fahrt, obgleich ich bisher nie seekrank gewesen, mit einem Gefühl der Unbehaglichkeit zu kämpfen, das erst im Hafen von Santander verschwand.

Nachdem wir etwa anderthalb Stunden in der offenen See gefahren waren, erreichten wir das auf einem in's Meer weit vorspringenden, niedrigen Felsen gelegene Städtchen Castro, wo einige seekranke Damen in einem herbeigekommenen Boote abgesetzt und noch einige andere Geistliche aufgenommen wurden. Die zum Theil vom Meer unterwühlten Felsen, auf

denen das Städtchen gebaut ist, tragen auf ihrem äußersten, von der Brandung umtosten Vorsprunge ein Castell und eine schöne gothische Kirche von höchst zierlicher und reicher Architektur, und die von Außen einen schöneren Anblick gewährte, als alle, die ich in Bilbao gesehen. Das Bild, welches diese, auf prächtigen, vom Meer umbrausten Felsen stehende Gruppe herrlicher Architektur (auch das alte Castell, das neben der Kirche sich erhob, zeichnete sich durch höchst pittoreske Formen aus) vom Schiffe aus darbot, war so anziehend und so außerordentlich malerisch, daß ich lebhaft bedauerte, daß die Schnelligkeit des Dampfschiffes mir keine Zeit ließ, eine Skizze davon zu zeichnen. Bald hinter Castro zeigten sich viele sehr große weiße Seemöven, welche die Felsen der Küste umschwärmten, und eine andere, von mir noch nie gesehene Art schwarzer Vögel, von der Größe einer Gans und mit langen Schwanenhälsen versehen, die, wenn sie im Meere schwammen, nur den langen Hals aus dem Wasser hervorragen ließen. Ein anderer in's Meer vorspringender Felsen war von vielen Tausenden kleiner weißer Seevögel umschwärmt, die auf demselben ihre Nester zu haben schienen. Zu diesen interessanten Scenen thierischen Lebens, die wir vom Schiffe aus beobachten konnten, war auch noch der Anblick einer Heerde galoppirender Pferde zu rechnen, die weiter unten, als die Ufer etwas niedriger wurden, auf einem grasigen Abhange dicht am Ufer weideten. Nach Verlauf einiger Zeit zog sich die Küste, welche hier eine große Bucht bildet, etwas tiefer in's

Land zurück und die Berge wurden niedriger. In einem Winkel dieser weiten Bai war die Festung Santoña zu erblicken, die früher ein wichtiger Kriegshafen gewesen, aber von ihrer ehemaligen Bedeutung gegenwärtig viel verloren hat. Weiterhin wurde die Küste noch flacher und nur im Innern des Landes zeigten sich entfernte hohe Gebirge. Bald wurde nun auch der Leuchtthurm von Santander sichtbar, der, da er auf der äußersten Spitze einer niedrigen, von Westen nach Osten in das Meer hinauslaufenden Landzunge steht, welche den Hafen von Santander bildet, unmittelbar aus den Fluthen aufzutauchen scheint. Die Einfahrt in den großen, prachtvollen Hafen, der alle Flotten der Welt bergen kann, soll, um einiger vor derselben liegenden Klippen willen, nicht ohne Gefahr sein. Man ist daher gegenwärtig damit beschäftigt, auf einer dieser Klippen einen neuen Leuchtthurm zu bauen, dessen Fundamente aus dem Felsenriff, an dem wir dicht vorüberfuhren, schon hervorragen. Die Stadt, welche sich gut präsentirt und noch ansehnlicher als Bilbao ist, liegt an der Südseite jener von Westen nach Osten sich erstreckenden Landzunge, vom Hafen aus nördlich. An der südlichen Seite des Hafens, der sich sehr weit, wie eine große Bai, ausbreitet, wird der Horizont von entfernten, duftigen, sehr malerisch ausgezackten, nackten Sierren begränzt, die völlig den südspanischen Charakter tragen und gleichsam daran erinnern, daß man die baskischen Provinzen verlassen hat und nach Castilien gelangt ist. Zwar bildet gegenwärtig dieser

Küstenstrich die sogenannte Provinz Santander; früher jedoch wurde er zu Alt-Castilien gerechnet.

Die Anzahl der hier vor Anker liegenden Schiffe war nicht unbeträchtlich, obgleich dieselben in der ausgedehnten Bai fast verschwanden. Außer einem großen Dampfschiffe aus Barcelona, El Berenguer genannt, das bald nach unserer Ankunft nach Southampton absauste, waren auch einige kleinere spanische Kriegsschiffe im Hafen. Santander ist nämlich der eigentliche spanische Kriegshafen, das Toulon von Spanien für diese Nordküste, ebenso wie Coruña für den äußersten Westen. Außerdem besitzt es einen nicht unbedeutenden Handel, namentlich mit der Havannah, wohin insbesondere aus Santander alljährlich große Massen Getreide und Mehl ausgeführt werden. Der Anblick des stattlichen Quai, der als eine lange sehr breite Straße am Hafen sich hinzieht, die aus einer schönen Reihe moderner sehr hoher Häuser besteht, ist nicht besonders spanisch, sondern zeigt mehr französischen Charakter. Das Dampfschiff kann hier nicht, wie in Bilbao, unmittelbar am Quai anlegen, sondern muß in beträchtlicher Entfernung vom Ufer liegen bleiben, so daß man genöthigt ist, in einem Boote an dasselbe sich befördern zu lassen. In dem meinigen traf ich zufällig mit den sämmtlichen an Bord befindlichen Geistlichen zusammen. Am Landungsplatz angekommen, nahmen eine Menge Weiber unser Gepäck in Beschlag, die ein lautes Gekreisch vollführten, und hier ebenso wie in den baskischen Provinzen die Stelle

der Lastträger und oft auch der Ruderer in den Booten einnahmen. Nachdem wir eine geraume Zeit auf dem schattenlosen Quai bei großer Hitze (es war etwa 3 Uhr Nachmittags) gewartet, bis sämmtliche Reisende mit ihren Sachen ausgeschifft waren, wurden wir, der Weisung einiger wachehabender Carabineros gemäß, auf die weiter westlich am Quai gelegene Douane transportirt, woselbst die Hafenvisitation vorgenommen werden mußte. Als diese nach langem Warten endlich vorüber war, ließ ich mich von meiner Trägerin, nachdem sie den Koffer sich wieder aufgeladen, nach der am entgegengesetzten Ende des Quai gelegenen Fonda de Bogio führen, die, in den oberen Stockwerken das Café Suizo befindlich, eine herrliche Aussicht auf den Hafen darbietet, und mir von dem Hannoveraner als die beste in Santander empfohlen worden war. Zu diesem Ende mußte derselbe lange Weg am schattenlosen Quai bei unerträglicher Hitze wieder zurückgelegt werden, den wir, um nach der Douane zu gelangen, schon einmal im Schweiße unseres Angesichts hatten machen müssen. In der Fonda angekommen, die man erst nach Ersteigung von zwei hohen Treppen erreicht, wurde uns mit vielem Bedauern eröffnet, daß durchaus kein Platz mehr vorhanden sei und man mich unmöglich aufnehmen könne. Es blieb nichts übrig, als wieder abzuziehen und zum drittenmal den langen Quai zu passiren, der mir nun, trotz der schönen Aussicht, die er darbot, schon unerträglich zu werden anfing, um die in einer Nebengasse am

westlichen Ende der Bai gelegene Fonda del Commercio aufzusuchen, die in einem ehemaligen Klostergebäude sich eingenistet, und woselbst ich herzlich froh war, in einem ziemlich schlechten Zimmer mit der Aussicht auf ein enges Gäßchen endlich untergebracht zu werden.

Meine erste Sorge, nachdem die mit jeder Ankunft in einem Seehafen unvermeidlich verbundenen Strapazen überwunden waren, betraf die Mittel der Weiterreise. Da ich in Bilbao einen längeren Aufenthalt gemacht, so war Eile durchaus nöthig, wenn ich noch zum Feste des heiligen Jacobus Santiago erreichen wollte. Überdies wäre ein besonderer Aufenthalt in dem ziemlich uninteressanten Santander zwecklos und langweilig gewesen. Es lag mir daher daran, die erste sich darbietende Gelegenheit zur Weiterreise nicht zu versäumen. Meine Absicht war, mit dem ersten abgehenden Dampfschiffe nach Gijon oder Coruña abzufahren. Aber hier lauteten die Nachrichten nicht erfreulich. Das Dampfschiff, welches regelmäßig diese Tour macht, war eben heute abgefahren und unter fünf Tagen mit Sicherheit auf kein anderes zu rechnen. Mittelst Diligencen konnte Santiago von hier nur auf dem ungeheueren Umwege über Valladolid erreicht werden. Außerdem daß ich durch meine bisherigen Erfahrungen eine unüberwindliche Abneigung gegen das Diligence-Reisen erworben, die durch diejenigen Touren, wo ich später der Diligence mich bedienen mußte, noch mehr verstärkt wurde, hätte mich auch dieser Weg durch einen verhältnißmäßig weniger

interessanten Theil von Spanien geführt, welchen zu besuchen ich keine besondere Lust verspürte. In dieser Rathlosigkeit blieb mir nichts anderes übrig, als jetzt schon meine Zuflucht zum Reiten zu nehmen, und, vorläufig wenigstens bis Oviedo, zwei Pferde und einen Diener zu miethen. Wenn ich ohne Zeitverlust aufbrach, dann schien es allerdings nicht unmöglich, in Santiago noch zum Feste einzutreffen. Ich ließ mir daher sofort einen Pferdevermiether rufen, und wurde, wenn auch um einen ziemlich hohen Preis, mit ihm einig, mich in vier Tagen nach Oviedo zu bringen, und schon der folgende Morgen ward zur Abreise bestimmt. Erst nachdem diese leidige Sorge erledigt und die durch das Herumlaufen in der Hitze erschöpften Kräfte durch ein gutes Mittagsmahl, das ich in Gesellschaft der Franzosen und des Aachners vom Dampfschiffe (die ebenfalls hier hatten einkehren müssen) einnahm, wiederhergestellt waren, fing es mir an, behaglich in Santander zu werden, da die letzte noch übrige Sorge, die Wiedererlangung meines Passes nämlich, der dem Kapitän des Dampfschiffes schon in Bilbao hatte eingehändigt werden müssen, die Leute in der Fonda zu erledigen versprochen hatten.

Der Rest des Tages, der freilich nicht mehr lang war, wurde zu einem Gange durch die Stadt benützt. Dieselbe ist größer als Bilbao, besitzt einige recht schöne und elegante Straßen, aber wie es scheint, keinen einzigen bedeutenden Platz, und auch keine durch Größe oder architektonische Schönheit ausge-

zeichnete Kirche. Hinter dem sehr breiten Quai, dessen prächtige Häuserreihe den schönsten Theil von Santander bildet und der die Nordseite des Hafens begränzt, ziehen sich noch einige enge Straßen hin mit zum Theil alterthümlichen, echt spanischen, oft mit steinernen Wappenschildern verzierten Häusern. Dieser lange schmale Streifen der Stadt wird im Norden durch die Hügel begränzt, die ihn vom offenen Meere trennen. Die Hauptmasse der Stadt liegt am westlichen Ende des Hafens und zieht sich hier auf eine kleine Anhöhe hinauf, die unter anderen Gebäuden auch die Cathedrale trägt. Dieselbe ist ein alter gothischer Bau mit daneben befindlichem Kreuzgang, doch für eine Cathedrale ziemlich klein. Der Chor befindet sich, wie immer in Spanien, in der Mitte der Kirche. Das Gebäude ist ganz von einer dicht gedrängten Häusermasse eingeschlossen und nur durch eine Nebengasse und mittelst einer engen Treppe zu erreichen. Auf dem westlich von der Cathedrale gelegenen Fruchtmarkt, der in einer breiten Straße befindlich ist, zu welcher man von einer anderen hochgelegenen auf langen Treppen hinabsteigt, kostete eine Orange zu dieser Jahreszeit, da diese Früchte aus Andalusien und Murcia zu Schiffe hierher gebracht werden, zwei Realen, ein für Spanien unerhörter Preis. Die engen und zum Theil schmutzigen Stadtviertel verlassend, suchte ich bald wieder den prächtigen Quai auf, dessen Schönheit ich jetzt erst, da die dem Untergange nahe Sonne nicht mehr wie früher unerträglich brannte, sondern ein zauberisches rosiges Licht verbreitete, würdigen

und genießen lernte. Der Anblick des Hafens, der wie ein großer Binnensee sich ausbreitet, bot jetzt in der That ein reizendes Bild dar. Im Süden war die weite Wasserfläche durch die entfernte, oben schon erwähnte, aber jetzt rosenroth glühende Gebirgskette begränzt, die ihre zackigen Gipfel in den schönsten Formen am fernen Horizonte erhob. Vor denselben zeichneten sich die Masten und das Takelwerk der in der Mitte der Bai in ziemlicher Entfernung vor Anker liegenden Schiffe in wunderbarer Zierlichkeit ab, wie ein feines durchsichtiges Gewebe auf rosigem Hintergrunde. In den ruhigen, von den letzten Sonnenstrahlen vergoldeten Fluthen plätscherten einige Boote, aus welchen zuweilen ein ferner Gesang von der lauen Luft herübergeweht wurde. Die ganze Scene erinnerte an die Lagunen von Venedig. Ich ging am Quai bis zu seinem östlichen Ende hinauf und schlug dann einen Fußweg ein, der am Rande der Landzunge, am Abhange ihrer Hügel sich erhebt und, wie es scheint, den Hafen bis zu der im Osten gelegenen Einfahrt begleitet. Einige schöne Gärten und nette Landhäuser schmücken hier den südlichen Abhang der in die Bai sich niedersenkenden Höhen. Als die Sonne eben unterging, gelangte ich zu einer Art Pavillon, der auf einem in den Hafen vorspringenden Felsen steht. Da ich durch die offenstehende Thür einen Blick hineinwarf, bemerkte ich mehrere Carabineros, die im Innern des Pavillons sich gelagert und in lebhaftem Gespräch begriffen, ihr Abendbrod verzehrten. Einer derselben, ein prächtiges, echt

spanisches sonnenverbranntes Gesicht mit gebogener Nase und langem schwarzen Schnurrbart, stand, als er mich durch die Thür hineinschauen sah, auf und lud mich mit großer Freundlichkeit ein, näher zu kommen und Theil an ihrem Abendbrod zu nehmen. Ich begnügte mich damit, die herrliche Aussicht, die aus dem Fenster dieses Pavillons, der ein Wacheposten der Carabineros war, sich darbot, zu betrachten und mit dem Manne einige freundliche Worte zu wechseln. Auf meine Frage, wo er her sei, erhielt ich die Antwort: Aus Oviedo. Da ich ihm erzählte, daß ich morgen dorthin reisen wolle und nach dem Wege und der Sicherheit desselben mich erkundigte, erfuhr ich, daß es 35 Leguas entfernt und daß die Straße vollkommen sicher und von Räubern nicht das Mindeste zu fürchten sei. „Usted puede andar con la bolsa en la mano“ (Sie können mit der Börse in der Hand reisen) war der emphatische Ausdruck, mit welchem er die vollkommene Sicherheit des Weges mir anpries. Die Posten der Carabineros haben an dieser Küste nur die Bestimmung, dieselbe gegen den Schleichhandel zu bewachen. Zum Abschied drückte mir der Mann treuherzig die Hand und wünschte mir glückliche Reise.

Am Quai wieder angekommen, nachdem die kurze Dämmerung schon in vollständige Nacht übergegangen war, fand ich denselben mit einer Menge auf- und abwogender Spaziergänger, der vornehmen Welt von Santander, bedeckt. Die eigentliche, am westlichen Ende der Stadt gelegene Alameda ist schlecht und

wenig besucht. Der elegante Quai wird daher als Hauptalameda benützt. Unter den Lustwandelnden traf ich zufällig auch meinen Hannoveraner wieder, mit dem ich in dem höchst eleganten Café Suizo noch ein Eis einnahm und in der lauen Nachtluft auf dem mit Gas beleuchteten Quai noch einigemal auf- und abwandelte. Dann trennten wir uns, höchst wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen.

Da es bereits ziemlich spät war, als ich meine Fonda wieder erreichte, so hoffte ich sicher, meinen Paß schon vorzufinden. Diese Hoffnung war jedoch eine trügerische; der auf das Polizeibureau (Commissaria de Vigilancia) gesendete Bote war unverrichteter Sache zurückgekehrt, da die Päße der mit dem Dampfschiff angekommenen Reisenden der Polizei noch nicht eingehändigt worden seien. Weil ich ohne Paß unmöglich abreisen konnte, aber schon für den anderen Tag um 4 Uhr Morgens die Pferde bestellt hatte, so mußte mir dies unerwartete Hinderniß höchst unangenehm sein und ich beschloß, trotz der späten Stunde, mich selbst noch einmal auf die Polizei zu verfügen, um zu sehen, was dort auszurichten sei. Ich fand den sehr freundlichen Beamten einsam auf seinem Bureau sitzen, die Rückkunft eines Boten erwartend, den er wegen der betreffenden Päße so eben an den fahrläßigen Kapitain des Dampfschiffes abgesendet. Er bot mir sogleich einen Stuhl und eine Papiercigarre an, da der abgesendete Bote bald zurückkommen müße, beklagte sich bitter über die schlechte Einrichtung, daß die oft sehr nachläßigen Kapitaine zu

Mittelspersonen zwischen den Reisenden und der Polizei gemacht seien, und sprach mit einem unter diesen Umständen etwas komisch klingenden Pathos den Grundsatz aus: Die Reisenden dürften nie durch die Polizei an der schnellen Fortsetzung ihrer Reise gehindert werden. Nachdem ich eine gute Viertelstunde bei ihm gesessen, und das lange Warten, das den braven Mann weit über seine Amtsstunde hinaus in seinem Bureau aufhielt, ihn schon fast zur Verzweiflung gebracht, kam endlich der ersehnte Bote, aber nicht mit den Pässen, sondern mit der Nachricht, der Kapitain sei nicht zu Hause und höchst wahrscheinlich in's Theater gegangen. Diese Kunde ließ mich die Hoffnung aufgeben, am anderen Morgen zur bestimmten Stunde fortzukommen; doch der, wie es schien, durch solche Fahrlässigkeit in seinem Ehrgefühl beleidigte Beamte versicherte mich mit Wärme, ich würde meinen Paß in jedem Fall noch vor Mitternacht erhalten und meine Reise unaufgehalten fortsetzen können. Er werde selbst den Kapitain unverzüglich im Theater aufsuchen, ihm die Pässe abverlangen und mir den meinigen in die Fonda senden. Und er hielt Wort. Obgleich ich mit starken Zweifeln an der Zuverlässigkeit dieses Versprechens nach Hause gegangen war, so erhielt ich doch noch spät in der Nacht, als ich eben im Begriffe war, mich zur Ruhe zu begeben, meinen Paß zurück, und konnte mit der Hoffnung einschlafen, in der Frühe des folgenden Morgens ungehindert mein Roß besteigen zu können. Obgleich diese lästige Paßgeschichte unan-

genehm genug war, so bot sie mir doch Gelegenheit, die nicht genug zu rühmende Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit der spanischen Beamten kennen zu lernen, die mit allen Unbequemlichkeiten der unzweckmäßigen Einrichtungen, die sie mitunter zu beobachten haben, wieder aussöhnt und einen ernstlichen Unwillen darüber nicht aufkommen läßt. Von einem deutschen Polizeibeamten wäre tausend gegen eins zu wetten gewesen, daß er mit dem Schlage, wo seine Amtsstunde abgelaufen, sein Bureau geschlossen und sich um nichts mehr gekümmert haben würde. Eine so große Gefälligkeit, ja persönliche Opferwilligkeit einem Fremden gegenüber kommt unter dieser Art von Leuten heut zu Tage nur noch in dem barbarischen, uncivilisirten Spanien vor. Um die unangenehmen Eindrücke, die ich in Santander empfangen, gänzlich zu verwischen und das poetische Moment des spanischen Lebens auch hier zur vollen Geltung zu bringen, ließen sich, als ich schon im Bette lag, aus einem gegenüber liegenden offenstehenden Fenster noch die charakteristischen Töne des Fandango, von Castagnettengerassel begleitet, hören. Ich nahm die nächtliche Musik als eine gute Vorbedeutung für die morgen anzutretende beschwerliche Reise, und versank bald, von den Anstrengungen dieses Tages in hohem Grade ermüdet, in einen erquickenden Schlaf.

III.
Ritt nach Oviedo.

Was auf meiner vorigen Reise von der durch Zufall veranlaßten Tartanenfahrt galt, die mich von Valencia nach Granada führte, das kann diesmal, vielleicht mit noch größerem Recht, von den zehn Tagen behauptet werden, in denen ich zu Pferde einen Theil der Provinz Santander, die ganze Nordküste von Asturien und eine sehr beträchtliche Strecke von Galizien durchzog: es war in vieler Hinsicht die interessanteste Parthie meiner diesmaligen Fahrten, obgleich keineswegs freie Wahl, sondern eben nur die Nothwendigkeit, den vorhandenen Communicationsmitteln mich anzubequemen, sie veranlaßte. Zwar waren die Beschwerden dieses Rittes nicht unbedeutend (von wirklichen Gefahren konnte wohl kaum die Rede sein); doch wurden sie reichlich aufgewogen durch den hohen Genuß, den nicht nur die prachtvollsten Naturscenen, sondern auch die Bilder aus dem Leben und allerhand kleine Abenteuer mir verschafften, die bei dieser Art zu reisen in Spanien stets sich darbieten, und einen eigenthümlichen Reiz, der eben ein wesentlich und ausschließlich *spanischer* ist, der Reise mittheilen. Mit innigem Vergnügen gehe ich an die Erzählung dieser schönen Erinnerungen; möchte es

mir gelingen, durch meine Schilderungen den Grund desselben dem Leser wenigstens einigermaßen begreiflich zu machen.

Ehe wir uns auf den Weg begeben, muß ich voranschicken, daß es mir diesmal beschieden war, fast den ganzen ersten Tag nicht allein, sondern in angenehmer Gesellschaft zu reisen. Ich habe bereits erwähnt, daß ich auf dem Dampfschiff mit mehreren Franzosen und einem jungen Kaufmann aus Aachen näher bekannt geworden, mit denen ich schon in Bilbao in derselben Fonda gewohnt hatte. Einer der ersteren, ein ältlicher etwas corpulenter Herr, war der Hauptbesitzer einer sehr ergiebigen Galmeigrube, die in unmittelbarer Nähe der Meeresküste bei dem, eine kleine Tagereise westlich von Santander gelegenen Städtchen Cumillas entdeckt worden und von einer Gesellschaft von Franzosen und Belgiern, welche der Regierung dafür nur eine sehr unbedeutende Abgabe zahlen, ausgebeutet wird. Das rohe, bei Cumillas geförderte Galmeierz wird in diesem kleinen Hafen in Schiffe geladen und direkt nach Antwerpen gebracht, woselbst es weiter verarbeitet und verwerthet wird. Der junge Aachner, der zum erstenmal in dieser Gegend (und in Spanien überhaupt) reiste, schien bei diesem Unternehmen ebenfalls betheiligt zu sein oder mit dem Unternehmer darauf bezügliche Geschäfte abschließen zu wollen. Die beiden Herren hatten schon in der Nähe von Bilbao gemeinschaftlich einige Bergwerke besichtigt, und waren nun im Begriffe, nach Cumillas zu reisen. Um dorthin zu

gelangen, waren sie ebenfalls genöthigt, sich zum Reiten zu bequemen. Ihre Rosse hatten sie von demselben Manne gemiethet, dem das meinige gehörte, und da auch ich, um nach Oviedo zu gelangen, Cumillas passiren mußte, so hatten wir beschlossen, den Weg gemeinschaftlich zurückzulegen. Es setzte sich daher in der Morgenfrühe des 15. Juli vor der Fonda del commercio in Santander eine kleine Caravane in Bewegung, bestehend aus den beiden Kaufleuten und einem Knaben, der, da sie kein Gepäck hatten, zu Fuß nebenherlief und nur die Bestimmung hatte, ihre Pferde zurückzuführen; aus meiner Wenigkeit, die, da mein Weg der weiteste war, das verhältnißmäßig beste Pferd, obgleich ebenfalls nur eine elende Mähre, erhielt, aus meinem mozo (Diener), der vorläufig gleichfalls zu Fuß ging und den Namen Bonifacio führte, und aus einem Maulthier, das mit meinem Gepäck belastet und der Leitung des Bonifacio anvertraut war. Durch die engen Straßen des westlichen Stadttheiles und über die staubige, durchaus nicht einladende Alameda gelangten wir zunächst auf den nach Valladolid führenden camino real (Chaussée), welchen unser Weg wohl über zwei deutsche Meilen weit zu verfolgen hatte. Der Morgen war herrlich und wie gewöhnlich in der Nähe der spanischen Städte kamen uns eine Menge Landleute entgegen, die auf schwerbelasteten Eseln ihre Produkte dem Markte der Stadt zuführten. Leider machten wir bald die Erfahrung, daß unsere Rosse sämmtlich sehr faul und ermüdet waren, was, wie der Mozo selbst

eingestand, darin seinen Grund hatte, daß sie erst spät in der Nacht von Burgos angekommen und ihnen nicht hinreichende Zeit zum Ausruhen gelassen worden war. Um nicht hinter der übrigen Gesellschaft zurückzubleiben, da das Antreiben mit einer Gerte bei meinem Thier wenig fruchtete, mußte ich mir, wie die beiden anderen Herren von vornherein gethan hatten, von Bonifacio eine zu diesem Zweck mitgebrachte espuela (d. h. einen Sporn) an den rechten Fuß anschnallen lassen, obgleich ich anfangs auf dieses ungewohnte Kleidungsstück verzichten wollte. Trotz der häufigen Anwendung dieses Antreibungsmittels kamen wir doch Alle nur sehr langsam vom Fleck; das Thier des Franzosen hatte den Fehler, unaufhörlich zu stolpern, der Schimmel des Aachner zeigte eine unbesiegbare Neigung zum Stehenbleiben und mein Brauner eine bedeutende Abneigung gegen jeden, auch den sanftesten Trab. Wir lachten herzlich über unsere vergeblichen Anstrengungen, schneller von der Stelle zu kommen; die beiden Anderen trösteten sich mit der verhältnißmäßigen Kürze ihres Weges; mir aber blieb als Trost nur das von ihnen gezollte aufrichtige Bedauern übrig, daß ich bis Oviedo mit einer so elenden Mähre mich zu quälen habe. Allmählig ergaben wir uns in unser Schicksal und das Mitleid mit den ermüdeten Thieren wurde stärker, als unser Verlangen, schnell fortzukommen.

Nachdem der Weg eine Zeitlang in einer schönen Pappelallee zwischen Häusern und Gärten, sanft ansteigend, fortgeführt, erreichten wir eine Höhe, von

der man einen Abschiedsblick auf die Stadt und einen Theil der Bai werfen konnte. Das offene Meer war nicht sichtbar, sondern wurde durch an der Küste hinlaufende Höhenzüge verdeckt. Die ganze Gegend zeigte einen hügligen, ausgebrannten Charakter. Während in den baskischen Provinzen das Getreide meist noch auf dem Halme stand, bedeckten hier fast überall schon Stoppelfelder die öden Höhenzüge. Nur an einzelnen Stellen waren die Landleute noch damit beschäftigt, die schweren und wunderbar reichen, goldnen Waizenähren mit der Hand abzupflücken und in Körbe zu sammeln, eine Art zu erndten, die zwar sehr mühsam ist, aber viele Vortheile besitzen soll. Die stehen gebliebenen Halme werden dann später mit der Sichel abgeschnitten, oder, wo man des Strohes nicht bedarf, auf dem Felde als ein sehr gutes Düngungsmittel verbrannt. Jene eigenthümliche Art zu dreschen, die ich auf meiner vorigen Reise in den südlicheren Provinzen überall angetroffen, und die darin besteht, daß auf dem Felde selbst eine Tenne errichtet und Pferde auf derselben im Kreise herumgetrieben werden, habe ich diesmal in dem nördlichen Theile Spaniens nirgends bemerkt.

Obgleich unser Weg in der Nähe von Santander im Ganzen ziemlich uninteressant war, ja sogar, wenn man nur auf die unmittelbare Umgebung blickte, entschieden langweilig genannt werden mußte, so verliehen ihm doch die von Zeit zu Zeit, wenn wir eine Höhe erreichten, im Süden auftauchenden fernen Sierren, deren nackte Felsgipfel in der schönsten Morgen-

beleuchtung prangten, einen eigenthümlichen Reiz. Leider wurde nur zu oft der Blick in die Ferne durch die nahen, mit Stoppeln bedeckten Hügel abgeschnitten. Doch plötzlicher, überraschender Wechsel der landschaftlichen Scenerie ist das eigenthümliche Merkmal aller spanischen Gegenden, und auch hier verläugnete sich dasselbe nicht. Wir waren kaum eine Stunde geritten, als eine ziemlich hohe, felsige Cuesta (Bergrücken) überschritten werden mußte, welche bisher den freien Blick nach Westen verdeckt hatte. Als wir die Höhe derselben mühsam bei großer Hitze und unerträglichem Staube erreicht hatten, befanden wir uns plötzlich in einer wild romantischen Gegend, und ein außerordentlich schöner Anblick bot sich dar. Die westliche Seite dieser Cuesta senkte sich nämlich weit tiefer als die von uns soeben erstiegene östliche zu einem großen, unregelmäßigen, von grünen Wiesen und frischer Vegetation erfüllten Thalbecken hinab, über dem sich in der Ferne die majestätische Kette der asturischen Gebirge erhob, auf deren nackten, wild zerrissenen Felsgipfeln an mehreren Stellen sehr deutlich große Schneemassen herüberglänzten, ein Anblick, der namentlich mir und dem Aachner ganz unvermuthet kam und eine Zeitlang den Zweifel aufkommen ließ, ob wir nicht weißglänzende Felsen für Schnee angesehen, bis ich mich später, als wir jenen Bergen näher kamen, durch den Augenschein davon überzeugte, daß wirklich auf den asturischen Gebirgen immerwährender Schnee zu finden ist. Was aber diese schöne Gebirgslandschaft besonders interessant machte, war die wilde

Schlucht, in welcher der Weg nunmehr in vielen Windungen in die Tiefe führte. Die Abhänge waren nämlich auf dieser Seite nicht kahl und mit Stoppelfeldern bedeckt, sondern mit malerischem, niedrigen Gebüsch von Zwergeichen und anderen Sträuchern bewachsen, zwischen welchen überall kleine bläulichgraue Felsgruppen hervorquollen, mit denen die Abhänge wie mit zierlichen Flecken besprengt waren. Dieselben hatten ganz das Aussehen jenes lieblichen, zusammengeballten Lämmergewölkes, das zuweilen große Theile des Himmelsgewölbes wie ein duftiges Netz überdeckt, eine Formation des Gesteines, die ich überhaupt in Spanien öfters bemerkt habe, und die solchen Gegenden ein höchst eigenthümliches, zierlich-wildes Gepräge verleiht, und für viele spanische Landschaften durchaus charakteristisch ist. Die Krümmungen der Straße, die an diesen Abhängen in vielen Wendungen sich hinabschlängelte, konnte man bis in weite Ferne verfolgen. Wir stiegen hier ab, da das steile Bergabreiten nicht nur für den Reiter sehr unbequem, sondern auch für belastete Thiere sehr beschwerlich ist, und trieben unsere faulen Rosse, welche beständig an den Rändern der Straße grasen wollten, vor uns her. Dabei begegnete es dem Aachner, der am Weitesten zurückgeblieben, daß sein Schimmel, da er an den Blättern eines Strauches besonderes Wohlgefallen gefunden, durchaus nicht von der Stelle zu bringen war, so daß, da wir unseren Reisegefährten mit seinem Thiere aus den Augen verloren hatten, der Mozo zurückgesendet werden mußte, um zu sehen, wo er

bliebe, der dann das störrische Thier durch einige kräftige Hiebe bald zum Gehorsam brachte.

Als unsere kleine Caravane wieder beisammen war, und wir den Thalgrund erreicht hatten, führte uns der Weg zunächst durch ein schönes, malerisches Dorf, das sich durch einen klaren Gebirgsbach und ein üppiges Dickicht von Bäumen und Buschwerk auszeichnete; dann zog er sich wieder, wie früher, schattenlos über Hügel und niedrige Höhenzüge hin, die mit Korn- oder Maisfeldern bedeckt waren, im Ganzen in ziemlich ebener Richtung. Die Hitze und der Staub wurden immer lästiger und beschwerlicher, je höher die Sonne stieg. Hier kam uns eine Gesellschaft asturischer Weiber entgegen, welche große Körbe voll Hühner, das Produkt ihrer Landwirthschaft, von ihren Bergen herab brachten, um sie nach Santander auf den Markt zu tragen. Diese armen Leute machen, um des geringen Verdienstes willen, eine Reise von mehreren Tagen und schleppen dabei die schwersten Lasten auf ihren Köpfen. Für den Rückweg suchen sie in der Regel wieder irgend eine Last oder ein Paquet zu erhalten, das ihnen zum Transport anvertraut wird, und man versicherte mich, ich würde, wenn ich den Weg hätte zu Fuß machen wollen, sehr leicht ein solch rückkehrendes asturisches Weib gefunden haben, das meinen Koffer gerne bis nach Oviedo getragen hätte. Nach einiger Zeit zeigte sich rechts vom Wege eine frische, grüne Wiese und mitten aus derselben tauchten über einigen davorliegenden niedrigen Hügeln die Masten und das Takelwerk eines kleinen

Seeschiffes auf, das hier in einer Ria vor Anker lag, die von einem die Wiese durchfließenden, langsam schleichenden Flusse gebildet wurde, dessen Wasserspiegel man jedoch von der Straße aus nicht erblicken konnte. Das Meer wurde durch nicht unbedeutende, im Norden sich erhebende Höhenzüge verdeckt. Erst als wir, auf den Vorschlag des Franzosen, bei einer großen, am Wege liegenden Venta Halt machten, um ein Frühstück einzunehmen, konnte man den die Wiese durchschlängelnden tiefen Fluß, der weiter östlich zwischen den Höhen sich einen Ausweg zum Meere suchte, mit zwei vor Anker liegenden kleinen Schiffen in unmittelbarer Nähe erblicken. Der gute weiße Wein aus Valladolid, der hier zu haben war, und das schmackhafte Waizenbrod, das wir hineintauchten, stellte unsere durch die Hitze und das lange Reiten schon sehr erschöpften Kräfte binnen Kurzem wieder her, und der Franzose ließ es sich nicht nehmen, großmüthig die kleine Rechnung allein zu bezahlen.

Bald hinter dieser Venta verließen wir den staubigen camino real und schlugen einen rechts abführenden schmalen Feldweg ein. Höchst angenehm war dabei die auffallende Verminderung der Hitze, die wir sogleich erfuhren, nachdem wir den breiten, von weißem Staube bedeckten Fahrweg, von dessen ausgebrannter Fläche die Sonnenstrahlen glühend zurückprallten, verlassen hatten, obgleich die neue Straße anfangs ebenfalls schattenlos weiterführte. Nach wenigen Minuten lenkte der Weg in ein kleines Gebüsch ein und führte uns an das mit einer Masse von Steinen bedeckte

Ufer des oben erwähnten Flusses, den wir auf einer dort bereit liegenden Fähre passiren mußten, auf welche unsere Rosse, die mit dieser Art von Transport schon vertraut zu sein schienen, sich sehr gutwillig bringen ließen. Am anderen Ufer empfing uns ein höchst malerischer Kastanienwald, der herrlichen Schatten gewährte, und dessen mit dem prachtvollsten dunkelgrünen Laub bedeckte Bäume in voller Blüthe standen *). Leider dauerte dieser angenehme Weg nur

*) Damit nicht einer oder der andere meiner Leser, wenn ich von Kastanien rede, sich unsere nordische sogenannte Roßkastanie (Aesculus Hippocastanum) vorstelle, die ein von der wahren Kastanie durchaus verschiedener Baum ist, so will ich hier ausdrücklich bemerken, daß unter den Kastanien, von welchen ich spreche, stets die echte Kastanie (Castanea vesca oder Fagus Castanea L.) zu verstehen sei, deren Früchte eßbar sind und unter dem Namen der Maronen im Handel vorkommen. Die echte Kastanie ist einer der schönsten Bäume, die es giebt. Sie hat große, scharf ausgezackte, in der Form denen der Roßkastanie ähnliche Blätter, die aber fast lederartig, von saftig grüner Farbe, und so lebhaft glänzend sind, als wären sie mit Firniß überzogen, und den Zweig in kranzförmigen Büscheln umstehen. Die Blüthen sind lange, sehr dünne, gelbe Kätzchen, die aus der Mitte der dunkelgrünen Blätterbüschel kaskadenförmig, wie die Staubfäden eines Caktus aus der Mitte der Blume, gleichsam sich ergießend, herabhängen. Die dicken, sehr malerischen Stämme dieser Bäume sind nie gerade oder regelmäßig gewachsen, und erreichen meistens nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Höhe. Die Äste haben das Bestreben, sich mehr in die Breite weithin aus-

kurze Zeit und mußte bald wieder bei großer Hitze eine hohe, kahle Cuesta erstiegen werden, von der man jedoch einige recht schöne Fernblicke auf die den Horizont im Süden und Westen begränzenden Sierren genoß. Als wir die letzte Höhe der langgedehnten Rücken erreichten, an denen unser Weg emporführte, von welcher ich, da unsere Richtung zuletzt eine fast nördliche war, den Ocean zu erblicken hoffte, lag nicht dieser, sondern ein anderes von öden, oder mit Stoppeln bedeckten Abhängen eingeschlossenes Thal vor uns, in dessen Schooße die Häusermasse des ziemlich großen, aber sehr elenden Nestes Santillana sich ausbreitete, desselben Santillana, das Le Sage zum Geburtsort seines berühmten Helden Gil Blas gemacht hat. Die kahle, sonnenverbrannte Öde dieses Thales hatte wieder ein vollkommen castilianisches Ansehen und die Gebäude, von denen sich viele in der Nähe als elende, fast fensterlose Lehmhütten erwiesen, erinnerten in mancher Hinsicht an die abschreckenden Ortschaften der Mancha, die ich in meiner vorigen Reise beschrieben habe. Wir mußten den ganzen,

zustrecken, als in die Höhe sich zu erheben, was diesen Bäumen oft ein schirmförmiges Aussehen verleiht. In den Wäldern, die sie bilden, stehen sie daher auch niemals dicht beieinander, um ihre majestätischen Kronen ungehindert nach allen Richtungen entfalten zu können. Die weiten Zwischenräume sind in der Regel mit üppigem Pflanzenwuchs, besonders mit Farrenkraut, erfüllt, das in dem kühlen Schatten, den die Kronen der Bäume bilden, vortrefflich gedeiht.

ziemlich ausgedehnten Flecken durchreiten, um zu der am anderen Ende desselben gelegenen Posada zu gelangen, in der wir unser heutiges Mittagsmahl einnehmen und die Mittagshitze abwarten sollten. Dieses Wirthshaus sah zwar von Außen nicht eben einladend aus, bot aber im Inneren noch leidliche Bequemlichkeit, und war in der That ein Hôtel erster Klasse zu nennen im Vergleich mit anderen Gasthäusern, die ich im Verlaufe dieser Reise in Asturien und Galizien noch antreffen sollte. Einen eigenthümlichen Reiz erhielt diese Posada durch den kleinen, neben derselben befindlichen Platz, auf dem eine Menge colossaler, prachtvoll gewachsener Pappeln und Eichen ein förmliches kleines Wäldchen bildeten und den köstlichsten Schatten verbreiteten. In einer reinlichen, mit großen Bänken und Tischen und einigen Betten versehenen, mit einer Art bäurischer Eleganz ausgestatteten Stube im ersten Stock, zu der man jedoch nur auf einer krummen, fast gefährlichen, hölzernen Treppe emporsteigen konnte, wurde uns ein recht gutes Mittagsmahl aufgetragen, das aus Puchero*) (spr. Putschero), Rindfleisch mit Garbanzos und frischen Sardinen bestand. Eine angenehme, recht heitere

*) Puchero heißt die von Brodschnitten völlig eingesogene, kräftige Fleischbrühe, die mit der Gabel genossen werden kann, das beste und für den Reisenden empfehlenswertheste aller spanischen Gerichte, das nicht selten auch in elenden Ventas und Posadas zu haben ist, wo man sonst kaum etwas Genießbares erhält.

Unterhaltung würzte unser frugales Mahl, und nach demselben streckten wir uns, da die draußen brütende Hitze von einem kurzen Spaziergange, den ich unternehmen wollte, mich bald wieder zurücktrieb, auf die in dem Zimmer befindlichen Betten und Bänke aus, und hielten gemeinschaftlich eine Siesta, bei der es jedoch Niemand, schon um der vielen Fliegen willen, die uns fortwährend beunruhigten, zu wirklichem Schlaf brachte, die aber nichtsdestoweniger den vom Reiten ermüdeten Gliedern sehr willkommen war.

Gegen 3 Uhr bestiegen wir, nachdem die nicht eben billige Rechnung bezahlt war, wiederum unsere unterdessen etwas ausgeruhten Gäule, und setzten, unmittelbar hinter der am Ende des Fleckens gelegenen Posada auf sehr schlechtem steinigen Wege bei großer Hitze eine hohe Cuesta erklimmend, wohlgemuth unseren Weg fort. Nachdem wir mühsam in einem Hohlwege wohl eine gute halbe Stunde uns emporgearbeitet, gelangten wir oben auf dem breiten Rücken des felsigen Abhanges in eine vollkommene Wildniß, wo aller Anbau aufhörte und zwischen den Felsblöcken nur Farrenkraut und eine stachliche Genista, so weit das Auge reichte, die öden Höhen bedeckte. Doch bald, als wir die höchste Erhebung erreicht hatten, eröffnete sich eine prachtvolle Aussicht, die namentlich den Aachner in ein völliges Entzücken versetzte und ihn Spanien Allem, was er bisher an landschaftlicher Schönheit gesehen, unbedingt vorziehen ließ. Im Norden breitete sich ein großes Stück des tiefblauen Oceans aus, im Westen erhoben die asturischen Gebirge

ihre schneebedeckten Gipfel und ihre malerischen, wild-gezackten, prächtig beleuchteten Felswände, und unmittelbar vor uns lag ein tiefes Thal, zu dem sich die schönen Berglehnen hier nicht nackt, sondern mit dem schönsten Eichenwald bedeckt, steil hinabsenkten. Die Wälder waren an den jähen Abhängen meist durch Mauern von Feldsteinen eingezäunt, was ihnen ein parkartiges Ansehen verlieh und die einzige Mühe ist, die hier von der Regierung von denen verlangt wird, die sich den Besitz derselben rechtmäßig zueignen wollen. Die Eichen, die hier wuchsen, waren theils immergrüne, südliche Arten, mit steifen, lederartigen, kleinen Blättern (encinas), theils, und zwar vorwiegend, unsere deutschen Eichen, die in Spanien robles genannt werden, aber hier nicht die Höhe und den Umfang wie im Norden Europa's erlangen. Unser Weg führte nun an dem steilen und felsigen Abhange in vielen Krümmungen sehr beschwerlich in die Tiefe, so daß wir absteigen und die Pferde am Zügel führen mußten. In der That war der Weg dergestalt mit großen Felsblöcken und losem, rollenden Gestein angefüllt, daß er das Prädikat „detestable“, das unser Franzose ihm gab, vollständig verdiente, und unsere Pferde nur schwankend und stolpernd auf ihm niedersteigen konnten. Unten angekommen, gelangten wir bald in eine schmale, von prächtigem Dickicht des verschiedenartigsten Laubwaldes angefüllte Schlucht, in der ein wilder Gebirgsbach dem Meere zuströmte, von welch' letzterem man hier ein, zwischen zwei hohen, bewaldeten Bergabhängen eingeklemmtes Stück in

unmittelbarer Nähe erblickte, und dessen gewaltiges Brausen auch dem Ohr sich deutlich vernehmbar machte. Diese waldige Schlucht, die in einen kleinen Hafen endigt, wäre vollkommen geeignet, um einen romantischen Schleichhändlerroman in ihr spielen zu lassen. Nachdem wir den wilden Bach auf einer Brücke überschritten, befanden wir uns plötzlich auf einem neu gebauten, erst⅓halb fertigen camino real, auf dem wir nun in mannigfachen Windungen im erquickenden Schatten des Waldes wieder in südlicher Richtung in der engen Schlucht steil emporsteigen mußten. Das Dickicht, das die beiden Seiten der Straße begränzte, war hier in der That so dicht, daß es den Schleichhändlern die vortrefflichsten Schlupfwinkel darbieten würde. Bei einer kleinen, höchst romantisch gelegenen Venta, zu welcher der Weg zuletzt ungemein steil emporführte, erreichten wir das Ende der Waldschlucht und die höchste Erhebung der Straße, die sich nun am jenseitigen, nicht bewaldeten Abhang ein klein wenig hinabzog, dann aber wieder in westlicher Richtung in immer noch bedeutender Höhe längs desselben hinlief. Ein neues, von dem vorigen durchaus verschiedenes, aber höchst interessantes und wahrhaft schönes Bild bot sich nun dar. Nachdem wir noch einige öde, mit Farrenkraut und Ginster bedeckte Höhen passirt waren, eröffnete sich links ein tiefes und ziemlich breites, von Ost nach West sich hinziehendes Längenthal, an dessen nördlichem Rande hoch am Abhange unser Weg in ebener Richtung nun ununterbrochen wohl eine Stunde lang fortlief, stets

im Angesicht der prachtvollen Aussicht, die sich linker Hand darbot. Die Tiefe des breiten Thales, in das wir von nicht unbeträchtlicher Höhe hinabschauten, war mit frischen, grünen Matten und mehreren kleinen Ortschaften erfüllt, deren zerstreute Häuser hier und da aus dem Gebüsch hervortauchten, oder auch an den gegenüberliegenden Berglehnen sich hinaufzogen. Diese waren bis zur halben Höhe mit Laubwald bewachsen; die Gipfel, die sich wohl bis zu einer Höhe von mehreren Tausend Fuß emporhoben, waren öde Kuppen und langgestreckte, schön geformte Rücken, auf denen, wie der Franzose uns erzählte, die oben erwähnten Galmeigruben befindlich sind, und an deren dunkelviolett schimmernden Abhängen wir mehrere große Feuer herüberglänzen sahen. Was aber dem schönen Gebirgsthal erst gleichsam die Krone aufsetzte und ihm ein großartiges Ansehen verlieh, das war die ferne, majestätische Kette der asturischen Gebirge mit ihren glänzenden Schneemassen, welche über die näheren Berge ihre nackten Felsgräten erhoben und den fernen Hintergrund der schönen Landschaft bildeten. Obgleich der Weg hier sehr gut war, so kamen wir doch nur langsam vorwärts, theils weil derselbe öfters durch hölzerne Thore gesperrt war, welche, wenn nicht ein bettelnder Knabe dabei saß, der sie öffnete, immer einigen Aufenthalt verursachten, theils um der wirklich großen Ermüdung unserer Rosse willen, die nur mit großer Mühe in Trab gebracht werden konnten. Es war daher schon ungefähr 6 Uhr Abends, als unser Weg sich allmählig in die Tiefe senkte und

wiederum rechts in eine Schlucht einbog, die uns nunmehr unmittelbar an das Gestade des Meeres führte, das hier eine kleine Bucht bildet, an der das Städtchen Cumillas liegt. Nachdem wir noch einige Minuten am Strande und neben einer steil zum Meere abfallenden, hohen Felswand hingeritten, betraten wir das freundliche Städtchen. Der Franzose schien hier eine bedeutende Rolle zu spielen, und wurde sehr respektvoll von einigen entgegenkommenden französischen Arbeitern gegrüßt. Als er sich, um sofort sein hiesiges Absteigequartier aufzusuchen, freundlich von mir verabschiedet und dem Aachner noch einige Weisungen in Betreff ihres späteren Zusammentreffens ertheilt, suchte ich mit dem letzteren und unseren beiden Dienern die in einer engen Gasse gelegene Posada auf, wo jener für heute bleiben und ich ein wenig ausruhen wollte, um nach kurzem Aufenthalt mit dem Mozo allein meinen Weg fortzusetzen, und das von ihm bestimmte Ziel meiner heutigen Tagereise, das noch 2 Leguas entfernte Städtchen San Vincente de la Barquera, aufzusuchen.

Von Cumillas ist weiter Nichts zu sagen, als daß das Städtchen im Gegensatz zu dem elenden Santillana recht freundlich und nett gebaut ist, und durch die unmittelbare Nähe des Meeres und einige interessante Felspartheieen, sowie durch schöne Aussichten auf die entfernten Sierren, einen besonderen Reiz erhält. Auf der, einen steilen Abhang einnehmenden Plaza de la Constitucion bilden einige mächtige, aus dem Boden hervorragende Felsplatten, über welche unsere

Rosse nur mit Mühe und mit mehrmaligem Ausgleiten hinabsteigen konnten, ein natürliches malerisches Pflaster. Die Posada, in welcher die Treppe gebaut wurde, so daß man nur mit Gefahr emporsteigen konnte, und deren untere Räume voller Kalk und Schutt lagen, zeichnete sich durch ein sehr freundliches Zimmer mit der Aussicht in einen schönen Blumengarten und durch mehrere gute, alte Ölgemälde aus, die an den Wänden desselben hingen und wahrscheinlich aus einem aufgehobenen Kloster stammten.

Nach einer kleinen halben Stunde bestieg ich, obgleich schon sehr ermüdet, wiederum mein Roß, Bonifacio schwang sich auf die mit meinem Gepäck belastete Mula, und ich verließ, nachdem ich von dem Aachner mich beurlaubt, nunmehr auf die Gesellschaft meines Mozo beschränkt, Cumillas bei dem letzten Glühen der Abendsonne. Nachdem wir eine Zeitlang in nächster Nähe des Strandes am Meere hingeritten, das mit gewaltiger Brandung an das Gestade anschlug, zog sich der Weg wieder eine sehr hohe, öde Cuesta hinauf, deren Abhänge mit Felsblöcken, stachlichem Ginster, Farrenkraut und niedrigem, hin und wieder zerstreuten Gebüsch bedeckt waren, und die uns bald den Anblick des Meeres entzog. Ich unterhielt mich ganz angenehm mit dem neben mir reitenden Mozo, desses rundes, offenes Gesicht Vertrauen einflößte, und der ein sehr gutmüthiger, wenn auch etwas beschränkter, junger Mensch von etwa 20 Jahren war. Sehr bald brach nun die Dämmerung herein, da in Spanien im Sommer der Tag beiläufig um eine

Stunde kürzer als in Deutschland ist. Mit ihr zugleich trat eine ungewöhnliche Schwüle ein, deren Ursache wir in einer im Westen und Norden sich erhebenden Mauer finsterer Gewitterwolken entdeckten, aus denen es zuweilen heftig blitzte. Wir trieben unsere Rosse an, so gut es ging, um noch vor dem Ausbruch des Gewitters unser Ziel zu erreichen. Doch würde uns dies schwerlich gelungen sein, wenn das Wetter wirklich heraufgezogen wäre; denn wir brauchten, da der Weg schlecht und sehr beschwerlich war, fast 3 Stunden zu den 2 Leguas von Cumillas bis San Vincente. Die Öde der Cuesta, über deren breiten Rücken wir hinzogen und die überall denselben wilden Charakter zeigte, erhielt in der Dunkelheit in der That etwas Unheimliches. Dazu kam der Umstand, daß wir auf dem ganzen langen Wege, soviel ich mich erinnere, keinem lebenden Wesen begegneten und, wie es schien, ganz allein diese Wildniß durchzogen. Die Sterne, die Anfangs, als der Himmel noch größtentheils heiter war, herniederfunkelten, verbreiteten nur ein schwaches, unsicheres Licht, das gerade hinreichte, um den Weg nicht zu verlieren, und die vielen Steine und Felsblöcke, die in demselben lagen, zu bemerken. Die Nähe des Meeres, das man vielleicht bei Tage von diesen Höhen erblickt haben würde, von dem aber in der Dunkelheit Nichts zu sehen war, machte sich nur dem Ohr durch das dumpfe, eigenthümliche Geräusch der Brandung bemerklich, das uns fortwährend begleitete. Das Leuchten der Blitze, die immer häufiger wurden, durchbrach zwar zuweilen die

uns umgebende Dunkelheit, aber nur um in desto größerer Finsterniß uns zurückzulassen. Mit Sehnsucht sah ich, da überdies meine Ermüdung immer größer wurde, dem Ende des langen Weges entgegen. Dies kündigte sich denn endlich dadurch an, daß wir in einem steilen Hohlwege lange und auf sehr schlechter, steiniger Straße hinabsteigen mußten, wobei uns aus der Tiefe, die, da sich der Himmel nun fast ganz umwölkt hatte, in völlige Dunkelheit gehüllt war, einige Lichter entgegenglänzten. Unten angekommen, betraten wir plötzlich eine schmale, alte, steinerne Brücke, die kein Ende nehmen wollte, und an der ich am anderen Morgen einige 20 Pfeiler zählte, welche uns über die Ria von San Vincente in das am jenseitigen Ufer gelegene Städtchen brachte, woselbst wir, bei solcher Dunkelheit, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, auch bald die dicht am Hafen gelegene, alterthümliche Posada erreichten. Doch wagte ich, da man in der That nicht sehen konnte, wohin man trat, erst abzusteigen, nachdem aus dem Hause von Bonifacio ein Licht herbeigebracht worden war. Ich wurde in einen großen, im ersten Stock gelegenen Salon geführt, in welchen mehrere kleine, mit Betten versehene Alkoven als Schlafkabinette für die Gäste mündeten, eine Einrichtung, die ich in fast allen Posadas dieser Nordküste angetroffen habe. Man erhält eigentlich kein besonderes Zimmer, sondern muß sich in dem gemeinschaftlichen, für alle ankommenden Gäste bestimmten, großen Salon aufhalten und zieht sich nur für die Nacht in

eine der anstoßenden dunklen Alkoven zurück. Doch war ich gewöhnlich der einzige Bewohner auch des großen Salons, und konnte mich über Mangel an Raum nicht beklagen. Die Beleuchtung stand freilich in San Vincente nicht im Verhältniß mit der Größe des alterthümlichen Saales, da sie hier, wie anderwärts, nur in einem dünnen Talglicht bestand, das wohl einen kleinen Lichtkreis um den Ort, wo es stand, verbreitete, die übrigen Theile des großen Raumes aber in fast vollständigem Dunkel ließ. Von dem Balkon, der nach Osten auf die Ria blickte, an deren Strande, welcher hier von einer Art Quai begränzt war, das Wirthshaus stand, schaute ich diesen Abend nur in dichte Finsterniß hinaus; desto deutlicher aber hörte man in der stillen Nacht das plätschernde Anschlagen der Ria an das nahe Ufer des Quai's und das sehr starke, donnerähnliche Brausen des Oceans, der kaum einige tausend Schritt entfernt und wo die Fluth eben im Anzuge begriffen war. Meine Ermüdung war indessen nach dem weiten, anstrengenden Ritt so groß, daß es eines so herrlichen, romantischen Wiegenliedes kaum bedurft hätte, um in den tiefsten Schlaf mich zu versenken.

Am folgenden Morgen erst konnte ich von dem Balkon meines Zimmers aus über die Lage von San Vincente de la Barquera mich einigermaßen orientiren. Die sehr breite Ria lag nun vor mir, von einer Menge Fischerkähnen bedeckt, und am anderen (östlichen) Ufer von felsigen Abhängen begränzt, über die wir in der Dunkelheit des vorigen Abends

herniedergestiegen waren. Einen höchst malerischen Anblick gewährte die alte steinerne, schwarzbraune Brücke, welche etwas weiter südlich beide Ufer der Ria mit einander verbindet, ein in der That großartiges Baudenkmal der vergangenen Zeiten, das man an einem so kleinen und verhältnißmäßig unbedeutenden Orte, wie San Vincente ist, kaum vermuthen würde. Die alten dunkelbraunen Spitzbogen, die aus der blauen Fluth ehrwürdig sich erheben, und von denen ich, wie oben schon erwähnt, einige zwanzig zählte, haben ein finsteres, zu der lachenden Landschaft eigenthümlich contrastirendes Ansehen. An der entgegengesetzten Seite (im Norden) konnte man einen Theil des offenen Meeres, in das die Ria sich hier verläuft, erblicken. Der Ort San Vincente selbst ist nur klein und ärmlich und wird wohl meist nur von Fischern und marineros (Seeleuten) bewohnt. Er hat aber mehrere sehr malerische Häuser, zu denen auch die Posada gehört. Auch einige hölzerne habe ich hier bemerkt.

Es war bereits gegen 6 Uhr Morgens, als wir bei umwölktem Himmel unsere Reise fortsetzten. Zu meiner Überraschung war, nachdem wir den Quai verlassen und uns westwärts gewendet, noch eine zweite, der anderen ähnliche, wenn auch bedeutend kleinere Brücke zu passiren, die über einen tiefen Einschnitt der Ria oder einen in dieselbe sich ergießenden Nebenfluß führte. Auch wurde hier erst die Anhöhe sichtbar, auf welcher ein Theil des Städtchens gelegen ist, und die unter anderem eine prachtvolle

Ruine trägt, deren eine Seitenmauer von oben bis unten mit einem dichten Epheuteppich gänzlich überzogen war. Auch die malerische Kirche, die, wenn ich nicht irre, auf derselben Anhöhe stand, konnte man hier erst in Augenschein nehmen. Die ganze Ansicht war außerordentlich schön und wohl werth, abgezeichnet zu werden, was leider von dem Rücken meines Rosses nicht thunlich war. Sie blieb übrigens, da wir nun wieder eine hohe Cuesta zu ersteigen hatten, noch lange sichtbar, und erhielt durch den allmählig sich entfaltenden weiten Wasserspiegel der Ria und die fernen Berge einen prachtvollen Hintergrund. Der felsige Bergrücken, an dem wir uns auf sehr schlechtem Wege mühsam emporarbeiteten, entfernte uns wieder allmählig vom Meere, und leitete nach einiger Zeit in ein mit Buschwerk erfülltes sumpfiges Thal, das von bewaldeten Abhängen eingeschlossen war. In demselben zeigten sich allerhand sonderbare Vögel, deren fremdartige Stimmen zuweilen die Einsamkeit des romantischen Thales unterbrachen. Allmählig zog sich der Weg am linken Bergabhange etwas empor und führte in üppigem Laubwalde, dessen Hauptbestandtheil hier colossale Erlen bildeten, in ziemlicher Höhe am Abhange hin, mit schönen Durchsichten auf die rechts in der Tiefe liegende, mit dem frischesten Grün bekleidete sumpfige Schlucht, und die gegenüber sich erhebenden bewaldeten Bergrücken, welche immer höher wurden, je weiter wir kamen. Plötzlich mußten wir, rechts von dem bisher verfolgten Wege ablenkend, einen fast

senkrecht steil hinab führenden, mit großen Felsblöcken übersäeten schmalen Pfad, der wohl nur das Rinnsal eines Gießbaches war, einschlagen, was ohne abzusteigen und die Pferde vorsichtig am Zügel zu führen, nicht bewerkstelligt werden konnte. Nach wenigen Minuten war die schwierige Passage überstanden und wir befanden uns, unten angekommen, am Ufer einer Ria, die wie ein kleiner Teich in der Wildniß der romantisch schönen, überall von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossenen Schlucht versteckt lag und die wir nunmehr auf einer hier bereit gehaltenen Fähre zu übersetzen hatten. Es war mir vollkommen unbegreiflich, in welcher Weise diese Ria in die Waldschlucht sich hier hineingedrängt und wie sie überhaupt mit dem Meer zusammenhängen könne. Ein alter Fährmann versah das Amt des Charon in dieser einsamen, schauerlich schönen Waldschlucht. Am anderen Ufer erhob sich der Weg sogleich furchtbar steil an dem mächtigen Bergabhange, der mit einem prachtvollen Kastanienwalde bewachsen war. Der Rückblick auf die wilde Schlucht, aus der wir hergekommen und die im Süden sich aufthürmenden steilen Bergrücken war entzückend. Auf der Höhe angelangt, kamen wir bei einigen, wunderbar schön gelegenen und von prächtigen Kastanien beschatteten Häusergruppen vorüber. Bald führte der Weg abermals in die Tiefe, in ein neues, etwas weiteres Thal, das im Süden von großartigen Felswänden eingeschlossen war, die ihre malerischen Gipfel fast senkrecht über der frischen grünen Wiese erhoben, die den ebenen

sumpfigen Boden des weiten Kessels bedeckte. Auch hier fiel mir das eigenthümliche Geschrei der vielen Sumpfvögel auf, die das Thal belebten. Im westlichen Winkel desselben zeigte sich bald eine kleine Ortschaft und vor derselben abermals eine ziemlich breite Ria, deren Verbindung mit dem Ocean mir ebenso unerklärlich, wie bei der vorigen war, da im Norden fortwährend sehr hohe Bergrücken zwischen uns und dem Meer sich aufthürmten. Hier hatten wir die Gränze von Asturien erreicht, und man mußte gestehen, diese Provinz konnte uns in der That kaum großartiger und romantischer empfangen.

In Gesellschaft einiger Landleute, die sich ebenfalls überfahren ließen, setzten wir über das spiegelklare Wasser der Ria, welches trotz der nicht unbedeutenden Tiefe jeden Stein auf dem Grunde klar erkennen ließ. Die asturischen Trachten, von denen wir hier das erstemal verschiedene Muster zu sehen bekamen, sind höchst malerisch, obgleich ihnen das nie fehlende Schwarz einen gewissen Ernst verleiht, der zu den ernsten, fast melancholischen Gesichtern, unter denen ich jedoch viele sehr regelmäßige, von großer Schönheit bemerkte, sehr gut paßt. Der Charakter strenger Sittsamkeit und Eingezogenheit ist den Gesichtern der Frauen durchweg aufgeprägt. Sie tragen fast alle ein schwarzes mit Sammt besetztes Mieder, schneeweiße Hemdsärmel und einen grellen gelben, zuweilen mit schwarzen Streifen besetzten Rock. Oft ist auch der Rock ebenfalls schwarz und mit gelben Streifen besetzt. Die Sitte, das Haar in langen

Zöpfen herunterhängen zu lassen, hört hier auf. Die Männer, die gewöhnlich eine braune Jacke und ebensolche an den Seiten aufgeschlitzte Beinkleider tragen, zeichnen sich am meisten durch die eigenthümlich geformte, helmartige Mütze aus, die an der einen Seite einen spitz zulaufenden, sehr hohen Aufschlag von schwarzem Sammt hat, der beliebig heruntergeschlagen werden kann und bald den Nacken gegen Wind und Regen, bald die Stirn gegen die Sonnenstrahlen schützt. Diese Trachten konnten wir, da heute (am Skapulierfeste) una media fiesta (ein halber Feiertag) war und die Leute hier schaarenweis der Kirche zuströmten, in großer Mannichfaltigkeit beobachten. Die kleine Ortschaft, deren Namen ich vergessen habe, liegt am Fuße einer mächtig hohen, nicht bewaldeten felsigen Bergwand und genießt nach Süden eine kostbare Aussicht in die von hohen, romantischen Felswänden gebildete Schlucht, aus welcher der Fluß, der die Ria bildet, herkommt.

Unser Weg hob sich nun wieder ungemein steil an dem mächtigen Bergabhange empor, der oben auf seinem breiten felsigen Rücken, welcher zu einer kleinen Hochebene sich ausdehnt, die ungefähr eine halbe Stunde entfernte Ortschaft Colombres trägt. Der steile Weg, der beide Pueblos verbindet, ist eine breite, mit großen Felsblöcken gepflasterte Straße, auf denen die Hufe unserer Thiere nur zu oft ausglitten, und auf der sie sich nur langsam und mit vielem Schweiß emporarbeiten konnten. Die Aussicht aber, die auf dieser Höhe sich linker Hand auf die im

Hintergrunde sich erhebenden asturischen Alpen eröffnete, war großartig und trug in jeder Beziehung den erhabenen Charakter des Hochgebirges. Leider waren die höchsten Gipfel mit einer Wolkenschicht bedeckt; doch war uns andererseits der leichte graue Schleier, in den der Himmel sich heute gehüllt hatte und der die Sonnenstrahlen abhielt, sehr willkommen. Auf der Höhe von Colombres, die gewiß gegen tausend Fuß über das Meer sich erhebt, wehte sogar eine recht kühle Luft.

Colombres ist ein ziemlich großer Ort; die Häuser, die mehrere enge Gassen bilden, sind alle sehr klein und niedrig; das Pflaster wird überall von den zu Tage tretenden Felsplatten des Berges selbst gebildet, dessen breiter Rücken die Ortschaft trägt. Wir machten hier in der Posada einen kleinen Halt, und nahmen ein aus Weißbrod, Wein und vortrefflichem asturischen Schafkäse (queso de ovejas) bestehendes Frühstück ein. Der Wirth war zugleich der Inhaber eines kleinen Kramladens, mit dem auch ein Estanco nacional de tabacos (ein königlicher Tabaksverschleiß) verbunden war. Der kleine Laden sah höchst abentheuerlich aus; von einer an der Decke befestigten Stange hingen eine Menge Talglichter herunter und auf dem Ladentisch waren mehrere falsche Quarto's (Kupfermünzen) in terrorem angenagelt, eine Sitte, die ich auch anderwärts in Spanien bemerkt habe.

Die reiche Abwechslung der reizendsten Gegenden, welche dieser besonders interessante Morgen mir darbot, war indessen mit dem malerischen, auf dieser

Felsenhöhe sich ausbreitenden Reste Colombres noch keineswegs zu Ende. Nachdem wir auf der anderen Seite etwas weniger steil herniedergestiegen, näherten wir uns wieder allmählig dem Meer und gelangten in einen, zwar immer noch wildromantischen, aber zugleich außerordentlich freundlichen Küstenstrich, dessen ganz eigenthümlicher Charakter eine etwas ausführlichere Beschreibung verdient. Das Meer, von dem uns hier nur eine sehr geringe Entfernung trennte, war nicht mehr durch hohe Berge, sondern nur durch niedrige felsige Hügel verdeckt, die sich zuweilen öffneten und einen vorübergehenden Blick auf den Wasserspiegel des Oceans gestatteten. Die ganze Gegend war ungemein felsig und uneben. Wunderbar zerrissene Felsgruppen lagen in wilder Unordnung durcheinander und boten sehr oft höchst malerische Ansichten dar. Alles aber war mit der üppigsten Vegetation bedeckt und sehr häufig führte der Weg durch prächtige Kastanienwäldchen. Die Bäume zeigten hier einen so kräftigen Wuchs, wie ich ihn bisher noch nirgends gefunden, und in ihrem Schatten, ja zuweilen in den Ritzen und Spalten ihrer dicken ehrwürdigen Stämme selbst gedieh in außerordentlicher Üppigkeit fast mannshohes Farrenkraut. Die Ränder des Weges, der hier oft ein Hohlweg war oder zwischen steinernen Mauern hohlwegartig fortlief, und gewöhnlich mit den abgefallenen Kätzchen der Kastanien bestreut war, die wie große Raupen auf dem Wege lagen, waren mit einem dicken Teppich üppiger Vegetation, mit rosablühenden Brombeersträuchern,

lieblich duftendem Caprifolium, einer weißen Clematisart, und mit mehreren Arten von Epheu überwuchert, so daß man oft Mühe hatte, in dem engen Wege mit dem Pferde sich durchzudrängen und sich namentlich vor den überhangenden Brombeerranken in Acht nehmen mußte. Der stachliche Ginster erreichte hier mitunter die Höhe von kleinen Bäumen. Die großen Felsblöcke, welche überall aus dem Walde und dem Gebüsch hervorragten, hatten fast durchweg eine Form, als ob sie einst vom Meere unterspült worden wären, und erinnerten mich in ihren bizarren Gestalten lebhaft an die Klippen von Biarritz. In geringer Entfernung vom Wege gähnten uns aus denselben auf der Seite des Meeres zwei große Höhlen an. Die schönsten Moose und Flechten bedeckten oft diese Felsen. Von Zeit zu Zeit schwebte ein großer weißer Seeadler einsam in der Luft, und betrachtete sich die reizende Gegend mit geübtem Kennerblick aus der Vogelperspektive. Der Kastanienwald war nie so dicht, daß man nicht stets eine freie Umschau nach allen Richtungen hätte halten können; der Wolkenschleier fing an, dünner und duftiger zu werden, und zuweilen verbreitete ein freundlicher Sonnenblick ein heiteres Licht in der grünen Wildniß. Die linker Hand sich erhebenden hohen Berggipfel waren freilich meistens noch in Wolken gehüllt. Die Freundlichkeit und der angenehme, wohlthuende Eindruck, den diese wildschöne Gegend machte, wurde aber insbesondere noch durch einige höchst malerische Dörfer erhöht, durch die unser Weg führte, und deren Charakter mit der

Wildniß selbst sehr nahe Verwandtschaft hatte. Man geht aus derselben in ein solches Dorf über, ohne den Übergang sonderlich zu merken. Die asturischen Dörfer haben einen durchaus eigenthümlichen Charakter, der sie von denen anderer spanischer Provinzen wesentlich unterscheidet und nur in einem Theile von Galizien sich außerdem noch findet. Die malerischen Häuser, die oft mit hölzernen Galerien versehen sind, stehen alle von einander abgesondert in grünem Buschwerk, und sind in der Regel von prachtvollen Nußbäumen oder Kastanien beschattet. Stallung und Düngergrube und eine Art sonderbar gebauter Speicher fehlen fast niemals in der Nähe der Gehöfte. Diese letzteren haben eine höchst charakteristische, sehr malerische Form. Sie stehen auf vier kegel- oder pyramidenartig gehauenen, säulenartigen Steinen, haben hölzerne Wände, und sind mit einem vorspringenden Dach von Hohlziegeln, das wie eine flache Pyramide in eine Spitze endigt, gedeckt. In ihnen wird nicht nur das Getreide, die Maiskolben und andere Feldfrüchte, sondern auch Obst, Heu u. s. w. aufbewahrt. Die Wege in diesen Dörfern sind zwar meist fürchterlich; nicht selten erhebt sich ein wüthendes Hundegebell; an Wirthshäuser ist nicht zu denken. Aber die prächtigen Bäume, die hier oft zu einer außerordentlichen Höhe und zu wahrhaft colossalem Umfang gedeihen, die malerischen Ansichten, die die Häusergruppen darbieten, die aus rohen Felsstücken erbauten, von der üppigsten Vegetation überwucherten Steinmauern, welche die Gehöfte und die Ränder

des Weges einschließen, die schönen kräftigen Gestalten endlich, welche die Staffage dieser Urdörfer bilden, machen sie im höchsten Grade interessant und sehenswerth.

Nachdem der Weg wohl zwei gute Stunden in der oben beschriebenen Gegend, im Ganzen ziemlich eben (d. h. ohne besonders hohe Cuesta) fortgelaufen, leitete uns ein beschwerlicher Hohlweg in dem Dunkel eines sehr dichten, prachtvollen Kastanienwaldes plötzlich wieder sehr steil in die Höhe und bis auf den Gipfel eines hohen Berges, da die das Meer begränzenden niederen Felsenhügel allmählig wieder zu beträchtlichen Bergrücken angeschwollen waren. Der steile Waldpfad, den wir hinanzogen, war jedoch nichts weniger als einsam, sondern wurde durch eine Menge geputzter Landleute belebt, die theils einzeln oder gruppenweis von der Höhe herabkamen, theils ausruhend am Rande des Hohlweges im Schatten der Kastanien sich gelagert hatten. Je höher wir kamen, desto belebter wurde der Weg, und als wir nicht mehr fern vom Gipfel waren, schlug ein dumpfes Geschwirr, wie das ferne Gesumme einer großen Menschenmenge an unser Ohr. Auf's höchste gespannt, was für ein Abentheuer uns hier oben begegnen würde, folgte ich dem voranreitenden Mozo, der über den Grund dieser Erscheinungen keine Auskunft zu geben vermochte. Endlich erreichten wir den Gipfel und befanden uns plötzlich neben einer kleinen Kirche, die von einer dichtgedrängten Menschenmenge umwogt wurde. Was aber meine Überraschung im

höchsten Grade erregte, war der Blick auf die unermeßliche Fläche des Oceans, die hier plötzlich in all ihrer Pracht zu unseren Füßen lag, und zu der sich der Berg, dessen Gipfel nur eine sehr kleine ebene Fläche darbot, auf der anderen Seite steil herniedersenkte. Es stand nämlich hier oben eine kleine Wallfahrtskirche (el Christo del camino genannt), deren Hauptfest heute gefeiert wurde; einige Buden waren vor der Kirche aufgeschlagen, und eine kleine feria (Markt) hatte sich mit dem Feste verbunden. Das vollständige Bild eines ländlichen Ablaßfestes bot sich dar. Es war keine leichte Aufgabe, mit unseren Thieren durch die auf dem engen Raume dicht zusammengedrängte Menschenmenge uns hindurch zu winden; das Maulthier meines Mozo wurde scheu und drehte sich mit demselben mehrmal im Kreise herum; mein Pferd jedoch benahm sich höchst anständig, und nach einigen Minuten der Verwirrung stiegen wir in gewohnter Ordnung, Angesichts der prachtvollen Aussicht auf das Meer, den steilen Pfad hinab, der uns nach dem kleinen, unten am felsigen Meeresstrande gelegenen Städtchen Llanes (spr. Ljaneß) bringen sollte, dessen Häusermasse zu unseren Füßen lag.

Nachdem wir, am Fuße des Berges angekommen, noch einige Minuten auf gutem ebenen Wege, zwischen Mauern und Gärten und unter einer zahlreichen Begleitung von Landleuten, die vom Berge herabkamen und ihre schönen Trachten in reicher Mannichfaltigkeit bewundern ließen, hingeritten, erreichten wir

Llanes und zogen über eine alte steinerne Brücke, welche die beiden Ufer der hier befindlichen kleinen Ria verbindet, in das höchst malerische Nest ein. Zwar hatte mein Diener Lust, ohne Aufenthalt noch weiter zu reiten; doch da meine Ermüdung bereits groß und Mittag schon vorüber war, so bestand ich darauf, hier zu bleiben und in der mit einer schwarzbraunen hölzernen Galerie versehenen Posada einzukehren.

Obgleich Llanes unmittelbar am Meer gelegen ist, so verhindert doch ein breites Felsenriff, das längs des Strandes sich hinzieht, und bis zu einem ganz ansehnlichen Höhenzuge sich erhebt, den freien Blick auf den Ocean, und bildet gleichsam ein natürliches Bollwerk, das die Häuser des Städtchens gegen die Wuth der anstürmenden Wogen schützt. In dieses Felsenriff hat eine schmale Ria sich hineingearbeitet, welche dasselbe wie ein Fluß in einer bedeutenden Krümmung durchzieht, einen kleinen Hafen bildet, und das Städtchen, dessen Hauptmasse auf dem westlichen Ufer gelegen ist, durchschneidet. Die felsigen Abhänge dieser Ria tragen einige, zwar ziemlich elende, aber außerordentlich malerische Häuser, deren von hölzernen Säulen getragene Galerien einen ganz eigenthümlichen Charakter zeigen. Ein kleiner Spaziergang am östlichen Ufer der Ria führte mich schon nach wenigen Schritten auf ein in das offene Meer vorspringendes Felsenriff, das von einer fürchterlichen Brandung umtost wurde. Gegenüber, am nordwestlichen Ende der Ria, erhoben sich auf den wild zerrissenen, von den Wogen unterwühlten weißgrauen

Felsen, deren sonderbare Formen fast wie versteinerter Schaum aussahen, die Trümmer eines ehemaligen Castells, aus deren zerfallenen Mauern noch einige Schießscharten hervorgähnten. In der durch die Ria gebildeten kleinen Bucht lag ein ziemlich großer Zweimaster mit der roth und gelb gestreiften spanischen Handelsflagge vor Anker.

Unterdessen war das sehr frugale Mittagsmahl, das die Posada zu bieten hatte, vorbereitet, und da unser Weg noch weit, und bei dem immer noch trüben Himmel die Mittagshitze nicht zu fürchten war, so brachen wir bald nach Tische wieder auf. Der Weg führte nun durch eine unebene von vielen Hügelrücken durchzogene Gegend bald über grüne Wiesen, bald durch herrliche Maisfelder, bald durch malerische Dörfer in bunter Abwechslung weiter. Linker Hand erhoben sich stets sehr hohe, an den unteren Abhängen mit Laubwald bewachsene, oben in nackte Felsgipfel verlaufende Berge. Das Meer war nicht sichtbar und die Straße, die meistens zwischen mit Brombeergestrüpp bewachsenen Steinmauern hinführte, war oft durch hölzerne Thore gesperrt, was in der Regel einige Kupfermünzen kostete, die den sie öffnenden Kindern zugeworfen werden mußten. Bald hinter Llanes gesellte sich ein gleichfalls zu Pferde reisender asturischer Landmann zu uns, in dessen Gesellschaft wir den größten Theil des Weges am heutigen Nachmittag zurücklegten, bis ihn, da er noch weiter als unser heutiges Ziel zu reiten hatte, die einbrechende Dämmerung zu größerer Eile antrieb. Die Gegend war

beständig schön und bot fortwährend die größte Abwechslung dar; einmal wurde sie sogar wieder hoch romantisch. Wir mußten, nachdem wir lange Zeit sehr allmählig auf breiten mit Maisfeldern und zerstreuten buschigen Weilern bedeckten Hügelrücken emporgestiegen waren, wieder plötzlich eine lange, sehr steile bewaldete Cuesta hinabsteigen, die zuletzt in eine prächtige Schlucht auslief, die sich zum Meere hinabsenkte und in der ein kleiner Fluß in dasselbe sich ergoß. Eine prachtvolle Überraschung bot hier der Anblick des Meeres dar, das bei einer Wendung des Weges zwischen zwei colossalen Bergwänden, die gleichsam ein riesiges Thor bildeten, plötzlich in der Tiefe vor uns lag. Nachdem wir den Fluß auf einer etwas wackligen hölzernen Brücke übersetzt, zog sich der Weg am westlichen Abhang bis unmittelbar an den sandigen Strand hinab, der mit einer Masse weißer Seemöven bedeckt war. Nun ging es eine kurze Strecke dicht am Rande des Meeres hin, dessen gewaltige anbrausende Wogen ihren weißen Schaum oft bis zu den Füßen unserer Rosse hinaufspülten. Doch bald nöthigten uns hohe Felsen, welche steil in's Meer sich hinabsenkten, den Strand wieder zu verlassen. Man kann überhaupt an dieser ganzen Küste nur höchst selten eine längere Strecke den Strand selbst verfolgen, da dieselbe gewöhnlich steil, ja fast senkrecht in's Meer abstürzt; denn entweder senken hohe Berge ihre steilen unzugänglichen Abhänge unmittelbar in die Wogen, oder der ebene, hohe Küstenstrich, der zwischen den Gebirgen des

inneren Landes und dem Ocean sich hinzieht, fällt doch mit einer senkrecht steilen, oft mehrere hundert Fuß hohen Felsenwand zum Meere hinab. Diese Formation ist an der ganzen Nordküste von Spanien durchaus vorherrschend, und diese Küste bietet daher, außer den zahlreichen Ria's, nur höchst selten einen Landungsplatz dar.

Der Weg führte nun wieder ohne irgend ein Anzeichen der Nähe des Meeres, das durch Hügelketten vollständig verdeckt war, in dem herrlichen Gebirgsthal weiter und brachte uns der im Süden parallel mit der Küste laufenden hohen Gebirgswand ziemlich nahe. Das Thal war mit herrlichen Wiesen und Maisfeldern bedeckt. Zerstreute Weiler lagen überall umher und zuweilen passirten wir ein malerisches asturisches Dorf. Der Charakter der Vegetation war fast ein deutscher zu nennen. Ulmen, Eichen und Kastanien waren die vorherrschenden wildwachsenden, Nuß- und Äpfelbäume meist die in den Dörfern angepflanzten Bäume. Die frischen grünen Wiesen waren, wie es schien, mit denselben Wiesenblumen geschmückt, wie in Deutschland. Nur die ziemlich häufigen Lorbeergebüsche, die namentlich die Gärten in den Dörfern zieren, erinnerten an den Süden. Auch das prächtig duftende, wildwachsende, in Gemeinschaft mit den Brombeersträuchen die Steinmauern überkleidende Caprifolium, das bei uns nur in den Gärten angepflanzt wird, war ein Beweis, daß man hier unter dem Einfluß der südlichen Sonne sich befindet. Wenn auch die Eichen größtentheils unsere deutschen

Arten sind (Quercus robur und pedunculata), so kommen doch einzelne immergrüne, mit kleinen lederartigen Blättern (encinas), die eigentlich Centralspanien angehören, auch hier vor. Ich erinnere mich, in einem Dorf ein wahrhaft prachtvolles Exemplar einer solchen encina gesehen zu haben, das an Umfang unseren größten deutschen Eichen gleichkam, eine Üppigkeit, die dieser Baum dort, wo er eigentlich heimisch ist, kaum erreichen dürfte. Selbst eine vereinzelte Pinie, die durch ihren schirmförmigen Wuchs sich sehr leicht kenntlich macht, glaube ich auf der Höhe eines Hügels bemerkt zu haben. Auch die entschieden südliche Caña (Arundo Donax) zeigte sich zuweilen. Ich führe diese Thatsachen deßhalb an, weil aus ihnen hervorgeht, daß, wenn auch die Flora von Asturien mit Recht als eine mitteleuropäische bezeichnet wird, die der des südlichen Deutschlands entspricht *), dies doch nicht so zu verstehen sei, als ob es an jeder Erinnerung an den eigentlichen Süden hier fehle.

Eine große Ortschaft, die zwar im Ganzen ebenfalls den Charakter der asturischen Dörfer hatte und durch besonders colossale Bäume sich auszeichnete, schien doch etwas mehr als ein gewöhnliches Dorf vorzustellen, besaß eine sehr gut aussehende Posada, die an einem kleinen, mit den schönsten Bäumen

*) Vergl. Willkomm: die Halbinsel der Pyrenäen. Eine geographisch-statistische Monographie. Leipzig 1855. S. 264.

bewachsenen Platze lag, der gegen Süden die prachtvollste Aussicht auf die nahen Gebirgswände genoß, und verlockte meinen Bonifacio, der hier Bekannte zu haben schien, einen Halt zu machen, in der vorgeblichen Absicht, sich durch ein Glas Cider (cidra de manzana) zu stärken. Dieser Apfelwein bildet in Asturien überall das gewöhnliche Getränk, da einheimischer Wein nicht vorhanden und der aus Castilien, besonders aus der Rioja *) eingeführte für den gemeinen Mann zu theuer ist. Der Name dieses großen Dorfes, das ein völlig tyrolerisches Ansehen hat, war Nueva. Die reizende Lage dieses Ortes und das gute Aussehen der Posada hätten mich beinahe bestimmt, für heute hier zu bleiben, wenn nicht Bonifacio das kleine Hafenstädtchen Ribadecella als nur zwei kleine Leguas entfernt und den Weg für sehr gut erklärt hätte. Gegen 7 Uhr verließen wir daher Nueva und setzten, da unser Begleiter, der hier keinen Aufenthalt gemacht hatte, vorausgeritten war, allein unseren Weg fort. Nachdem wir an der herrlichen, fast senkrecht steilen Bergwand vorübergekommen, die sich linker Hand erhob und hier sehr nahe an unseren Weg herantrat, zog die Gebirgskette sich wieder in größere Entfernung zurück und unser Weg führte über angebaute Hügelrücken meist als ein Hohlweg oder zwischen Stein-

---

*) So heißt ein durch seine Fruchtbarkeit berühmter Distrikt von Altcastilien, der an Navarra gränzt.

mauern, die mit reichlichem Brombeergestrüpp bewachsen waren. Die bald eintretende Dunkelheit ließ zuletzt wenig mehr von der Gegend erkennen, als daß dieselbe eben nicht besonders interessant zu sein schien. Die sehr schmalen steinigen Hohlwege, in denen das Ausweichen oft fast unmöglich gewesen wäre, wollten kein Ende nehmen, und der beständige Kampf mit den überhängenden, oft bis in die Mitte des Weges sich erstreckenden Brombeerranken war äußerst lästig. Zuletzt mußte noch eine ziemlich hohe Cuesta, ebenfalls in einem Hohlwege, erstiegen werden, auf deren breitem Rücken, der von mehreren kleinen mit Buschwerk erfüllten Schluchten durchfurcht war, die sich rechts und links vom Wege eröffneten und in der Dämmerung noch ziemlich deutlich zu erkennen waren, wir noch einige Zeit hintraben mußten, ehe der Weg, der sich plötzlich in einen guten camino real verwandelt hatte, in nördlicher Richtung steil in die Tiefe führte, zu dem hier zwischen hohen Bergen sich tief in's Land hineinerstreckenden schmalen Meerbusen von Ribadecella, der einen sehr guten Hafen bildet. Als wir bei großer Dunkelheit den steilen Weg hinabstiegen, kam uns eine Heerde Ochsen entgegen, an welcher wir jedoch trotz der Finsterniß ohne Gefährde vorüberkamen. Unten empfingen uns die Häuser des Städtchens und nachdem wir in östlicher Richtung noch über einen breiten Damm geritten, neben welchem unmittelbar einige kleine Seeschiffe gelagert waren, gelangten wir endlich, fast eben so spät als gestern, in die ersehnte, recht gute Posada, wo man

noch zu dieser späten Stunde damit beschäftigt war, große Quantitäten von Heu auf den Boden zu schaffen und alle Treppen mit diesem feuergefährlichen Stoffe bedeckt waren.

Diese Posada zeichnete sich vor allen mir bisher bekannt gewordenen durch das kreischendste Kindergeschrei aus, das eine wenigstens aus zehn Individuen bestehende Bande kleiner Hausbewohner beiderlei Geschlechts, die mit unermeßlichem Jubel in dem Heu sich herumtummelten, bis spät in die Nacht vollführte, ohne daß es jemand von den vielen erwachsenen Leuten für nöthig gehalten hätte, den Rangen Schweigen zu gebieten und dem Höllenlärm Einhalt zu thun. Überhaupt habe ich gefunden, daß in Spanien für die Kinder die unbegränzteste Schreifreiheit herrscht, an die sich ein deutsches Ohr, um sie nicht unerträglich zu finden, erst gewöhnen muß, die aber hier Niemanden zu stören und zu belästigen scheint. Der Salon bestand diesmal nur in einem gewöhnlichen länglichen Zimmer, mit mehreren Fenstern und Balkonen versehen, von denen am anderen Morgen eine prachtvolle Aussicht auf die Bai und die am gegenüberliegenden westlichen Ufer sich erhebenden hohen Gebirge sich darbot. Ribadecella ist nur ein kleines, aber ziemlich gut gebautes Städtchen, dessen Hauptmasse den südlichen Rand der Bai einnimmt, während einzelne Häusergruppen sich an den steilen Berglehnen hinaufziehen, welche die Bai im Süden begränzen. Diese selbst ist ziemlich geräumig;

am nordöstlichen Ende derselben springt ein hohes Felsenkap in's Meer vor.

Wir verließen Ribadecella am anderen Morgen später als gewöhnlich (erst gegen 8 Uhr), da die heutige Tagereise nur kurz war und ich das Bedürfniß fühlte, von der ungewöhnlichen Anstrengung der beiden sehr langen vorhergegangenen etwas genügender auszuruhen. Auf dem am östlichen Raude der Bai (von der Posada aus in nördlicher Richtung) hinlaufenden Wege konnten wir nur wenige Schritte zurücklegen, da derselbe plötzlich durch steile in die Bai vorspringende Felsen abgeschnitten wird. Die kleine Bai mußte daher, um an ihr westliches Ufer zu gelangen, auf einer Fähre durchsetzt werden, was in etwa zehn Minuten bewerkstelligt war und unseren Pferden Gelegenheit gab, an dem salzigen Wasser derselben, das sie sehr begierig tranken, ihren Durst zu löschen. Sehr schön war die Ansicht, die der rings von hohen, felsigen Gebirgen und malerischen Abhängen eingeschlossene Wasserspiegel und das friedlich in ihrem Schooße ruhende Städtchen von der Fähre aus darbot. Am anderen Ufer angekommen, arbeiteten wir uns in tiefem Sande bis an den Strand des offenen Meeres hin, den wir noch eine Zeitlang zu verfolgen hatten, bis der Weg links in ein sumpfiges Thal ablenkte, das durch einen hohen bewaldeten Bergrücken vom Meere getrennt war. In dem Sande des Strandes bemerkte ich unter anderen eigenthümlichen Pflanzen einen gelbblühenden Papaver, dessen große goldfarbige Blumen

eigenthümlich mit dem sterilen Sande contrastirten. Die Fluth brauste mit donnerähnlichen Schlägen an das Gestade. Das sumpfige Thal, in das wir, nachdem wir das Meer verlassen, eintraten, war mit hohen Binsen und den abgeblühten Büschen einer Liliacee bedeckt, deren hohe Blüthenstengel eine Menge großer, noch unreifer, olivenförmiger Früchte trugen. Allmählig ging der Sumpf in eine üppige, mit Erlenbüschen bewachsene Wiese über, aus der wir aber sehr bald wieder in einem Hohlwege und zwischen steinernen Mauern, die mit Brombeersträuchern, Farrenkraut, mehreren Erika-Arten, Epheu, Clematis, lieblich duftendem Caprifolium und vielen anderen Pflanzen überwuchert waren, an einer steilen Cuesta auf schlechter, sehr steiniger Straße uns emporarbeiten mußten, und zuletzt wieder in einen Kastanienwald gelangten. Hier kam uns ein „padre cura" (Geistlicher) entgegen, der, gleichfalls zu Roß, in dem steilen steinigen Hohlwege vorsichtig die Tiefe zu gewinnen suchte. Bei einer Wendung des Weges lag wiederum plötzlich das Meer in seiner ganzen Ausdehnung zu unseren Füßen, ein Anblick, der, so oft er sich auch auf dieser Reise mir darbot, doch jedesmal neu und überraschend war und mit wahrem Entzücken mich erfüllte. Nachdem wir die hohe Cuesta auf der anderen Seite niedergestiegen, führte der Weg in einiger Höhe über dem Gestade an einem steilen Bergabhange hin und hob sich dann an demselben immer höher und höher, zuletzt sehr steil und beschwerlich, so daß die unermeßliche Fläche des

Oceans bald wieder in einer Tiefe von mehreren hundert Fuß rechts neben uns ausgebreitet lag, ein prachtvoller Anblick, der durch einige schneeweiße Segel, die in verschiedener Entfernung von der Küste über die blaue Fläche hinglitten, einen besonderen Reiz erhielt. Am fernen Horizont war ein großer, mit vollen Segeln dahinfahrender Dreimaster zu entdecken. Der steile Abhang, an dem wir wohl eine halbe Stunde lang immer höher uns erhoben, während sich das Meer immer weiter und großartiger entfaltete, war oben mit Korn und Maisfeldern bedeckt und trug auf seinem höchsten Rücken ein malerisches Dorf, das von einem wahren Dickicht prachtvoller Bäume beschattet wurde. Unmittelbar beim Eintritt in dasselbe gewahrten wir eine in der That reizend gelegene, außerordentlich malerische kleine Venta, neben der ein colossaler Feigenbaum seine Äste ausbreitete, und von der man eine so entzückende Aussicht auf das Meer genoß, daß ich nicht umhin konnte, meinem Bonifacio den Vorschlag zu machen, hier ein wenig auszuruhen und Angesichts der prachtvollen Aussicht ein Frühstück einzunehmen. Wir banden unsere Pferde an den Feigenbaum, und traten in das düstere höhlenartige Innere des Hauses, um zu sehen, ob etwas Genießbares hier zu haben sei. Zu meiner Verwunderung konnte die Wirthin, außer einem kleinen Mädchen das einzige lebende Wesen, das wir in dem Hause fanden, uns sogar mit Wein regaliren, der übrigens nicht von der besten Sorte war. Dazu ließ sie uns durch die Kleine von einem benachbarten

Bauer einen großen Käse kaufen und hatte die Gefälligkeit, aus ihrem eigenen Vorrath uns ein Brod abzulassen. Obgleich wir den großen Käse nicht zu verzehren im Stande waren, mußten wir doch den vollen Preis dafür bezahlen, woraus natürlich folgte, daß der Überrest in die Alforja des Bonifacio wanderte.

Mehr durch die Ruhe, die den vom Reiten steifen Füßen außerordentlich wohl that, und durch die reizende Lage der Venta, als durch die in ihr genossenen Erfrischungen erquickt, bestieg ich nach einer Viertelstunde wieder wohlgemuth mein Roß und folgte dem voranreitenden Bonifacio den sehr steilen, steinigen Hohlweg hinab, der uns nun erst durch das eigentliche, in einem wahren Dickicht der prachtvollsten Bäume gelegene Dorf führte, und auf dem, da er mit grossen Felsstücken gepflastert war, unsere Thiere unaufhörlich ausglitten. Wiederum gelangten wir in die Nähe des Meeres und ritten nun, nachdem das beschwerliche Hinabsteigen abermals überwunden war, auf gutem, ebenen Wege, oder vielmehr auf kurzem, weichen Rasen, da von einem eigentlichen Wege hier wenig zu sehen war, in geringer Höhe dicht über dem felsigen Gestade des Meeres hin, das an den wild zerrissenen Klippen, mit denen das Ufer etwa 50 Fuß tief hier senkrecht in die Wogen abstürzt, mit furchtbarem Getöse anschlug. Obgleich der am Morgen noch trübe Himmel sich nun vollständig aufgeheitert, war die Hitze doch nicht lästig, da sie beständig durch erquickenden Seewind gemildert wurde. Hier hatte ich auch wieder Gelegenheit, mehrere eigenthümliche

Seevögel zu beobachten, von denen ich einen großen schwarzen, von dem zwei Exemplare auf dem Felde sich niederließen, für einen Sturmvogel hielt. Andere noch größere, mit weißem Gefieder, waren ohne Zweifel Seeadler. Später traten wieder niedrige Hügel zwischen uns und das Meer; doch blickte dasselbe von Zeit zu Zeit, wenn wir selbst eine Höhe erreicht hatten, als ein schmaler Silberstreifen, der wie ein glänzender Saum den nördlichen Horizont begränzte, über dieselben hervor. Im Süden stieg die Gebirgswand, deren nackte Felsgipfel außerordentlich schöne Conturen zeigten, die in den zierlichsten Formen über den grünen Kastanienwald sich erhoben, der die niederen Abhänge bedeckte, und von einigen höchst malerischen Wolkenstreifen umlagert waren, wieder zu höchst bedeutender, majestätischer Höhe empor. Sehr interessant war das allmählige Hervortauchen der spitzigen Felsgipfel aus den Wolkenbänken, deren sie sich zu entledigen suchten, und die der Kraft der immer mächtiger wirkenden Sonnenstrahlen nicht länger mehr zu widerstehen vermochten und nach und nach hinschmelzen mußten. Zwischen der prächtigen Bergwand und den niedrigen Hügeln, die an der Meeresküste hinzogen, breitete sich ein weites, von langgestreckten Höhenzügen durchfurchtes Thal aus, wo grüne Wiesen, fruchtbare Felder und überall zerstreutes, malerisches Buschwerk lieblich mit einander abwechselten. Einige Weiler, durch welche unser Weg führte, zeichneten sich durch besonders üppiges Lorbeergebüsch aus.

Gegen Mittag erreichten wir das freundliche Städtchen Colunga, das zwar dicht am Meere gelegen, aber von demselben durch niedrige Höhenzüge getrennt ist, die es vollständig verdecken. Die hier befindliche Posada, die am südwestlichen Ende des Ortes liegt, war eine der besten auf dieser Tour, und bot ein recht gutes Mittagsbrod, das mir von der freundlichen, einäugigen Ama (Wirthin) auf schneeweißem Tischtuch in dem Salon des Hauses, aus dessen Fenstern man die schönste Aussicht genoß, aufgetragen wurde. Besonders schön war der Blick aus einem nach Süden schauenden Fenster auf die prachtvolle Gebirgskette, deren nackte, romantische Felsgipfel über zierlichen, unter ihnen hinstreichenden Wolkenschichten in die reine Luft ragten und deren untere, kastanienbedeckte Abhänge zu einer herrlichen grünen Wiese sich niedersenkten, die hier die ganze Breite des Thales erfüllte. Ein anderes Fenster bot den interessanten Anblick eines malerischen, dicht davorstehenden asturischen Speichers, neben welchem eine schöne Kastanie sich ausbreitete. Noch muß ich hier eine alte Bettlerin erwähnen, die an der Thüre eines gegenüberliegenden Hauses mehrmal nacheinander ihr: Ave Maria purissima! ertönen ließ, in das sich zuletzt ein etwas ungeduldiger Accent mischte, und nachdem sie lange Zeit vergeblich die Aufmerksamkeit zu erregen versucht, endlich murrend und seufzend abzog.

Obgleich nun der herrlichste Sonnenschein über die reizende Gegend sich ausgebreitet, so hinderte uns dies doch nicht, bald wieder aufzubrechen, da die Hitze

durch erfrischenden Seewind gemildert wurde. Unsere Straße führte zuerst wieder eben im Thale hin und bot die herrlichsten und großartigsten Ansichten der linker Hand fortwährend von Ost nach West hinstreichenden Gebirgskette dar, die in steilen, spitzigen und zackigen Felsgipfeln höchst malerisch emporsteigt. Die Vegetation schien immer frischer und üppiger zu werden, je weiter wir nach Westen vorschritten. Namentlich zeichnete sich das Farrenkraut, das hier überhaupt eine sehr bedeutende Rolle spielt, durch Frische und Größe aus. Doch habe ich hier von der Pteris aquilina (dem Adlerfarren), der nach Willkomm *) an dieser Küste große Räume bedecken soll, immer nur vereinzelte Exemplare gesehen. Das gewöhnliche, überall verbreitete Farrenkraut gehörte fast durchweg der Gattung Aspidium an. Erst in Galizien auf den öden Höhenzügen trat der Adlerfarren massenweise auf. Auch einige Kastanienwäldchen empfingen uns zuweilen am heutigen Nachmittag in ihrem erquickenden Schatten. Als wir später eine nicht unbedeutende Höhe erreicht hatten, erblickten wir in der Ferne, fast noch in blauem Duft verschwimmend, das herrliche, weite Thal der Ria von Villaviciosa, das von diesem breiten Meeresarm stromartig durchzogen wird. Ich ging zu Fuß, das Pferd am Zügel führend, die hohe, sehr steinige Cuesta hinab, die uns in die Niederung leitete, welche, von üppigem Wiesengrün und mannigfachem Buschwerk bedeckt, einen völlig

*) Die Halbinsel der Pyrenäen rc. S. 264.

deutschen Anblick darbot. In der fernen, breiten Ria herrschte die Ebbe, was ihr an vielen Stellen, die fast ganz vom Wasser entblößt waren, ein unerquickliches Ansehen gab. Nachdem wir durch das Buschwerk, das unten in der Niederung uns empfing, uns durchgewunden und einige Bäche, die durch die Wiesen sich hinschlängelten, überschritten, zog sich unser Weg am Abhange eines Bergrückens links in südlicher Richtung im Thal der Ria hinauf, welche bis in die Nähe der Stadt Villaviciosa sich erstreckt. Das Thal mag hier wohl die Breite von einer halben Meile haben. Einige kleine Seeschiffe zeigten sich hin und wieder auf dem Wasserspiegel der Ria, der indeß selten sichtbar und meist durch Gebüsch oder Hügel verdeckt war und allmählig die Gestalt eines schmalen Flusses annimmt. Der gegenüberliegende westliche Thalrand war durch hohe, zum Theil bewaldete Berglehnen begränzt. Wir gelangten nunmehr auf einen guten camino real, und da es mir endlich gelungen war, meinen Negrito (so hieß mein Pferd) in einen kurzen Trab zu bringen, so eilte ich auf dem ebenen, sehr guten Wege dem Mozo weit voraus, und zwar mit solchem Erfolge, daß ich eine gute Viertelstunde vor ihm in Villaviciosa ankam. Der steile Bergabhang, der sich linker Hand erhob und an dessen Fuße der Weg unmittelbar hinführte, war hier sogar an mehreren Stellen mit Kieferwäldchen bewachsen, die ich bisher in Asturien noch nicht bemerkt hatte. Im Süden war der Horizont durch prächtige blaue Berge begränzt, welche den außer-

ordentlich schönen und friedlichen, berg- und wald-umkränzten Thalgrund einschließen, in dessen Mitte Villaviciosa gelegen ist. Die Straße war ziemlich belebt und fast beständig von freundlichen Häuser-gruppen begränzt. Es war noch nicht 6 Uhr, als ich die ersten Häuser von Villaviciosa erreichte, dem Ziel-punkt unserer heutigen Reise; auf meine Frage, wo die Posada befindlich sei, erhielt ich freundlichen Bescheid, und bald hatte ich von dem Salon Besitz genommen, den diese vortreffliche, in dem schönsten Hause der Stadt gelegene, Fonda-ähnliche Posada besaß, und sah von dem Balkon desselben der Ankunft meines Bonifacio entgegen, der auch nicht lange auf sich warten ließ, und die Besorgung meines vorläufig an der Hausthüre angebundenen Pferdes übernahm.

Villaviciosa ist ohne Zweifel der bedeutendste und bestgebaute Ort, der auf dem Wege von Santander nach Oviedo anzutreffen ist. Die Häuser haben zwar sämmtlich nur einen Stock, doch zeichnen sie sich durch schöne, solide Bauart höchst vortheilhaft aus und bilden mehrere, verhältnißmäßig breite, sehr reinliche Straßen. Viele sind mit kunstreich in Stein gehauenen Wappenschildern geziert. Dasjenige, worin die Posada sich befand, war durch diesen Schmuck vor allen anderen ausgezeichnet; es war aus braunen Quadern erbaut und bestand eigentlich aus drei neben einander gelegenen Abtheilungen, von denen jede eine besondere Hausthüre hat, und ein Haus für sich bildet. Wahrscheinlich war früher das ganze große, obgleich ebenfalls nur einstöckige Gebäude eine Art Palast

einer vornehmen Familie. Schon von Weitem hatte, bei der Annäherung an die Stadt, ein auf einer Anhöhe gelegenes, von schönen Bäumen umgebenes, großes Gebäude mit einer anstoßenden Kirche, das sich auf den ersten Blick als ein ehemaliges Kloster kenntlich machte, meine Aufmerksamkeit erregt. Ich beschloß daher, bei dem Spaziergange, zu welchem der herrliche, heitere Abend einlud, da die sinkende Sonne ein zauberisches Licht verbreitete, zunächst meine Schritte nach jener Anhöhe zu lenken. Eine breite, gepflasterte Straße führte von einem kleinen Platze, der am Fuße derselben liegt, in wenigen Minuten hinauf. Ich fand die Kirche geschlossen; die verödeten Klosterräume, in die ich durch eine offenstehende Pforte eintreten konnte, und aus denen mich einige total finstere Gänge angähnten, waren, da kein lebendes Wesen sich regte, so unheimlich, daß ich bald wieder das Freie zu gewinnen suchte, woselbst ein schöner Blick auf die unten liegende Stadt und die das Thal einschließenden Berge sich dargeboten hätte, wäre er nicht durch die das Kloster wie ein dichter Wald umstehenden Bäume sehr beschränkt worden. Später erfuhr ich, daß in den ehemaligen Klosterräumen, die mir völlig verlassen zu sein schienen, eine vom Staat errichtete Unterrichtsanstalt (wahrscheinlich eine Art Gymnasium) sich befinden solle. Wieder unten im Städtchen angekommen, lockte mich der aus einer offenstehenden kleinen Kirche hervortönende Volksgesang, einzutreten und dem hier stattfindenden Abendgottesdienst beizuwohnen. Es war

die Kirche der Clarissinnen, die in Villaviciosa noch gegenwärtig ein kleines Kloster haben *). Hier wurde eine Novene zu Ehren der heiligen Filomena, deren Fest nahe bevorstand, abgehalten. Es war ein außerordentlich ansprechender, lieblicher Gottesdienst. Die, wie es schien, in einem inneren Oratorium befindlichen Nonnen sangen abwechselnd mit dem Volk einen Hymnus zu Ehren der Heiligen. Nachdem ihre zarten Stimmen unter Klavierbegleitung eine Strophe gesungen, antwortete das Volk jedesmal im Chor mit einem stets wiederkehrenden Refrain. Die rührende, echt volksthümliche Melodie erinnerte an die schönen religiösen Volkslieder der Italiener, oder auch an diejenigen, mit welchen das polnische Volk so innig seine Andacht zu erkennen giebt. Ich knieete mitten unter einer Menge in schwarze Mantillen gehüllter Frauen, aus denen der größte Theil der versammelten Andächtigen bestand. Zum Schluß betete ein auf der Kanzel knieender Priester (der wahrscheinlich vorher eine Exhorte gehalten hatte) eine lateinische Collekte und mehrere spanische Vaterunser abwechselnd mit dem Volk, und ertheilte, ehe er die Kanzel verließ, den Segen mit der Hand. Am Hochaltar brannten zwar Kerzen, doch wurde an ihm keine Funktion vorgenommen. Allmählig entfernten sich die anwesenden Leute und die meisten küßten erst den Boden, ehe sie die Kirche verließen.

*) Bekanntlich bestehen in Spanien noch ziemlich viele Nonnenklöster, während die Mönchsklöster sämmtlich aufgehoben sind.

Da die Sonne noch nicht untergegangen war, schlenderte ich weiter durch die reinlichen Gassen des Städtchens und gelangte bald an der Südseite desselben in's Freie. Hier erst hatte ich Gelegenheit, die wirklich große Schönheit des rings von malerischen Bergen eingeschlossenen, runden und ziemlich weiten Thales zu bewundern, das Villaviciosa in seinem friedlichen Schooße birgt. Die meisten Berge schienen bis hoch hinauf mit Laubwald bedeckt zu sein, und ihre Gipfel zeichneten sich wunderbar schön auf dem glühenden Abendhimmel ab. Es war dies wieder einer jener zauberischen, die Seele mit friedlicher Wonne erfüllenden Eindrücke, die sich schlechterdings nicht mit Worten schildern lassen. Auf dem Rückwege kam ich bei schon einbrechender Dämmerung an einer am westlichen Ende der Stadt gelegenen, ziemlich großen Kirche vorüber, die eine alte, byzantinische Basilika zu sein schien. Ein schönes, echt byzantinisches Portal, eine zierliche Absis und zu beiden Seiten breite, auf Säulen ruhende, bedeutend vorspringende Nebendächer, die weite, offene Hallen bildeten (in derselben Weise, wie ich dies schon in Durango und an der Wallfahrtskirche in Bilbao bemerkt), zeichneten diese höchst merkwürdige Kirche aus. Ich bedauerte lebhaft, daß die späte Abendstunde mir nicht mehr gestattete, einen Blick in ihr Inneres zu werfen. Durch einige andere Gassen auf der Westseite des Städtchens, in denen ich mehrere uralte, schwarze, hölzerne Häuser von höchst merkwürdiger Form bemerkte, gelangte ich mit dem Einbruch der Nacht

wieder in die Posada, woselbst mich ein recht gutes Abendbrod erwartete. Insbesondere zu empfehlen war dabei die vortreffliche, ganz frische asturische Butter, die wegen ihrer Güte mit Recht in Spanien berühmt ist. Die freundliche Wirthin redete mir treuherzig zu, nur tüchtig zuzulangen; sie habe es gern, wenn ihre Gäste es sich gut schmecken ließen. Es schien eine recht biedere und fromme Frau zu sein. Der fast elegante Salon war mit mehreren guten alten Kupferstichen geschmückt, die sämmtlich religiöse Gegenstände darstellten. Unter anderem befand sich darunter ein vortrefflicher alter Stich, Moses mit den Gesetztafeln (ein Brustbild) darstellend. Als ich denselben mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete, bemerkte die gute Frau sehr naiv und wahr: „Son los diez comandamientos; pero no los observamos!“ (Das sind die zehn Gebote; aber leider halten wir sie nicht!) Noch muß ich die kleine, vierzehnjährige Tochter der Wirthin erwähnen, die beim Abendessen mich bediente. Sie war ebenfalls in der Kirche der Clarissinnen in der Novene gewesen, hatte mich daselbst gesehen und diese Neuigkeit sofort ihrer Mutter hinterbracht. Mit einem gewissen kindlichen Stolz erzählte sie, daß auch sie Filomena heiße und deshalb die Novene nie versäume. Überhaupt scheint die Andacht zur heiligen Filomena in Spanien sehr verbreitet zu sein, obgleich sie in der katholischen Kirche neueren Ursprungs ist und erst von jener Zeit her datirt, wo Spanien nicht mehr das alte Spanien war, sondern sich schon unter dem Einfluß der Revolution und des Liberalismus

befand. Ein Beweis, daß das innere, religiöse Leben unter den äußeren Stürmen keineswegs erkaltet ist, und die in Spanien noch vorhandene Frömmigkeit nicht bloß, wie zuweilen behauptet worden, auf alter, tief eingewurzelter Gewohnheit beruht *).

Der schöne Abend in Villaviciosa war eine liebliche Episode meines anstrengenden Rittes, und neugestärkt und vollkommen ausgeruht bestieg ich am folgenden Morgen noch vor 5 Uhr mein Pferd, um Oviedo wo möglich schon zu Mittag zu erreichen. Das Wetter war prachtvoll, doch war die Morgenluft,

---

*) Für solche, welche noch nie den Namen der heiligen Filomena gehört haben, oder über den Ursprung der besonderen Andacht zu ihr nichts Näheres wissen, will ich hier nur kurz erwähnen, daß zu Rom in den Katakomben zu Anfang dieses Jahrhunderts unter vielen anderen ein mit dem Blutfläschchen (dem Zeichen des Marterthums) versehener Grabstein gefunden wurde, der die Gebeine einer Jungfrau, Namens Philomena, bedeckte, ohne daß jedoch irgend etwas Näheres über die Zeit und die Umstände dieser unbekannten Heiligen ermittelt werden konnte. Als ihre Gebeine unter Pius VII. nach Mugnano in Neapel gebracht wurden, um in der dortigen Kirche einem Altar als Reliquie zu dienen, geschahen in Folge der Anrufung der unbekannten Martyrin mehrere wunderbare Gebetserhörungen und auffallende Krankenheilungen, die sich auch anderwärts, wo diese Heilige gläubig und vertrauensvoll angerufen wurde, wiederholten. Dies hat Veranlassung gegeben, daß ihr Name, das einzige, was wir von ihr wissen, weiter bekannt wurde und ihre Verehrung überall in der Kirche sich ausbreitete.

da die Sonne erst später über die das Thal einschließenden Berge sich erhob, ziemlich kühl; die Wiesen dampften und waren zum Theil mit niedrigen Nebelschichten bedeckt; die Gipfel der Berge prangten in dunklem, man möchte fast sagen, glühendem Violett. Der Weg war ein vortrefflicher, ganz neuer camino real, der von Villaviciosa ununterbrochen bis nach Oviedo führt, und ausnahmsweise, da es wahrscheinlich in den letzten Tagen hier viel geregnet, ohne allen Staub. Auf den westlichen Bergabhängen konnte man die sich hoch hinaufschlängelnden, vielfachen Windungen der Straße bemerken, die nach Gijon, dem Haupthafen von Asturien, führt, den wir, da unser Weg sich nun vom Meere abwendete und direkt nach Oviedo leitete, nicht berührten. Zunächst führte derselbe in südlicher Richtung über die üppigen Wiesen des Thales bis zu den hohen Bergwänden, die dasselbe begränzen und die nun von uns überstiegen werden mußten. Die Straße hob sich zuerst in einem prächtigen Kastanienwalde allmählig am Abhange einer steilen Bergwand empor. Rechts in der Tiefe lag eine in die Berge sich hineinziehende, romantische Schlucht, die anfangs noch zum Theil mit Nebel erfüllt war, den aber die aufgehende Sonne bald verzehrte. Später hörte der Wald auf, und der colossale Bergrücken, an dem sich die Straße mühsam hinaufzog, zeigte nur mit kurzem Grase und allerhand Alpenkräutern bewachsene Felsen. Rechter Hand eröffnete sich nun ein furchtbarer Abgrund, in dessen Tiefe ein großes, zwei innere Höfe umschließendes Klostergebäude

höchst malerisch auf einer grünen Wiese lag. Die gegenüberliegenden, ebenso steilen Bergwände boten fortwährend die schönsten Ansichten dar. Die vortreffliche Straße, die beständig, den Krümmungen des Berges folgend, am Rande des Abgrundes in schwindelnder Höhe sich hinzog, nahm fast den Charakter eines förmlichen Alpenpasses an. Nachdem sie wohl eine Stunde lang bergan geführt, erreichten wir endlich die Höhe des Passes und ein prachtvolles Panorama lag vor uns. Im Südwesten nämlich breitete sich die ganze Kette der höchsten asturischeu Alpen mit ihren tausendfältig zerklüfteten Spitzen und Zacken, die zum Theil mit glänzendem Schnee bedeckt waren, in ihrer ganzen Majestät wie eine langgestreckte Riesenmauer aus. Ihre wild zerrissenen, phantastischen Zinken und Felsgipfel waren von einem so feinen, ätherischen Duft übergossen, daß der großartige Anblick zugleich etwas so Mildes und Zierliches erhielt, wie ich es nie bei den nordischen Alpen, auch bei dem reinsten und heitersten Himmel nicht, bemerkt habe. Unser Weg senkte sich nun steil und in vielfachen Windungen in ein breites, fruchtbares Thal hinab, das im Süden von einer entfernten, von Osten nach Westen hinstreichenden Gebirgswand begränzt war.

Die Gegend nahm nunmehr einen offneren Charakter an; einmal unten im Thale angekommen, hatten wir bis Oviedo keine bedeutend hohe Cuesta mehr zu übersteigen; das Thal erweiterte sich gegen Westen mehr und mehr, bis es (zwischen Pola und Oviedo) in ein nach allen Richtungen hin offenes, mit Korn-

feldern bedecktes, wellenförmiges Hügelland überging, über das nur im Süden hohe, aber ziemlich entfernte Gebirge mächtig emporragten. Am südlichen Fuße des hohen Gebirgspasses, über den wir aus dem Thale von Villaviciosa in dieses innere Thal gelangt waren, bestand dasselbe hauptsächlich aus Wiesenland, mit Buschwerk von Erlen und Ulmen malerisch geschmückt, und die Landschaft zeigte in der That einen völlig deutschen Charakter. Ein sehr belebtes landwirthschaftliches Bild bot sich hier dar. Auf den Wiesen war an vielen Orten die Heuerndte im Gange. Eine Menge knarrender Ochsenkarren durchzogen in verschiedenen Richtungen in der Ferne die Felder, oder setzten auch zuweilen, auf der Landstraße selbst an uns vorbeiziehend, meine Gehörnerven auf eine harte Probe. Aus der Ferne gehört, gleichen diese in der Nähe so fürchterlichen Töne einigermaßen dem Geseufz jener Norien (Schöpfräder), die ich auf meiner vorigen Reise in den südlichen Provinzen angetroffen und dort beschrieben habe. Einmal glaubte ich, eine lästige Mücke lasse unmittelbar vor meinem Ohr ihren singenden Ton hören; als dieser aber trotz meiner Bemühungen, sie zu verscheuchen, stets derselbe blieb, wurde ich erst inne, daß es nichts anderes als ein solcher grausam heulender, asturischer Ochsenkarren war, der in großer Entfernung von der Straße langsam auf einem Feldwege dahinzog. Der Weg sowohl als die umliegenden Gefilde waren hier beständig durch die schönen Gestalten malerisch gekleideter Landleute belebt, die theils auf den Feldern

und Wiesen arbeiteten, theils auf der Straße selbst an uns vorbeizogen. Die Männer, meist höchst ausdrucksvolle Gesichter, zeichneten sich namentlich durch die eigenthümliche (oben schon beschriebene) asturische Mütze und durch doppelte Beinkleider aus, von denen die braunen, an der Seite aufgeschlitzten, nur bis zu den Knieen reichen, und die darunter befindlichen weißen den unteren Theil des Beines bis zu den Knöcheln bedecken. Die Frauen tragen auch hier meist gelbe Röcke und schwarze Mieder, von denen die schneeweißen Hemdärmel höchst malerisch abstechen. Sehr häufig schleppten sie, wie in den baskischen Provinzen, schwere Lasten auf dem Kopfe, besonders oft große hölzerne Wasserkannen, die mit glänzenden, blank polirten, metallenen Reifen beschlagen sind. Wenn ich nach demjenigen, was ich auf meiner Reise zu bemerken Gelegenheit gehabt, zu einem allgemeinen Urtheil überhaupt berechtigt bin, dann muß ich entschieden in Abrede stellen, was in mehreren Büchern über Spanien berichtet wird, daß die Landleute in Asturien vor denen anderer Provinzen sowohl durch Häßlichkeit, als durch Unreinlichkeit sich auszeichnen. Im Gegentheil habe ich hier fast durchweg regelmäßige, wenn auch durch stark markirte Züge und zuweilen etwas große Nasen ausgezeichnete Gesichter gesehen, denen fast immer ein Zug sinnigen Ernstes, den man fast schwermüthig nennen könnte, aufgeprägt ist. Mehrere sogar waren von vollendeter griechischer Schönheit und von auffallend weißem Teint. Überall jedoch habe ich mich vergeblich nach jenen, ihre go-

thische Abkunft in goldenem, blonden Haar an der Stirn tragenden Schönen umgesehen, die man auch zuweilen nach Asturien verlegt, und die, wenn sie existiren, jedenfalls nur höchst seltene und ganz außergewöhnliche Ausnahmen sind. Das Haar der Frauen wie der Männer ist hier, wie im übrigen Spanien, fast durchweg schwarz und nur selten dunkelbraun. Was die Reinlichkeit betrifft, so ist sie weder größer noch geringer, als sie bei den deutschen Bauern ebenfalls zu finden. Nirgends aber habe ich in Asturien jene schmutzigen, zerlumpten Gestalten gefunden, wie sie die polnischen Dörfer nur zu häufig darbieten und wie sie mir später in Galizien in einigen elenden Ortschaften begegnet sind.

Das Getreide stand hier weit schlechter und dürftiger, als in den baskischen Provinzen und in der Nähe von Santander. In Asturien herrscht überhaupt die Viehzucht über den Ackerbau vor, was die hohen Gebirge, welche die ganze Provinz durchziehen, und das verhältnißmäßig rauhe Clima natürlich mit sich bringt. Der Mais war weit kleiner und stand an vielen Orten noch kaum in der Blüthe. Die Wiesen dagegen waren prachtvoll und mit den schönsten Blumen bedeckt. Erlen, Eichen, Weiden und Ulmen bildeten auf denselben das vorherrschende Gebüsch.

Nachdem wir wohl anderthalb Stunden bei großer Hitze, im Ganzen ziemlich einförmig, in diesem weiten Thale unseren Weg fortgesetzt, gelangten wir nach dem von Villaviciosa 4 Leguas entfernten Pola, einem kleinen Pueblo, das auf dem Rücken einer Anhöhe

ziemlich schattenlos gelegen ist. In der am Eintritt in den Flecken noch halb auf dem Felde gelegenen Posada wurde ein Halt gemacht und ein schlechtes Frühstück eingenommen. Kurz vor unserem Aufbruch aus dieser Kneipe kam in einer altfränkischen, höchst schwerfälligen, gelb angestrichenen Tartane ein alter Herr mit einer alten Dame aus Oviedo an, der wohl etwas von einem alten spanischen Hidalgo sein mochte und nach Villaviciosa reiste. Leider gebrach es mir an Zeit, die nähere Bekanntschaft dieser, wie es schien, interessanten Persönlichkeit zu machen.

Da das Maulthier meines Mozo sich heute ungemein ermüdet zeigte und nur sehr langsam vom Fleck zu bringen war, was, wie Bonifacio meinte, von einer matadura (Wunde) herrührte, die das Thier auf dem Rücken hatte und die durch die Reise sich beträchtlich erweitert, so versuchte ich, mit meinem Negrito wieder voranzureiten, um Oviedo (bis wohin von Pola noch 3 Leguas gerechnet werden) wo möglich etwas früher zu erreichen. Doch mußte ich diesen Versuch bald wieder aufgeben. Da das Pferd gewohnt war, hinter der Mula herzuschreiten und dieselbe stets in seiner Nähe zu haben, so gab es anfangs durch wiederholtes Wiehern seine Sehnsucht nach der zurückgebliebenen Kameradin zu erkennen; als ich jedoch auf diese Äußerungen seiner Willensmeinung keine Rücksicht nahm, so machte es plötzlich Kehrt und wollte durchaus zu seiner Gefährtin zurücktraben, was zur Folge hatte, daß ich, da ich meinen Willen diesmal durchsetzen wollte, mich mehrmals im

Kreise mit dem Pferde herumdrehte, bis es mir endlich gelang, durch einige Hiebe das Thier zur Fortsetzung des Weges zu zwingen. Da sich jedoch dieses Manöver noch einige Mal wiederholte und Bonifacio mit dem Maulthier unterdessen herbeigekommen war, so gab ich es auf, noch ferner der Neigung des Thieres zu widerstreben, und ließ dem Bonifacio mit dem Maulthier den Vortritt.

Die Hitze fing nun an, auf der schattenlosen Straße, von deren weißer Fläche die Sonnenstrahlen mit vermehrter Gluth zurückprallten, höchst beschwerlich zu werden. Das Meer, von dem uns hier eine Entfernung von mehreren Leguas trennte, konnte leider durch seine Nähe Nichts zur Milderung derselben beitragen. Um so erfreulicher war es daher, den schönen, gothischen Thurm der Cathedrale von Oviedo, der uns das Ende des beschwerlichen Rittes besser als jede Berechnung des Weges ankündigte, in der Ferne schon deutlich erblicken zu können. Die weithin sichtbare, dunkelbraune Nadel desselben, die auf den dahinterliegenden blauen Bergen sehr scharf sich abzeichnete, war aber leider, da Oviedo auf dem Rücken einer bedeutenden Anhöhe liegt, noch kein sicheres Anzeichen der wirklichen Nähe der Stadt, was ich nur zu bald inne werden sollte, da wir trotz dieses, das Ende der mühseligen Reise verkündenden Wahrzeichens noch zwei volle Stunden zu reiten hatten, ehe wir die ersten Häuser der Stadt erreichten. Diese letzte Strecke, die in der glühenden Mittagshitze, auf der gewöhnlichen, höchst prosaischen Landstraße, in

einer offenen, ziemlich uninteressanten Gegend, unter unsäglichem Schweiß und mit dem letzten Rest der Kräfte zurückgelegt werden mußte, welche durch die sehr lange Tour, die wir diesen Morgen zu machen hatten, schon fast aufgezehrt waren, wurde mir in der That sauerer, als der ganze von Santander bis hierher zurückgelegte Weg, was seinen Grund wohl auch in der Ungeduld haben mochte, die das stets vor Augen liegende und dennoch nie zu erreichende Ziel hervorrief. Dazu kam, daß unsere Thiere ebenfalls jetzt matter und ermüdeter waren, als auf der ganzen übrigen Reise, und wir daher nur sehr langsam vorwärts rücken konnten. Eine große Überraschung bereitete mir die plötzlich die Straße kreuzende, noch im Bau begriffene Eisenbahn, welche von der Hafenstadt Gijon nach den benachbarten reichen Steinkohlenbergwerken geführt wird *). Weiterhin war man an dem camino real mit der Aufrichtung von Telegraphenstangen beschäftigt, an welchen jedoch noch die Drähte fehlten und von denen die hin und wieder schon aufgerichteten von einigen Männern mit Farbe angestrichen wurden.

Als wir endlich der Hauptstadt von Asturien näher kamen und ihre stattliche, auf dem Rücken einer nicht unbedeutenden Anhöhe liegende Häusermasse vor uns

*) Diese kleine Eisenbahn war nach Willkomm (a. a. O. S. 556) schon im Jahre 1851 im Bau begriffen, und ich fand sie im Jahre 1857 noch nicht vollendet. Cosa de España.

ausgebreitet lag, nahm auch die Gegend wieder einen interessanten, malerischen Charakter an, da sich im Westen bedeutende felsige Höhenzüge in unmittelbarer Nähe erhoben, und die im Süden hinter der Stadt auftauchenden, sehr hohen Gebirge in höchst pittoresken Formen emporstiegen. Nachdem man sich am Thor, wo mein Gepäck visitirt werden sollte, mit der Erklärung hatte genügen lassen, daß es nur Reiseeffekten enthalte, empfing uns eine lange, ziemlich steil bergauf führende Straße und nach einigen Erkundigungen gelang es uns, die als die beste in Oviedo gerühmte Fonda de la Tiñana aufzufinden, welche hinter der Cathedrale, die jedoch durch davorliegende alterthümliche Gebäude gänzlich verdeckt wird, über welche nur die Thurmspitze hervorragt, gelegen ist und die, zwar von Außen nicht sehr einladend, doch ein leidlich gutes Zimmer (mit der Aussicht auf den schönen gothischen, durchbrochenen Thurm) mir darbot, dessen angenehme Kühle nach der ausgestandenen Hitze höchst erquickend war. Es war schon gegen 2 Uhr Nachmittag, als wir hier anlangten. Die Anfangs ziemlich unfreundliche Wirthin, die mich, da sie hörte, daß ich un estrangero (ein Ausländer) sei, zuerst für einen Handelsreisenden hielt (weil sie wahrscheinlich noch keine anderen Ausländer in ihrem Gasthofe beherbergt hatte), wurde zwar später etwas freundlicher und gefälliger, doch blieb im Punkte der Bedienung immer noch sehr viel in ihrem alterthümlichen Hause zu wünschen übrig, das, aus einem ehemaligen kleinen Kloster in eine Fonda umgewandelt,

sich durch eine alte hölzerne Galerie, die um einen kleinen, mit Nußbäumen erfüllten inneren Garten herumlief, von der man in die einzelnen Zimmer, die alten Klosterzellen, gelangte, besonders auszeichnete. Am schönsten war die Aussicht aus dem Comedor (dem Eßsaale), der, auf der Nordseite der Galerie gelegen, aus seinen Fenstern einen weiten Blick auf das ganze Thal darbot, aus dem wir hergekommen, und auf einige im Nordosten sich erhebende, mit malerischem Gebüsch und Häusergruppen bedeckte Bergabhänge. Zu den Eigenthümlichkeiten dieses höchst charakteristischen Hauses war insbesondere noch ein alter, im Dienste desselben ergrauter Diener zu rechnen, der Hausknecht, Stiefelputzer und Kellner in einer Person, obgleich etwas langsam und harthörig, als das Faktotum des Hauses zu betrachten war, und auf dessen Vermittlung ich mich namentlich in Betreff der Mittel meiner Weiterreise angewiesen sah. Auch an ihm machte ich die häufig am spanischen Charakter beobachtete Erfahrung (die bei den Asturianos, deren derbe Grobheit in Spánien berüchtigt ist, besonders häufig zu machen sein dürfte), daß er Anfangs ein mürrisches, unfreundliches Wesen zeigte, später aber, bei näherer Bekanntschaft, allmählig aufthaute, eine sehr gutmüthige Herzlichkeit offenbarte und sich höchst dienstfertig und gutwillig erwies.

Nachdem ich in dem Comedor gemeinschaftlich mit mehreren anderen Gästen des Hauses gespeist, unter denen auch eine Dame aus Sevilla sich befand, welche die in der Nähe von Oviedo befindlichen Bäder

(Caldas de Oviedo) gebrauchen wollte, ging ich aus, um, ehe ich neue Pferde nach Santiago miethete, mich vorher über die von hier aus nach Leon fahrende Diligence zu erkundigen, deren Benützung mir möglicher Weise die Gelegenheit verschaffen konnte, diese alte Stadt und ihre berühmte Cathedrale zu sehen, ohne darauf verzichten zu müssen, Santiago noch zum Jacobustage zu erreichen. Zunächst trat ich in die, an einem kleinen Platz von ziemlich düsterem Aussehen gelegene Cathedrale von Oviedo, ein zwar nur kleines, aber außerordentlich reichverziertes, gothisches Gebäude, das jedenfalls, was die Schönheit der Architektur betrifft, unter die Zahl der Kirchen ersten Ranges zu rechnen ist. Das Äußere zeichnet sich durch ein prächtiges Portal und den hohen Thurm mit durchbrochenem, sehr kunstreich gearbeitetem Helm aus, welch' letzterer jedoch nicht besonders hoch und vielleicht für den verhältnißmäßig dicken Thurm etwas zu kurz ist. Im Inneren der Kirche herrscht ein geheimnißvolles Dunkel. Der Hochaltar ist anstatt des Altarblattes durch ein prachtvolles, in Felder abgetheiltes, uraltes Holzschnitzwerk geziert, das wie ein Teppich die ganze Hinterwand bedeckt und bis in das Gewölbe hinaufreicht. Das schöne, zum Theil vergoldete, vom Alter geschwärzte Kunstwerk stellt die ganze Lebens- und Leidensgeschichte Jesu Christi dar (ähnlich wie im Dom zu Sevilla). Leider gestattet die große Dunkelheit, die in dieser Kirche herrscht, und das vor dem Hochaltar befindliche, obgleich ebenfalls sehr schöne, metallene Gitter nicht, die Einzel-

heiten dieses alten gothischen Meisterwerkes genau zu betrachten. Außerdem erregten meine Aufmerksamkeit am meisten einige prächtige Portale mit reicher gothischer Architektur, welche in Seitenkapellen leiten, mehrere sehr schöne, gemalte Fenster und die außerordentlich zierliche Galerie, welche oben unter dem Gewölbe sich an den Seitenwänden hinzieht und aus kleinen, zwischen gothischen Fenstern stehenden Säulen gebildet wird. In dem, wie immer, in der Mitte der Kirche stehenden Chor wurde von den Canonikern mit sehr sonoren Stimmen, welche auch durch einige Knaben verstärkt wurden, das Matutinum des folgenden Tages gesungen. Auch mehrere, sehr reich geschmückte Kapellen besitzt diese Kirche. In einer derselben befindet sich das Grab des Königs Alonso el Casto (des Keuschen), der im Jahre 810 das Bisthum von Oviedo gegründet. Außerdem soll die Kirche noch eine Menge kostbarer Reliquien besitzen, welche durch Pelayo, den tapferen asturischen Prinzen, der zuletzt allein in seinen Bergen den ganz Spanien überschwemmenden Saracenen widerstand, gerettet und angeblich hier niedergelegt worden sind. Oviedo gehört zu den wenigen Städten in Spanien, wo die Moren n i e gewesen. Der Bischof von Oviedo ist Suffragan des Erzbischofs von Santiago.

Außer seiner herrlichen Cathedrale scheint indeß Oviedo nicht viel Sehenswerthes zu besitzen. Die Straßen tragen durchweg das Gepräge einer ziemlich elenden Provinzialstadt. Nur in einer einzigen habe ich einige erträgliche Verkaufsläden bemerkt. Im

Allgemeinen sind die Straßen eng und krumm, die Häuser verhältnißmäßig niedrig. Moderne Eleganz, wie sie weder in Bilbao noch in Santander fehlt, ist nirgends zu bemerken. Dagegen fehlt es nicht an einigen, sehr solid gebauten, alterthümlichen Palästen. Der Handel scheint hier auf der untersten Stufe zu stehen, wie ungefähr in Deutschland in einem abgelegenen Landstädtchen. Auch nach einem Caffeehause sah ich mich vergeblich um. Ich mußte eine Menge enger, nicht sehr reinlicher Gassen durchwandern, um das Büreau der Diligence zu erfragen, das hier nicht, wie in allen anderen spanischen Städten, durch pomphafte Schilder, auf denen mit großen Buchstaben die Namen aller Orte zu lesen, wohin die Wagen fahren, sich bemerklich macht. Endlich erreichte ich, fast schon vor dem Thore der Stadt, das Haus, wohin man mich gewiesen, und vor dem allerdings eine große Diligence stand. Allein man hatte mich unrecht berichtet. Ich gelangte in ein dunkles Zimmer, worin, auf ihren Decken und Mänteln ausgestreckt, in allen Winkeln eine Menge Arrieros herumlagen, die ihre Siesta hielten. Das Haus war nur die elende Posada, von wo aus die Diligencen abfahren; keineswegs aber befand sich hierselbst das Büreau, wo man sich einschreiben lassen konnte. Eine Magd des Hauses, deren ich nach einigem Herumwandern in verschiedenen, nicht eben einladenden Localitäten endlich habhaft wurde, belehrte mich, daß dieses Büreau sich in einem Kaufladen in einer der Hauptstraßen der Stadt befinde, den ich mit Mühe durch mehrmaliges

Fragen endlich ausfindig machte. Hier wurde mir die Kunde, daß die Diligence nach Leon nicht täglich, sondern nur alle 2 Tage abgehe und eine weit längere Zeit zu dieser Reise brauche, als ich geglaubt. Auch waren für das nächste Mal die Plätze schon vergeben. Ärgerlich über den zwecklosen Zeitverlust und die wahre Barbarei, die mir in Oviedo überall entgegentrat, eilte ich nun sofort in meine Fonda zurück und accordirte daselbst, durch Vermittlung des alten Dieners, mit einem Pferdevermiether, der mich in 6 Tagen, d. h. bis zum Vorabende des Festes, wenn schon am folgenden Morgen aufgebrochen würde, nach Santiago zu bringen versprach.

Als dieser Handel abgemacht war, blieb mir noch übrig, für den nächsten Morgen, da der folgende Tag ein Sonntag war, Vorsorge zu treffen, daß mir so früh als möglich irgend eine Kirche geöffnet werde, um daselbst noch vor meiner Abreise die heilige Messe lesen zu können. Den Sonntag in Oviedo zuzubringen, was ich ursprünglich beabsichtigte, verbot einerseits die Länge des Weges, die von hier bis Santiago noch zurückzulegen war, und welche die Nothwendigkeit mit sich brachte, jeden Tag zu benützen, wenn ich vor dem 25sten an mein Ziel gelangen wollte; andererseits schien mir auch Oviedo, nach dem, was ich bisher davon in Augenschein genommen, durchaus nicht so interressant, daß es ein solches Opfer verdient hätte. Ich habe sogar (gewiß übereilt) in mein Tagebuch geschrieben: Oviedo ist im Ganzen genommen ein elendes Nest, mit dem man in einem halben Tage

sehr gut fertig werden kann. Ich zweifle jetzt nicht daran, daß ein längerer Aufenthalt noch manches Interessante dargeboten und mein erstes Urtheil vielleicht wesentlich verändert haben würde. Um jene obenerwähnte Angelegenheit in Ordnung zu bringen, wollte ich meine Schritte noch einmal nach der Cathedrale lenken, doch vorher noch die ganz in der Nähe der Fonda gelegene Kirche Santa Maria la corta besehen, welche die älteste in Asturien sein soll, wohin sich das Christenthum vor den Moren gerettet, als Pelayo hier den Saracenen siegreich widerstand. Ich ließ mir dieselbe durch den herbeigerufenen Sakristan öffnen; doch wurde ich hier in meinen Erwartungen vollständig getäuscht. Ich fand allerdings eine alte eingestürzte Kirche, voll von Schutt und Trümmern, die nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht und nur als eine ehrwürdige unter Schloß und Riegel gelegte Ruine conservirt wird. Aber von der ursprünglichen alten Kirche fand ich keine Spur; die Trümmer der jetzt vorhandenen, die aus dem Peninsularkriege herrühren und die Oviedo der französischen Invasion verdankt, sind moderne Trümmer, welche von einer, wie es scheint, erst im vorigen Jahrhundert erbauten Kirche stammen. Die Mauern der ursprünglichen alten mögen schon Jahrhunderte lang vom Erdboden verschwunden sein. Da diese Kirche eine Pfarrkirche war, so ist ihr Name (Santa Maria la Corta) auch auf eine ihr gegenüberliegende kleine Kirche übergegangen, die jetzt zum Pfargottesdienst benützt wird und einem ehemaligen Benediktinerkloster zuge-

hört. Der freundliche Sakristan schloß mir auch diese Kirche auf, die zwar recht nett und durch schönen Marmor ausgezeichnet, im Übrigen aber nicht besonders sehenswerth ist. Diese Bekanntschaft mit dem Sakristan von Santa Maria la Corta ersparte mir einen nochmaligen Gang zur Cathedrale, da der freundliche Mann sehr gern bereit war, mir am folgenden Morgen die ihm anvertraute neuere Kirche schon vor 4 Uhr zu öffnen, damit ich in derselben eine misa de alba (so werden hier die Frühmessen vor Sonnenaufgang genannt) lesen könne.

Des Herumlaufens in den unerquicklichen Gassen der Stadt müde und die Besichtigung einiger anderer Kirchen am entgegengesetzten Ende derselben, die ich auf meinem ersten Gange wahrgenommen, aufgebend, beschloß ich, den Rest der Tageshelle zu einem Spaziergang in's Freie zu benützen, der über die schöne Lage von Oviedo mich orientiren und einen freien Blick in die höchst anmuthige Umgegend gestatten könne und ersah mir als Ziel eine im Südwesten gelegene, mit einer kleinen Kirche gekrönte, nicht unbeträchtliche Anhöhe, die von der Stadt durch eine breite grüne Wiese getrennt ist, aber durch eine prachtvolle, das Thal durchschneidende Wasserleitung mit ihr verbunden wird. Dieser Spaziergang, der zur günstigsten Tageszeit, wo die Hitze nicht mehr lästig und die Beleuchtung die schönste, unternommen wurde, war außer der Cathedrale jedenfalls das Interessanteste, was Oviedo mir dargeboten. Ich erreichte den

Bergabhang, der sich entfernter erwies als es den Anschein hatte, nachdem ich durch ein abentheuerliches, in dieser Richtung bergabführendes langes Hintergäßchen bis zum Thalgrunde niedergestiegen und über eine niedrige, den Weg versperrende Steinmauer geklettert, ohne gebahnten Weg über Wiesen und Stoppelfelder, zuletzt ziemlich steil, emporklimmend und über Stock und Stein gerade auf mein Ziel lossteuernd, und gelangte, oben am Rande eines Heckenzaunes angekommen, auf einen in der That reizenden Standpunkt, der durch die Aussicht, die er darbot, alle meine Erwartungen weit übertraf und mich die Lage von Oviedo als eine in der That höchst romantische erkennen ließ, die von der schiefen Ebene her, aus der wir allmählig ansteigend unseren Einzug gehalten und die nun als ein nach Norden sich herabsenkender Thalabhang vor mir lag, durchaus nicht in ihrer wahren Schönheit gewürdigt werden kann. Ich setzte mich, von dem steilen Steigen erhitzt und ermüdet, auf ein Felsstück nieder, und zeichnete, so gut ich vermochte, eine Skizze des prächtigen Panoramas in mein glücklicher Weise mitgenommenes Album. Die auf dem Rücken einer Anhöhe erbaute Stadt lag in ihrer ganzen Ausdehnung mir gegenüber, würde aber ziemlich unbedeutend erschienen sein, wenn nicht der schöne Thurm der Cathedrale, der alles Andere mächtig überragt, und noch etwa zwei oder drei andere stattliche Kirchen, die ihre Dächer und Thürme über die umliegenden Gebäude hervorsenden,

ihr einiges Ansehen verliehen hätten *). Hinter der Stadt wölben sich in schönen Formen einige mächtige, nahe Höhenzüge, die fast bis zu ihrem Gipfel hinauf angebaut, zum Theil auch mit Gebüsch bewachsen sind und in ihren mannichfachen Schattirungen ein sehr anmuthiges Bild darbieten. Zwischen der Stadt und der Anhöhe, auf der ich mich befand, breitet sich eine frische, von einem Bächlein durchrieselte grüne Wiese aus, auf der mehrere Heuhaufen aufgethürmt waren, deren angenehmes Aroma zuweilen bis zu mir empordrang. Dies war der nordöstliche Theil des Panoramas, der, obgleich außerordentlich schön, doch nur einen lieblichen idyllischen und eigentlich deutschen Charakter trug. Wendete sich jedoch das Auge von Osten etwas weiter nach Süden herum, dann begann der großartige, hoch romantische Theil des Bildes sich aufzurollen. Im Südosten thürmte sich nämlich hier die majestätische, phantastisch zerrissene, nackte Felskette des entfernteren, hohen Gebirgszuges auf, die in einer wahrhaft zauberischen Beleuchtung prangte und in der reinen Luft so nahe erschien, daß man an den senkrecht steilen höchsten Felskämmen fast jedes Rinnsal erkennen konnte, das der herabströmende Regen an ihren steilen Gräten sich ausgefurcht. Zwischen der entferntesten Felswand, welche von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet in dem prachtvollsten Rosenroth glühte und den nahen mit Kornfeldern bedeckten Höhenzügen, die sich

*) Oviedo hat kaum etwas mehr als 10000 Einwohner.

unmittelbar zum Thal herabsenkten, und auf denen sich eine schöne Baumallee hinzog, waren noch einige nähere Felscolosse bemerkbar, die ihre phantastischen Formen in etwas dunklerer Beleuchtung scharf auf der hinteren Felsenmauer abzeichneten. Der Wiesengrund selbst aber war durch den majestätischen Aquäduct, der ihn in seiner ganzen Breite durchschneidet und dessen kühne Bogen (von denen die ersten sich unmittelbar an den Abhang lehnen, auf dem ich mich befand) einen wahrhaft großartigen Anblick gewähren, im höchsten Grade gehoben und geeignet, einen herrlichen Vordergrund zu der erhabenen, echt spanischen, d. h. den Sierren-Charakter vorzugsweise an sich tragenden Gebirgslandschaft abzugeben. Diese Wasserleitung, die aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammen mag, ist in der That ein prachtvolles Werk, und kann in der Kühnheit und Solidität ihrer Bogen fast mit den alten römischen wetteifern.

Die Sonne war dem Untergange schon nahe, als ich den Rückweg antrat, der mich in dem südlichen Theil der Stadt noch durch einige vorher nicht betretene Gassen und auch an der Alameda vorüberführte, welche schön gelegen und gut unterhalten ist. Die Häuser in Oviedo sind meist neu angeweißt, was hier, wie durchweg im Süden von Spanien, sehr häufig zu geschehen pflegt und der Stadt, trotz einiger Unreinlichkeit in den Straßen, ein nettes Ansehen giebt. In keiner spanischen Stadt habe ich noch solche Räuberhöhlen von Häusern gesehen, wie sie in den kleinen Nestern in Italien häufig sich finden,

obgleich allerdings manche Häuser sonderbar genug aussehen. Auch in Oviedo haben die meisten vorspringende Dächer. Als Abendbrod erwartete mich eine trucha (Forelle), welche Fische in den Gebirgsbächen von Asturien sehr häufig sind, aber eine andere Art als unsere nordischen zu sein scheinen.

IV.

Fortgesetzter Ritt durch Asturien und Galizien nach Santiago.

Der zweite, längere und beschwerlichere Theil meines Rittes, der mich durch die unwirthbarsten Theile von Asturien und Galizien führen sollte, und möglicher Weise auch manche ernste Gefahr, nicht wegen der Unsicherheit des Landes, wohl aber um der Schlechtigkeit der Wege willen, da mehrere hohe Alpenpässe auf steinigen Saumpfaden zu übersteigen waren, mit sich bringen konnte, wurde, wie billig, mit der Bitte um den Schutz des Himmels bei dem in der Kirche Santa Maria la Corta in der frühesten Morgendämmerung dargebrachten heiligen Opfer begonnen, zu welchem sich trotz der frühen Stunde eine Menge andächtiger Leute versammelt hatten. Eine solche misa de alba beim ersten Grauen des Tages, während die Straßen noch still und menschenleer sind und in der Kirche nur die angezündeten Kerzen des

Altares ein schwaches Licht verbreiten, man auch in der Regel sicher darauf zählen kann, nur von wahrhaft frommen Leuten sich umgeben zu sehen, die gleich den einfältigen Hirten von Bethlehem nicht zu bequem sind, um in der ersten Morgenfrühe sich aufzumachen und die Erstlinge des Tages Gott dem Herrn zu weihen, macht auf mich stets einen eigenthümlich erhebenden Eindruck, und es fällt mir weniger schwer, mit Sammlung und Andacht die heiligen Geheimnisse zu feiern, als wenn dies später bei schon vorgerücktem Tage geschieht, wo der Geist jene erste, ich möchte sagen jungfräuliche Frische schon verloren hat, die das kostbare Vorrecht der ersten Morgenstunden ist. Das Zwielicht der Morgendämmerung scheint auch an und für sich in einer gewissen inneren Verwandtschaft zu dem geheimnißvollen Dunkel der heiligen Mysterien zu stehen, welche durch die angezündeten Kerzen heute noch daran mahnen, daß die unterirdischen Katakomben einst ihre Wiege gewesen.

Der pünktliche Sakristan erwartete mich schon, diente in der Sakristei und am Altare, und empfing eine Peseta für seine Gefälligkeit. Wäsche und Paramente waren in dieser Kirche von ausgezeichneter Sauberkeit. Als ich um 5 Uhr in die Fonda zurückkam, erschienen zu gleicher Zeit auch die bestellten Pferde, und die Reise hätte sofort beginnen können, wäre die Wirthin in der Bereitung meiner Chocolade ebenso pünktlich gewesen, durch deren Nachlässigkeit wir fast eine halbe Stunde kostbarer Morgenfrühe verloren. Im Übrigen ging heute Alles nach

Wunsch; die beiden Pferde waren vortrefflich und mit den elenden Mähren, welche mich hergebracht, durchaus nicht zu vergleichen. Das meinige namentlich, ein sehr großer, kräftiger Brauner (castaño), war ein höchst stattliches Roß, das mir sogar mehrmal in den Wirthshäusern die lobende Bemerkung: Usted es muy bien montado! (Sie sind sehr gut beritten!) zuzog. Der Mozo, ein ernster, sehr zuverlässiger Mann, mit pechschwarzem Haar und sehr ausdrucksvollem Gesicht, der ganz den kräftigen gedrungenen Körperbau und die gewandte Behendigkeit der Basken zeigte und Josè Alvarez hieß, gefiel mir weit besser und war viel verständiger als der junge, einfältige Bonifacio. Nachdem er die mitgebrachte espuela (Sporn) mir angelegt, gegen deren Gebrauch ich, durch Erfahrung gewitzigt, nun keine Einwendungen mehr machte, bestieg ich meinen mit einer schönen silla española *) versehenen Castaño und in Gottes Namen ging die Reise vorwärts. Der Morgen war prachtvoll, und als wir den Straßen der Stadt uns entwunden und den Aquädukt, unter dessen kühnen Bogen unser Weg durchführte, erreicht hatten, lag die herrliche Gebirgskette in aller Pracht ihrer schönsten Morgenbeleuch-

*) Silla española (spanischer Sattel) wird der hier fast allgemein gebrauchte, vorn und hinten mit Erhöhungen versehene Sattel genannt, welcher weit bequemer und zweckmäßiger ist, als die gewöhnliche in Deutschland übliche flache Form, welche hier silla ingles (englischer Sattel) heißt.

tung vor uns. Zugleich erfuhr ich von meinem Josè, daß die kleine unter Bäumen gelegene Kirche auf der Anhöhe, die ich gestern Abend erklommen, bis zu welcher ich aber, durch einen Heckenzaun gehindert, nicht vordringen konnte, San Pedro heiße. Nachdem wir einen Hügelrücken erreicht, wendete sich unser Weg westlich abwärts in ein tiefes, durch hohe im Westen sich erhebende sehr malerische Bergwände geschlossenes Thal, in dessem Grunde ein kleines Dorf lag und das von einem hellen Gebirgsbach durchrieselt wurde. Auf dem breiten steinigen Wege, der uns in verschiedenen Windungen ziemlich steil in die Tiefe leitete, gesellte sich ein Landmädchen in äußerst malerischer Tracht zu uns, das in ein nahes Dorf, woselbst heute ein besonderes Fest gefeiert wurde, zur Kirche ging und eine gute Viertelstunde unsere Begleiterin war. Josè unterhielt sich mit ihr in höchst anständiger, ich möchte fast sagen feiner Weise, wie ein wahrer Caballero. Das Mädchen trug über dem bunten Sonntagskleide eine Art schwarzen Kragen, der hier bei den Landleuten die Stelle der Mantille zu vertreten scheint; der Kopf war zum Schutz gegen die Sonne in ein seidenes Tuch gehüllt, und in der Hand hielt sie eine Gerte, mit der sie nicht nur von Zeit zu Zeit kleine, im Wege liegende Steine auf die Seite schleuderte, sondern auch zuweilen den Josè im Antreiben seines Pferdes unterstützte. Nachdem diese unsere schöne Begleiterin, die übrigens sehr rüstig zu Fuß war und vollkommen gleichen Schritt mit unseren Pferden hielt, welche

freilich den steinigen Weg nur langsam niedersteigen konnten, sich von uns getrennt und uns freundlich eine glückliche Reise gewünscht, hatten wir den steilen nun unmittelbar vor uns liegenden sehr hohen Bergabhang zu erklimmen, der das Thal im Westen begränzte. Diese lange und beschwerliche Cuesta kostete uns viel Zeit und den Pferden bei der nun schon sehr merklichen Hitze manchen Schweißtropfen, da sie ungemein steil und der Weg abscheulich, d. h. voller Felsblöcke und rollendem Gestein war, so daß Josè es für nöthig erachtete, bei einer oben höchst malerisch gelegenen Venta die Thiere einige Augenblicke verschnaufen zu lassen, obgleich wir erst eine, freilich sehr starke Legua zurückgelegt hatten. Der Rückblick in das Thal, aus dem wir hergekommen, und das einen ziemlich öden Charakter zeigte, war höchst interessant. Oviedo war von hier aus nicht mehr sichtbar. Wir ließen uns in der Venta, da meine in der Eile eingenommene winzige Schaale Chocolade kaum als ein Frühstück zu betrachten war, Wein und Brod geben, was ich stets als das beste und zweckmäßigste Stärkungsmittel bei großer Hitze erprobt habe und worauf man sich ohnedies fast überall allein angewiesen sieht, und oft noch froh sein muß, wenn man es, gleichviel von welcher Qualität, erlangen kann. In dem abentheuerlichen engen Raume, in den man durch die Hausthüre gelangte, und der trotz seiner Beschränktheit hier dennoch Hausflur, Stallung, Wohnstube und Küche in sich vereinigte, trafen wir einige junge Bauern, die mit ihren Eseln eben angekommen

zu sein schienen und die mir durch ihre treuherzigen Gesichter auffielen, denen, obgleich sie eigentlich wahrhaft schön zu nennen waren, das Gepräge der Einfalt im höchsten Grade aufgedrückt war, und die mich mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen anstarrten.

Kaum hatten wir einige Schritte hinter dieser Venta zurückgelegt, als sich allmählig wieder ein großartig schönes Panorama eröffnete, das mir sofort klar machte, daß es heute an prachtvollen Naturschönheiten nicht fehlen werde. Die Erfahrung lehrte, daß ich mich hierin nicht nur nicht getäuscht, sondern daß alle meine kühnsten Erwartungen noch weit übertroffen werden sollten. Zuerst tauchte, da die kleine ebene Fläche, die den Rücken dieses Berges bildet, sich sehr bald wieder senkte, im Süden ein ganzes Meer zackiger Sierren auf, deren unzählige kleine Spitzen sich allmählig in breitere Rücken verlaufen, die mit Kastanienwäldern bedeckt sind. Je weiter wir voranschritten, desto großartiger entfaltete sich das tiefe, hochromantische Thal, in das wir nun niederzusteigen hatten. Die langgestreckten Abhänge desselben zeigten wieder jene unendlich zierliche, lämmerwolkenartige Bildung des Gesteines, das in unzähligen kleinen weißgrauen Gruppen aus dem Grase und dem Gebüsch hervorquoll, mit dem die Abhänge bedeckt waren. In der Tiefe war das Thal vom prachtvollsten Kastanienwald angefüllt, und bald wurde uns auch der schöne Anblick eines ziemlich breiten Gebirgsstromes, der mit den Felsen kämpfend in der Tiefe

dahintoste und eine ganz neue, in Spanien noch nicht gesehene Naturscene darbot. Es war das Thal des Nalon, eines der bedeutendsten Flüsse Asturiens, das hier vor uns lag, und in dem wir nun eine Zeitlang am Rande des wilden Stromes und der herrlichen Felswände, die ihn eindämmen, unseren Weg fortsetzen sollten. Durch den erquickenden Schatten eines Kastanienwaldes, der uns bald empfing, stiegen wir allmählig nieder in die romantische Tiefe, die wohl eines der schönsten Gebirgsthäler bildet, das Spanien aufzuweisen hat. Bald gelangten wir an das Ufer des breiten schäumenden Flusses, den wir nun fortwährend unmittelbar zu unserer Linken hatten, während wir bald in der Tiefe, bald einigermaßen ansteigend an dem steilen Bergabhange, fast immer aber im Schatten des prachtvollsten Laubwaldes fortzogen und die schöne Ansicht der gegenüberliegenden Felspartheieen mit Muße genießen konnten. Oft drängte sich eine fast senkrechte Felswand so nahe an den Fluß, daß kaum Raum für den schmalen Pfad übrig blieb, den wir verfolgten. Zuweilen erweiterte auch der Strom sein Bett, das dann als eine kleine mit Rollsteinen besäete und mit vereinzeltem Buschwerk bewachsene Ebene zwischen unseren Weg und die schäumenden Wogen sich drängte. Immer aber blieb das Thal hochromantisch und bot bei jedem Schritte neue prachtvolle Ansichten dar. Endlich erreichten wir an einer Stelle, wo es sich bedeutend verengerte und zu einer wirklichen Schlucht wurde, die der wilde Nalon zwischen himmelhohen Felswänden sich gewühlt,

eine prächtige alte steinerne Brücke, auf deren kühnem Bogen, an dem man steil hinaufreiten mußte, wir an das jenseitige linke Ufer und zwar auf einen eben im Bau begriffenen camino real gelangten, der mit einer Menge von Straßenarbeitern bedeckt war und unmittelbar hinter der Brücke eine wirklich gefährliche Passage darbot, da der sehr schmale Weg mit großen rohen Felsblöcken bedeckt war, über welche die Pferde nur mit großer Mühe sich hinwegarbeiten konnten, während rechts in dem noch durch kein Geländer bewehrten Abgrund der wilde Strom brauste und links eine senkrecht steile Felswand sich erhob. Glücklicher Weise dauerte der halsbrecherische Übergang über die noch im ersten Chaos der Entwicklung befindlichen Fundamente dieser künftigen Chaussee nicht lange, die Schlucht erweiterte sich plötzlich zu einem breiten, offenen Thalbecken, und wir lenkten von der am Ufer des Flusses weiterziehenden Straße links in einen staubigen Feldweg ab, der mitten durch die das breite Thal bedeckenden Maisfelder zu einem kleinen vor uns liegenden Städtchen leitete, durch das wir hindurchreiten mußten, um hinter demselben den dort bereits vollendeten guten camino real wiederzufinden. Hier kam uns ein langer Zug von beladenen Maulthieren entgegen, der einen unauslöschlichen Staub aufwühlte, während die Hitze in dem rings von hohen Bergen eingeschlossenen Thale einen sehr hohen Grad erreichte. Der Name dieser kleinen Ortschaft war G r a o, und wir ritten ohne Aufenthalt mitten durch dieselbe und den in ihr abgehaltenen Sonntagsmarkt

hindurch, der ein sehr lebendiges interessantes Bild darbot und die schönen Trachten der Landleute in all ihrem Glanze zeigte.

Es wird dem Leser aufgefallen sein, daß ich so oft von unfertigen Bruchstücken eines camino real zu berichten habe, die ich fast überall angetroffen, wo gegenwärtig noch keine fahrbare Straße existirt. Dies erklärt sich durch das eigenthümliche System des Straßenbaues, das gegenwärtig von der spanischen Regierung befolgt wird. Es ist nämlich schon seit vielen Jahren der Plan eines großartigen Netzes von Chausseen entworfen worden, das alle einigermaßen bedeutenden Punkte des Landes mit einander verbinden soll, und zwar hat man beschlossen, überall gleichzeitig mit dem Bau dieser Straßen zu beginnen. Dies hat zur Folge, daß derselbe bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl der Arbeiter, die hierzu verwendet werden, äußerst langsam vorwärts rückt. An den meisten Orten wird sogar nur im Winter an den Straßen gebaut, da die Arbeiter, die gewöhnlich nicht brodlose Proletarier sind, deren es in Spanien verhältißmäßig nur sehr wenige giebt, im Sommer ihre eigenen Felder zu bestellen haben. Nur in den nördlichen Provinzen dürfte das Clima, an vielen Orten wenigstens, diese Winterarbeiten unmöglich machen. Wenn jedoch, wozu allerdings Aussicht vorhanden ist, dieses System consequent fortgesetzt wird, dann wird sich Spanien nach Verlauf einer Reihe von Jahren urplötzlich mit einem Netze der besten Chausseen bedeckt sehen, da die Spanier (wie auch Willkomm erwähnt) vortreffliche

Straßenarbeiter sind; nur daß bisher leider für die Instandhaltung der einmal vollendeten sehr schlecht und mangelhaft gesorgt war.

Hinter Grao hatten wir die Ehre, ein beträchtliches Stück Weges auf dem ganz neuen, eben fertig gewordenen vortrefflichen camino real reiten zu können, obgleich ich sehr bald zu bedauern Ursache hatte, daß unser Weg nicht mehr der alte steinige Saumpfad war. Wir hatten wiederum einen ungeheueren Bergrücken zu ersteigen, auf den sich die Straße wohl eine volle Stunde lang hinaufwand. Obgleich aber der Berg unten mit prächtigem Laubwald bedeckt war, so konnten wir doch den erquickenden Schatten desselben nun nicht mehr genießen, sondern mußten auf dem breiten schattenlosen und staubigen Wege einherziehen, von dem die Sonnenstrahlen mit wahrhaft furchtbarer Gluth zurückprallten, und die Tantalusqual ausstehen, neben dem herrlichsten Schatten mitten in der Sonne reiten zu müssen. Erst nachdem wir eine bedeutende Höhe erreicht hatten, wurde die Luft frischer und die Hitze minder lästig. Auch war nun der Blick in die rechter Hand sich eröffnenden Thäler so schön, daß man alle Unannehmlichkeiten darüber vergaß. Einige malerische Ortschaften, die in der Tiefe zerstreut lagen und von denen ich jedesmal hoffte, daß sie das ersehnte Ziel unseres heutigen Vormittagsrittes seien, ließen wir, vornehm von unserer Höhe auf sie herabblickend, unten liegen und wandten uns, nachdem wir die höchste Höhe des Passes erreicht, woselbst sich der Berg auch gegen Norden steil in die Tiefe senkte,

an seinem westlichen Abhange wieder in vielen Windungen in ein herrliches Thal hinab, das vom schönsten Dickicht prachtvoller Bäume erfüllt und von malerischen Felsen eingeschlossen, zu unseren Füßen lag und vom Nareca, einem sehr beträchtlichen Nebenflusse des Nalon, bewässert wird. Als wir schon fast unten waren und der camino real wieder einem schlechten steinigen Wege gewichen war, stolperte mein Pferd über einen im Wege liegenden Stein und stürzte auf die Vorderfüße mit solcher Gewalt, daß der Zügel zerriß, stand aber glücklicher Weise sofort wieder auf, so daß ich, ohne jede Verletzung, nur mit einem kleinen Schreck davon kam, und nachdem Josè den Zügel sehr geschickt wieder in Ordnung gebracht, im Stande war, unbehindert meinen Weg fortzusetzen. Im Thale empfing uns ein prachtvolles Dickicht von Kastanien und Nußbäumen, mit denen es ganz bedeckt ist, und zwischen welchen die malerischen Häuser der großen Ortschaft Cornellana liegen, die ganz den Eindruck eines echt tyrolerischen Dorfes machte. Die schönsten blauen Bergwände ragen überall in das herrliche Thal nieder. Nachdem wir den Nareca auf einer breiten steinernen Brücke, deren mittlerer Bogen jedoch gesprengt und von Holz ergänzt war, überschritten, gelangten wir bald in die unter den prächtigsten Nußbäumen gelegene, wie ein schönes deutsches Bauerngehöft aussehende Posada, wo wir die Mittagshitze abwarten und von dem anstrengenden Ritt ausruhen sollten.

Diese Posada bot in der That einen der ange-

nehmsten mittäglichen Ruhepunkte dar, die ich auf meiner Reise angetroffen, obgleich hier, trotz des Sonntages, nicht einmal Fleisch zu haben war und ich mich mit Forellen und Kartoffeln (die in Spanien papa oder patata heißen) begnügen mußte. Nichtsdestoweniger fühlte ich mich in dem netten reinlichen Oberstübchen, in das man mich führte, und wohin man mittelst einer gebrechlichen Treppe aus dem unteren, allgemeinen Gemach gelangte, das zugleich zur Küche diente und aus dem der Rauch ohne Schornstein, wie er konnte, durch einige Löcher entwich, ungemein behaglich, wozu insbesondere die Freundlichkeit und gutmüthige Herzlichkeit der Ama und ihrer erwachsenen Tochter, die sich beeiferten, es mir so bequem als möglich zu machen und Alles herbeizuschaffen, was ihr Haus nur bieten konnte, und andererseits die schöne Aussicht nicht wenig beitrug, welche die hölzerne Galerie, auf die man aus dem Zimmer unmittelbar hinaustrat, auf das sonnige Dickicht der Nußbäume und Kastanien, zwischen denen überall malerische Häusergruppen hervorblickten, und die schönen, an Tyrol erinnernden Bergrücken darbot, die das heimliche Thal mit ihren mächtigen, zum Theil mit Laubwald bewachsenen Lehnen einschließen.

Wir waren erst gegen Mittag in Cornellana angekommen und verweilten daselbst bis halb 4 Uhr. Ich hatte mich, um die vom Reiten ermüdeten Glieder etwas ausruhen zu lassen, in Folge der Einladung der Wirthin, auf das in meinem Zimmer stehende Bett hingestreckt und wollte versuchen, eine Siesta zu

halten. Doch bald trieben mich gewisse Töne von meinem Lager auf, die eine nur zu deutliche Ähnlichkeit mit dem Brüllen entfernten Donners hatten; und als ich, um mich vollkommen davon zu überzeugen, auf die Galerie hinaustrat, sah ich leider drohende Gewitterwolken über die im Südosten sich erhebenden hohen Bergabhänge hervorragen, die sich allmählig immer mehr ausdehnten und fast schon die Hälfte des Himmelsgewölbes bedeckten. Man schien indessen an dem Heraufkommen des Gewitters oder wenigstens, was für mich allerdings die Hauptsache war, am Regen noch zu zweifeln und der beste Beweis dafür war, daß eben eine Bewässerungsschleuse geöffnet wurde, welche die Hälfte des an der Posada vorüberführenden Weges in ein Rinnsal verwandelte, in dem einige muntere Kinder herumplätscherten, die jedoch bald von der Tochter der Wirthin sehr nachdrücklich zur Ordnung gerufen wurden. Da unser Weg in der dem Wetter abgekehrten Richtung weiter führte und auch Josè auf meine Frage: Tendremos agua? (Werden wir naß werden?) mit einem entschiedenen: No, no! antwortete, so konnte ich vernünftiger Weise gegen die Fortsetzung unserer Reise keine Einwendungen machen, was ich auch, obgleich die beruhigende Verheißung nicht ganz in Erfüllung ging, zu bereuen keine Ursache hatte, denn der nun folgende Nachmittag war in der That der schönste und großartigste meiner ganzen bisherigen Reise.

Bei großer Schwüle und fast schon vollständig umwölktem Himmel brachen wir auf. Die Pferde

wurden entsetzlich von Fliegen geplagt; der Weg war sehr schlecht und steinig, führte durch viel Erlengebüsch und oft ohne Brücke durch's Wasser; zuweilen rieselte auch eine Quelle in der Mitte des Weges, in deren Rinnsal wir eine lange Strecke reiten mußten. Häufig war der Weg ein Hohlweg mit ungezogenem, überhangenden Brombeergestrüpp. Stets mußte man auf der Hut sein, in dem engen Wege, in dem sich mit Noth zwei Reiter ausweichen können, nicht von den unverschämten, dornigen Brombeerranken zerkratzt zu werden. Zuweilen ging es durch einen kleinen Kastanienwald oder einen asturischen Weiler von oben bereits beschriebenem Aussehen; im Ganzen immer in Thälern fort zwischen hohen Bergen, durch Wiesen und Buschwerk, oft über nassen, sumpfigen Boden, immer aber über große, ein schnelles Fortkommen unmöglich machende Steine. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein dumpfes Brüllen des Donners hören; mitunter fing es auch an zu tröpfeln, hörte aber jedesmal bald wieder auf. Endlich erreichten wir das Ende des Thales und der Weg führte nun in einem schönen Laubwalde als ein von mächtig hohen Seitenwänden eingeschlossener Hohlweg so außerordentlich steil in die Höhe, daß es nothwendig wurde, abzusteigen, um unseren Thieren das beschwerliche Klettern einigermaßen zu erleichtern. Ich erinnere mich in der That kaum, je einen Weg von solcher Steilheit auf meinen Reisen angetroffen zu haben. Die Wände des schmalen Pfades waren mit den schönsten Waldblumen geschmückt, unter denen sich eine große, blau blühende

Linaria und eine herrlich duftende Lonicera besonders häufig bemerklich machten. Nachdem wir dem üppigen Kastanienwalde uns entwunden und bereits eine sehr bedeutende Höhe erreicht hatten, gelangten wir auf einen ungeheueren, mit niedrigerem, vereinzelten Buschwerk bewachsenen Bergrücken, wo der etwas weniger steile Weg es erlaubte, unsere Rosse wieder zu besteigen Hier zeigte sich eine auffallende Veränderung der Vegetation. Die Kastanienregion lag unter uns und es erschienen auf den breiten, mit Gras bewachsenen und mit Felsblöcken bedeckten Abhängen hin und wieder malerische Birken (betula alba und nigra), die ersten, die ich in Spanien erblickte, und sogar einige vereinzelte Fichten oder Tannen. Zu gleicher Zeit zeigten sich die in der Höhe am Abgrund klebenden Häuser eines Dorfes, unter denen sich das neben der kleinen Kirche gelegene Pfarrhaus durch seine nette Bauart und die höchst malerische Lage besonders auszeichnete. Als wir in der Nähe dieses Dorfes eine kleine Hochebene erreicht hatten, auf der der Weg eine Strecke lang eben fortlief, um dann später auf's Neue sich zu erheben, eröffnete sich das prachtvollste Alpenpanorama, das ich bisher in Asturien und überhaupt auf dieser Reise gesehen. Wie ein steinernes Meer tauchten von allen Seiten, besonders aber im Süden, die Gipfel der asturischen Alpen auf, von denen viele, von dieser Höhe aus gesehen, tief unter uns lagen, und überall sah man in die herrlichsten Thäler und Schluchten hinab, die sowohl im Süden als auch im Osten und Norden sich

eröffneten. Die höchsten Gipfel der Berge waren in diesem Augenblick noch vollständig frei von Wolken, da die von Osten herüberziehenden Gewitterwolken, aus denen es fortwährend donnerte, dieselben noch nicht erreicht hatten. Im Westen dagegen lagen noch mächtige, mit Gras, Ginster und Farrenkraut bewachsene und von vielen Felsblöcken bedeckte öde Kuppen dicht vor uns, die wir später noch zu erklimmen hatten und die hier vorläufig jede Aussicht versperrten. Fast in demselben Augenblick, als wir auf dieser Höhe angekommen waren, erhob sich aber auch der Gewittersturm, der, ich weiß in der That nicht, woher, große Staubwolken zu uns hinaufwirbelte und die lang herabhängenden Haare der Birken mächtig zerpeitschte. Nichtsdestoweniger konnte man fortwährend die prachtvolle Aussicht genießen, da der Regen immer noch nicht eintrat und die Berge fortwährend klar blieben. Indessen schien der wirkliche Ausbruch des Wetters so drohend nahe zu sein, daß ich es für rathsam hielt, bei einer kleinen, einsam auf dieser Höhe liegenden, höchst elenden Venta anzuhalten, um hier den Gewittersturm abzuwarten. Allein die Hütte war so elend, unser Weg bis zum Nachtquartier noch so weit und Jedermann versicherte so bestimmt, daß wir, wenn wir nur einmal die höchste Höhe erreicht hätten, auf der anderen Seite des Berges gutes Wetter antreffen würden, daß ich dem Drängen des Josè nachgab, dem (sehr vernünftiger Weise) daran gelegen war, so schnell als möglich fortzukommen, und im Gewittersturm die Reise fortsetzte.

Hinter der Venta erhob sich der Weg bald wieder und wir befanden uns nun in einer vollständigen Alpennatur, wie sie auf den höchsten Kämmen der Gebirge sich nur darbieten kann. Aller Baumwuchs hörte hier auf und die öden, braunen Kämme und Abhänge waren nur mehr mit Gras und stachlichem Ginster bewachsen, zwischen dem zuweilen mächtige Felsblöcke hervorspringen. Es war der Rücken einer förmlichen, hohen Alpe, den wir zu übersteigen hatten, und das Panorama so großartig, wie es nur in den Alpen sein kann. Je höher wir kamen, um so heftiger wurde der Sturm. Ein gegenüberliegender Bergabhang, auf den wir jedoch von dieser Höhe aus tief hinabsahen, bot ein höchst eigenthümliches Schauspiel dar, da das Gesträuch desselben in Brand gerathen oder vielleicht absichtlich von den Hirten angezündet worden war, um die Berglehne urbar zu machen. Dicke Rauchwolken wälzten sich an derselben hin, aus denen von Zeit zu Zeit, wenn der Wind sie verscheuchte, große, langgedehnte Flammenströme hervorleuchteten, welche an dem Berge hinunterleckten, so daß man in der That eine Vorstellung von einem amerikanischen Prärienbrande im Kleinen erhalten konnte. Wir gelangten nun bald, immer noch ansteigend, auf den Rücken eines Kammes, der von beiden Seiten, rechts und links, von furchtbaren Abgründen begränzt war, zu denen die braunen, mit kurzem Grase bewachsenen, felsigen Berglehnen sehr steil sich hinabsenkten. Hier wüthete der von Süden blasende Sturm mit einer solchen Heftigkeit, wie er

auf den höchsten nackten Kämmen der Hochgebirge zu blasen pflegt, und peitschte uns zu gleicher Zeit schwere Regentropfen in's Gesicht. Nur mit Mühe vermochten unsere Pferde gegen den Wind Stand zu halten. Die Scene war zwar in hohem Grade großartig und wild romantisch; aber sie hatte auch ihre sehr ernsten Seiten und es fing mir in der That an bange zu werden, wie unser gewagtes Unternehmen ablaufen werde, da ich durchaus nicht darauf vorbereitet war, in Spanien mit einem solchen wilden Alpensturm kämpfen zu sollen. Mehr als einmal bereute ich es, nicht in der elenden Venta geblieben zu sein. Die kritische Lage erreichte ihren Höhepunkt, als ein Windstoß mir unversehens meinen Hut entführte, der auch sofort in den tiefen Abgrund hinabrollte. Doch mein braver Josè, der ihn fliegen sah, erwies sich als ein treuer, opferwilliger und höchst brauchbarer Diener. Er gab mir sofort sein Pferd zu halten und kletterte mit Behendigkeit den jähen Abhang hinab, um den verlorenen Sombrero aus der Tiefe wieder heraufzuholen. Da wir auf der Mitte des breiten Kammes ritten, so konnte man den Abhang nur an seinem äußersten Rande sehen. Nach wenigen Sekunden hatte ich meinen Begleiter aus den Augen verloren und stand nun allein, baarhaupt, mit Sturm und Regen kämpfend und nur mit Anstrengung mich auf den Füßen behauptend, auf dem unwirthlichen Kamme der asturischen Alpen, vollauf damit beschäftigt, die beiden Pferde am Zügel zu halten, die ebenfalls nur mit Mühe dem andringenden Sturme widerstehen

konnten, und von demselben mehrmal gegen den Abgrund hin zum Weichen gebracht wurden. Ich versuchte es, so gut es ging, nach spanischer Art ein Schnupftuch statt des verlorenen Hutes um den Kopf zu winden, was bei diesem Sturm und ohne den Zügel der Pferde loszulassen, keine kleine Aufgabe war. Glücklicher Weise war der Regen, zu dem es schon der heftige Sturm nicht recht kommen ließ, nur unbedeutend. Nichtsdestoweniger befand ich mich in einer keineswegs behaglichen Lage, die wahrlich dadurch nicht an Annehmlichkeit gewann, daß der gute Josè sehr lange auf sich warten ließ und wohl eine volle Viertelstunde ausblieb, während ich von sehr starken Zweifeln von Anfang an erfüllt war, daß es ihm überhaupt gelingen werde, den unfreiwilligen Ausreißer noch einmal einzufangen. Dies wäre auch jedenfalls unmöglich gewesen, wenn derselbe nicht glücklicher Weise, obgleich schon sehr tief hinabgerollt, an einem Strauch wäre hängen geblieben, dem er, durch die Bergwand selbst vor dem heftigsten Winde geschützt, vom Sturm nicht mehr entrissen werden konnte. Als daher endlich Josè keuchend und athemlos aus der Tiefe wieder auftauchte und gegen mein Erwarten den schon aufgegebenen Hut wirklich mitbrachte, kehrte, obgleich alle Besorgnisse noch keineswegs geschwunden waren, doch gewissermaßen neuer Muth in meine schon sehr unbehaglich gewordene Stimmung zurück, und da wir durch Rückkehr zur oben erwähnten Venta, die ich vorschlug, offenbar wenig gewonnen, aber viel kostbare Zeit verloren hätten, so folgte ich auch diesmal

meinem besonnenen und höchst verständigen Führer, bestieg wiederum, nachdem ich meinen Mantel angezogen und den Hut, um ihn gegen eine nochmalige Entführung zu sichern, mit einem unter dem Kinn befestigten Tuche festgebunden (gewiß in einem höchst abentheuerlichen Aufzuge!), wiederum mein Pferd und langsam und vorsichtig setzten wir auf dem Kamme bei fortwährend tobendem Sturm unsere Reise fort, die nun, da ein gewisses Gefühl der Sicherheit wiedergekehrt und das eigentliche Gewitter offenbar vom Sturme verjagt war, im höchsten Grade interessant und befriedigend wurde und die wahrhaft großartigen Eindrücke, die sie darbot, mit Muße genießen ließ.

Unser Weg zog sich nun eine gute Stunde lang in vielfachen Windungen auf der Höhe des mächtigen Gebirgskammes ziemlich eben fort, ohne jedoch die höchsten Spitzen selbst zu erklimmen. In der Regel führte er etwas unterhalb der höchsten Erhebung des Kammes am Rande der steilen Abhänge hin, die mit Gras, Ginster und Farrenkraut bewachsen und mit unzähligen Felsblöcken besäet, ihre öden, braunen Flächen bald rechts bald links von unserem schmalen, steinigen Pfade in furchtbare Abgründe hinabsenkten und deren Krümmungen unser Pfad in ungeheueren Bogen verfolgte, so daß man die Fortsetzung desselben oft an einer scheinbar gegenüberliegenden Berglehne sich hinziehen sah, die aber nur eine vorspringende Ausbuchtung derjenigen war, an der wir selbst uns befanden, und nur mittelst eines großen Umweges, da der Weg nie in die Tiefe hinabführte, erreicht

werden konnte. Die Aussicht war fortwährend ein großartiges Alpenpanorama. Die hintersten südlichen Kämme zeigten überall Schnee in ihren Spalten; ihre zackigen, zerklüfteten Gipfel fingen jedoch an, sich nach und nach mit Wolkenschichten zu bedecken, welche der Sturm über sie hinwegjagte und die sie mit ihren felsigen Zinken festzuhalten schienen. An den braunen öden Abhängen, an welchen wir hinzogen, waren hin und wieder von Steinmauern eingeschlossene Schaafhürden zu bemerken und zuweilen auch einige Heerden kleiner schwarzer Schaafe und Ziegen, welche dicht zusammengedrängt an irgend einer geschützten Stelle vor dem Sturm ein Asyl gesucht hatten. Allmählig ließ nun auch die Gewalt des Windes etwas nach, und als wir bei einer kleinen, am Wege gelegenen Venta vorüberzogen, wo uns eine Gesellschaft galizischer Maulthiertreiber mit gelben Jacken und runden, sehr freundlichen Gesichtern entgegenkam, deren Thiere mit mächtig großen, schweren Kisten belastet waren, hatte er sich schon fast vollständig gelegt und durch eine im Westen sich eröffnende, langgedehnte Wolkenspalte drang sogar ein freundlicher Sonnenblick hervor, der über die erhabene Gebirgslandschaft die prächtigste Beleuchtung ausgoß. Der größte Theil des Himmels blieb aber fortwährend mit wild zerrissenen, phantastischen Wolkengebilden bedeckt.

Nachdem wir endlich nach Erklimmung eines letzten, im Westen sich aufthürmenden breiten Bergrückens bei einer abermaligen halbverfallenen Steinhütte angekommen, welche einsam in dieser Wildniß steht und

den Namen la Venta de las Cruces führt, hatten wir das Ende dieses, auf der Höhe des Gebirgskammes hinziehenden Theiles unseres Weges erreicht und nun begann das beschwerliche, über zwei Stunden dauernde Hinabsteigen von der schwindelnden Höhe, die wir hier oben erreicht hatten, das uns in das wilde, hochromantische Alpenthal leiten sollte, in dessen Tiefe das große Dorf San Juan de Muñaz (spr. Munnjaß) liegt, welches Josè zu unserem heutigen Nachtquartier bestimmt hatte. Ehe wir jedoch diesen beschwerlichsten Theil unseres heutigen Weges antraten, wollten wir versuchen, ob die Venta nach dem ausgestandenen Ungemach irgend eine materielle Erquickung uns zu bieten im Stande wäre. Leider wurden wir bitter in unseren Erwartungen getäuscht; nicht einmal Brod war hier zu haben; Alles, was wir erlangen konnten, war ein Quartillo sehr schlechten Weines, der in jeder Beziehung, auch dem Geschmacke nach, nur als eine leider nothwendige und einigermaßen stärkende Medicin angesehen werden konnte. An ein Bleiben in dieser unwirthlichen, finsteren Höhle, was die eben untergehende Sonne und der noch sehr weite, höchst beschwerliche Weg wohl wünschenswerth gemacht hätte, war nicht zu denken, wir hätten denn mit hungrigem Magen ohne Bett auf den bloßen Erdboden uns niederlegen wollen. Also ging es in Gottes Namen bei schon anbrechender Dämmerung weiter. Nur eine kurze Strecke noch war es möglich, auf dem Pferde sitzen zu bleiben; dann wurde der schmale, abwärtsführende Saumpfad so steil und steinig,

daß wir absteigen und unsere ermüdeten Rosse vor uns hertreiben mußten. Die prachtvolle Aussicht aber, die sich nun eröffnete und deren Schönheit durch die beginnende Dämmerung einen ganz eigenthümlichen Charakter erhielt, war allerdings im Stande, auch unter solchen Umständen genossen, mich in wahres Entzücken zu versetzen. Da lag tief unter uns eine lange Kette zackiger, phantastischer Felsgipfel, die aus einer langgedehnten Wolkenbank emportauchten, welche bis unter ihren Kamm herabgesunken war und die tieferen Thäler vollständig verschleierte. Wie ein Meer breiteten sich die Wolkenschichten zu unseren Füßen aus und ließen der Phantasie den freiesten Spielraum, die sonderbarsten Gebilde aus ihren eigenthümlichen Formen sich zusammenzusetzen. Im Süden erhoben sich hohe, unseren Standpunkt noch bedeutend überragende Gebirge, deren Gipfel von Wolkenschichten bedeckt und umlagert waren. Im fernen Norden, wohin der Blick am freiesten schweifen konnte, hätte man wahrscheinlich bei vollständiger Tageshelle und heiterem Himmel von dieser Höhe das Meer erblicken können; doch ließ die Dunkelheit in der Entfernung Nichts deutlich mehr erkennen. Der Weg, der immerfort an dem colossalen Bergrücken mit unaufhörlichen Wendungen steil in die Tiefe führte, wurde bald so schlecht, daß er in der That in diesem Punkte die Krone vor allen bisher von mir betretenen Gebirgswegen errang. Er war nämlich mit großen Felsblöcken und Millionen anderer, nicht festliegender, sondern bei jedem Schritt rollender und sich verschiebender

Steine bedeckt, in denen wir und unsere armen Thiere buchstäblich waten mußten, ohne fast je den Fuß fest aufsetzen zu können, und behauptete hartnäckig diesen abscheulichen Charakter, bis wir die Sohle des engen Gebirgsthales erreicht hatten. Ich muß es in der That ein halbes Wunder nennen, daß wir sowohl als unsere Thiere auf diesem furchtbaren Wege, der fortwährend sehr steil in die Tiefe führte und von dem wir die größere Hälfte bei vollständiger Dunkelheit zurücklegten, nicht die Beine gebrochen haben, und kann der göttlichen Vorsehung nicht genug dafür danken, daß sie uns glücklich und unversehrt bis an das heutige Ziel unserer Reise geleitet. Eine kurze Strecke solchen Weges wäre schon höchst beschwerlich und ermüdend gewesen; der Leser mag sich vorstellen, wie groß zuletzt meine Sehnsucht nach dem Ende desselben und die nothwendig mit solchem Hinabsteigen verknüpfte Ermüdung wurde, da wir zwei volle Stunden in dieser Weise, zuletzt bei vollständiger Nacht, da weder Mond noch Sterne uns leuchteten, zubrachten. Natürlich konnte an ein Führen der Pferde nicht mehr gedacht werden; jeder hatte mit sich selbst vollauf zu thun, um sich auf den Beinen zu erhalten, und ich mußte den Instinkt der Thiere bewundern, mit dem sie, sich selbst überlassen, ihren Weg zu finden wußten. Freilich geschah es zuweilen, daß sie ermüdet stehen blieben und nur mit Mühe zum Weiterschreiten bewogen werden konnten. Auch wird man wohl die Befriedigung begreifen können, die ich empfand, als wir bei einer Dunkelheit, daß man kaum eine Pferde-

länge weit sehen konnte, das buschige Thal endlich erreichten, in dem wir nun auf sehr gutem, festen Wege noch in südlicher Richtung durch die weitläufige, in seiner engen Schlucht liegende Ortschaft eine kleine halbe Stunde lang aufwärts zu ziehen hatten, ehe wir um halb 10 Uhr Abends die langersehnte, nun aber mit wahrem Jubel begrüßte Posada erreichten.

Schon unterwegs hatte mir Josè von dem eigenthümlichen Wirth erzählt, den wir in San Juan de Muñaz antreffen würden, und der, ein alter, für sich allein ohne Familie lebender Mann, hinreichendes Vermögen besitze, um die Unterhaltung des Wirthshauses nicht nöthig zu haben, aber ein großer Freund von Gesellschaft sei und nur aus diesem Grunde seine Gastwirthschaft noch fortführe. Dabei sei er ungemein gesprächig, und freue sich jedesmal ganz besonders, wenn irgend ein anderer Gast, als bloße Maulthiertreiber und Fuhrleute sein Haus besuche, mit dem er dann oft viele Stunden zu verplaudern pflege. Auch habe er studirt und sei ein sehr gescheidter und unterrichteter Mann (un sabio). Ich war ziemlich neugierig, die Bekanntschaft dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu machen, obgleich ich, auf's Äußerste ermüdet, zu einer langen nächtlichen Unterhaltung mich keineswegs aufgelegt fühlte. Es war mir daher auch nicht ganz unangenehm, daß wir den guten Mann, dem ich übrigens von Herzen die beste Gesundheit wünschte, wegen eines kranken Fußes im Bette liegend fanden, von einigen Vettern und Bekannten aus dem

Dorfe umgeben, mit denen er sich in Ermanglung von Gästen unterhielt. Sein Schlafkabinet befand sich in einem engen Verschlage neben dem Salon des Hauses, welch letzterer ein finsteres, eingeräuchertes, nicht eben großes, mit einigen Tischen und Bänken versehenes Gemach war, das von einer völlig schwarzen, colossalen Balkendecke bedacht wurde. Durch die offenstehenden Fensterläden (an Glasscheiben war natürlich nicht zu denken) drang die angenehme, kühle Abendluft und der Geruch des in der Nähe befindlichen Kuhstalles hinein. Die Finsterniß erlaubte leider nicht, durch dieselben einen Blick auf die prächtigen Bergwände zu werfen, die dieses romantische Alpenthal einschließen und an deren Anblick ich erst am folgenden Morgen mich erfreuen konnte. Ich mußte mich natürlich dem im Bette liegenden Wirth präsentiren, der ein starker, sehr wohlgenährter Mann zu sein schien, mich sehr freundlich und herzlich bewillkommte, und in der That etwas Patriarchalisches in seinen Mienen hatte. Er ist in der ganzen Umgegend unter dem einfachen Namen Don Josè bekannt, welcher Ehrentitel ihm seiner Gelehrsamkeit wegen, vor welcher man großen Respekt hat, hier allgemein gegeben wird, und er scheint in der That das Orakel der Gegend zu sein. Ich mußte ihm ausführlich erzählen, wo ich her sei, wohin ich reise, wie es mir in Spanien gefalle u. s. w., und wurde dafür von ihm mit besonderer Auszeichnung und Aufmerksamkeit behandelt. Von seinem Lager aus ertheilte er der in dem Salon beschäftigten Moza verschiedene Befehle

und stellte eine Menge Fragen an sie, ob auch für dies oder jenes, was ich bedürfen könne, schon gesorgt sei. Da ich den ganzen Tag noch nichts Ordentliches gegessen hatte, so war ein genießbares Abendbrod vorläufig die Hauptsache meiner Bedürfnisse und Don Josè bot in der That Alles auf, mich zufrieden stellen zu lassen, was in seinen Kräften stand, obgleich ich freilich nur eigentlich den Puchero genießbar fand, das mit Öl und Knoblauch gekochte Fleisch aber, die tortilla (Eierkuchen) und den furchtbar gesalzenen jamon (Schinken) größtentheils liegen lassen mußte. Glücklicher Weise waren wenigstens Brod und Wein von erträglicher Qualität. Doch ehe mir solches Labsal zu Theil wurde, mußte ich, worauf ich übrigens, durch frühere Erfahrungen belehrt, vollständig vorbereitet war, fast anderthalb Stunden warten. Da ich keineswegs die Absicht hatte, diese ganze Zeit mit Don Josè zu verplaudern, sondern dieselbe zu meinem Breviergebet und zum Schreiben an meinem Tagebuch verwenden wollte, so zog ich mich wohlweislich bald aus seinem Schlafkabinet in den Salon zurück, staubte mir die Ecke einer langen, schmutzigen Tafel ab und ließ mich auf der daran befindlichen Bank nieder. Da aber die an der Decke aufgehängte Öllampe nur ein mattes Dämmerlicht verbreitete, bei dem man unmöglich lesen und schreiben und nur mit Mühe hätte essen können, so kam mir heute zum ersten Mal der in Sarauz gekaufte, in meinem Reisesack befindliche Wachsstock vortrefflich zu statten. Mittlerweile hatten sich die Freunde des Don Josè entfernt,

und der gute Mann verfiel bald in einen, wie es schien, sehr gesunden Schlaf und begleitete durch sein lautes Schnarchen nicht eben sehr melodisch meine Beschäftigungen und mein Abendessen. Ich war nun in der That in die asturische Wildniß gerathen, wo alle moderne Civilisation aufhört und noch ein völlig patriarchalisches Leben herrscht. Von der Existenz der Regierung ist hier wenig oder gar nichts zu merken und dieser Umstand dürfte schwerlich das Glück der guten, einfachen Leute, die hier wohnen, beeinträchtigen. Alles befindet sich noch in einem gewissen Urzustande, der von demjenigen, welcher Hundert Jahre früher hier geherrscht, sich wenig unterscheiden dürfte. Die Posada selbst war ein merkwürdiges, altes, halb aus Steinen, halb aus Holz aufgeführtes Gebäude, an dessen Aussehen, sowohl im Äußern wie im Innern, gewiß Nichts an das 19te Jahrhundert erinnerte. Der Scharfsinn des Lesers wird jedenfalls schon bemerkt haben, daß dieses Wirthshaus in sehr vieler Beziehung viel zu wünschen übrig ließ; allein die wilden Naturscenen, mit denen ich diesen Nachmittag zu kämpfen hatte, und der Blick, den ich in das Innere der auf dem Gebirgskamme befindlichen Ventas geworfen, machten mich zu einem sehr milden Beurtheiler des Hauses des Don Josè und ließen mich die unschätzbare Wohlthat, nach einer so beschwerlichen Reise auch nur ein *solches* Wirthshaus zu erreichen, lebhaft und dankbar empfinden. Es dürfte vollkommen überflüssig sein, zu erwähnen, daß dieser patriarchalische Urzustand der Posada auch nicht

das mindeste Hinderniß für mich war, auf dem neben der Kammer des Wirthes in einem ähnlichen, dunklen Verschlage für mich bereiteten Bett, nach der meine Kräfte völlig erschöpfenden Ermüdung des heutigen Tages, trotz des lauten Schnarchens des nebenan liegenden und nur durch eine dünne Bretterwand von mir getrennten Hausherrn, sofort in einen tiefen und wahrhaft erquickenden Schlaf zu versinken.

Am nächsten Morgen brachen wir um 5 Uhr auf, nachdem ich von dem schon munteren und die Moza mit kräftiger Stimme zur Bereitung meiner Chocolade anfeuernden Wirth herzlichen Abschied genommen, wobei sich der gute Don Josè, der mich in besondere Affektion genommen zu haben schien, nachdem er gehört, daß ich aus dem fernen Deutschland gekommen, um nach Santiago de Copostella zu reisen, fast gerührt zeigte und mir kräftig und mit besonderer Wärme die Hand drückte. Jetzt erst war es möglich, die herrliche Lage von San Juan de Muñaz und die großartigen Schönheiten des von einem wilden Gebirgsbach durchrauschten und von mächtig hohen Bergwänden eingeschlossenen, engen Thales zu erkennen, in dem es liegt, wovon wir leider am vorigen Abend, als wir in der tiefsten Dunkelheit unseren Einzug in dasselbe hielten, Nichts genießen konnten. Der Weg führte zuerst durch die letzten Häuser des Dorfes, das völlig den Charakter eines deutschen Gebirgsdorfes zeigte; dann verengerte sich das Thal zu einer romantischen Schlucht, in deren Tiefe das schäumende Wasser dahinbrauste, und der Pfad zog sich äußerst schmal

und felsig hoch über der Tiefe am rechten Berg-abhange hin. Nicht ohne lebhaft in der Erinnerung wieder auftauchende Besorgniß vermag ich namentlich an eine Stelle dieses Weges zu denken, wo der am Abgrunde hinführende, kaum 5 Fuß breite Pfad eine ganz schiefe, nach der Tiefe geneigte Ebene bildete und über den nackten Felsboden, auf dem die Pferde einen sehr unsicheren Tritt hatten, hinführte und wir unglücklicher Weise einem entgegenkommenden Zuge von beladenen Maulthieren begegneten — vielleicht die gefährlichste Passage auf meiner ganzen Reise. Doch bald gelangten wir wieder auf den Boden des bedeutend sich erweiternden Thales, wo ein anderes, von prächtigen Bäumen beschattetes Dorf auf einer grünen, ebenen Wiese sich ausbreitete und unser Weg zu wiederholten Malen a vado durch's Wasser führte, das einmal sogar eine so beträchtliche Tiefe hatte, daß die Pferde bis an den Bauch hineinfielen und wir, um nicht ein unfreiwilliges Fußbad nehmen zu müssen, es vorzogen, auf einem kleinen, daneben be-findlichen Nachen, der hier für Fußgänger zum Über-setzen bestimmt war, an's andere Ufer uns bringen zu lassen, während die Pferde, die diese Gelegenheit benutzten, um sich nach Belieben satt zu trinken, sich selbst überlassen durch's Wasser wateten. Wiederum erhob sich nun der Weg in westlicher Richtung (bisher war dieselbe eine südliche gewesen) auf einen mächtig hohen Bergrücken und leitete allmählig, fast ebenso hoch wie am gestrigen Nachmittag, in die Alpenregion auf die höchsten Gebirgskämme hinauf. Zuerst mußten

wir wieder auf außerordentlich steilem, sehr schlechten und steinigen Wege zwischen Steinmauern im fortwährenden Kampfe mit Brombeergestrüpp uns emporarbeiten. Zuweilen empfing uns ein prachtvolles Dickicht überhangender Kastanienäste, die ein dunkelgrünes Gewölbe über unserem Pfade bildeten; bald aber hatten wir uns über die Kastanienregion abermals erhoben und befanden uns auf dem colossalen Rücken einer mit Farrenkraut, Gras und Stachelginster bewachsenen Alpe und eine fast ebenso herrliche Aussicht, wie gestern, fing an, sich zu eröffnen, nur mit dem Unterschiede, daß der Blick nach Süden auf die Kette des Hochgebirges nicht so malerisch war, da die höchsten Gipfel bei dem trüben Wetter, das in Folge des gestrigen Gewitters heute zurückgeblieben, in Wolken gehüllt waren. Auf einer rechts von unserem Wege sich mächtig in die Tiefe senkenden Berglehne zeigten sich nunmehr die sämmtlich mit Schiefer gedeckten Häuser der nicht ganz unbedeutenden Ortschaft San Feliz, welche, wenn wir sie am vorigen Abend (unserem ursprünglichen Plane gemäß) noch hätten erreichen können, uns wahrscheinlich eine weit bessere Herberge als das Haus des Don Josè dargeboten haben würde. Der Anblick der am Abhange zerstreuten, netten Häuser dieses so hoch auf die Alpe hinaufgebauten Ortes, unter denen ich auch eine recht hübsche Kirche bemerkte, ist außerordentlich malerisch, und was dem Bilde noch einen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht und ihm ein äußerst zierliches Ansehen giebt, das sind die in regelmäßigen Vierecken,

fast den ganzen Abhang wie ein Netz überziehenden Steinmauern, welche die Weidetriften und Gärten der einzelnen vecinos (Häusler) von einander abgränzen und das an dem steilen Abhang klebende Nest überall umgeben. Nachdem unser Pfad an den am höchsten gelegenen Häusern von San Feliz unmittelbar vorübergeführt, leitete er, immer den Biegungen der Berge folgend, in ungeheuerer Höhe an den öden, mit vielen malerischen Felspartien geschmückten Abhängen fort, stets ansteigend und bis in die Nähe der höchsten Gebirgskuppen sich erhebend, bald rechts, bald links über tiefen Abgründen schwebend und beständig ein herrliches Gebirgspanorama beherrschend. Die kostbare, feine Alpenluft hier oben war ungemein erquickend. Ein aromatischer Duft strömte von den die Abhänge bedeckenden Triften aus, auf denen verschiedene kleine Heerden von schwarzen Schaafen und Ziegen weideten, und einige schöne Alpenblumen (unter anderem ein prächtiges Helianthemum) schmückten die Ränder des Weges und die braunen, sonst nur mit kurzem Grase, Ginster und Farrenkraut bewachsenen Abhänge. Hoch über uns und dem Auge kaum sichtbar trillerte eine Lerche aus voller Kehle ihr Morgenlied. Das Wetter war, da ein leichter Wolkenschleier die Sonne verhüllte, zum Reisen höchst angenehm, und anstatt des auf dem gestrigen Gebirgskamme ausgestandenen Sturmes herrschte hier eine so milde, wonnige Ruhe, daß man für immer auf dieser Höhe sich hätte niederlassen mögen, um in der köstlichen Aussicht zu schwelgen und die reine Luft in

vollen Zügen zu trinken. Ich dachte, wenn es hier immer so schön, so friedlich still, so festtäglich erhaben wäre, dann brauchte man nur, um ein wahrhaft glückliches Leben zu führen, sich in den kleinen Ort San Feliz auf der abgelegenen asturischen Alpe zurückzuziehen. Und dennoch, wie lange möchte ein solches Glück dem unruhigen, nie zufriedenen Menschen wohl dauern! Weit besser wäre es, im eigenen Herzen ein solch friedlich stilles und feierlich erhabenes Asyl sich zu bauen und was der Psalmist vom himmlischen Jerusalem singt: „Posuit fines tuos pacem" (Er hat dir den Frieden als Gränzmauer gesetzt) am irdischen Jerusalem der eigenen Seele zu verwirklichen. Und das wäre möglich und das Glück würde dauern! — Als ich, den Eindrücken der herrlichen Alpennatur mich aus voller Seele hingebend, in der glücklichsten Stimmung hinter meinem voranreitenden Mozo herzog, hatte ich keine Ahnung von der großartigen Überraschung, die mir hier oben noch bevorstand. Als wir nämlich den Gipfel eines letzten Bergrückens erreicht und bei einer daselbst einsam in der Wildniß gelegenen Venta angekommen waren, glaubte ich meinen Augen kaum trauen zu dürfen, als sich plötzlich die ganze unermeßliche Fläche des Meeres unmittelbar zu unseren Füßen ausbreitete, zu dessen Gestade sich der Gebirgskamm hier auf einmal als eine mächtige, steile Felswand jäh hinabsenkte, nur in der Tiefe noch einige breite Ausläufer in den schmalen Streifen ebenen Landes vorstreckend, welcher die Küste hier unmittelbar in fast ganz gerader Linie begränzt und

dann, wie gewöhnlich, mit einer senkrechten Felsenmauer in die Wogen abfällt, welch' letzteren Umstand man jedoch von dieser Höhe aus nicht zu bemerken im Stande war. Ich hatte in der That keine Ahnung davon, daß wir dem Meere hier so nahe waren, und glaubte überhaupt, als ich Oviedo verließ, auf dieser ganzen Tour nirgends unmittelbar an die Küste zu gelangen und erst in Vigo das Meer wieder begrüßen zu können. Um so größer und freudiger war mein Staunen, als nun wiederum die majestätische Fläche des Oceans in einer Ausdehnung, wie ich sie bisher noch nie gesehen, wie sie aber von diesem hohen, unmittelbar an der Küste hinstreichenden Alpenkamme in überwältigender Großartigkeit überblickt werden konnte, vor mir lag, am fernen Horizont mit dem Wolkenschleier fast zusammenfließend, der heute als ein höchst angenehmer Sonnenschirm gegen die sengende Gluth uns schützte. Einen besonderen Reiz erhielt der Anblick der Küste durch zwei felsige, in's Meer vorspringende Vorgebirge mit einigen losgerissenen Felsen, die, sich inselartig daran hängend, in einer Linie, immer kleiner werdend, in die Wogen sich vorstreckten, und als kleine braune, gleichsam vom Cap abgebröckelte Punkte aus dem Meer auftauchten, was ein außerordentlich malerisches Bild abgab. Der tief unten zu unseren Füßen liegende schmale, etwas hügelige Küstenrand war mit mehreren netten Ortschaften bedeckt, deren Häuser, wie ein Krippel sich ausbreitend, in der Tiefe lagen.

Unser Pfad führte nun wieder sehr beschwerlich

und steinig an dem auf dieser Seite fast vollkommen nackten Felsabhang in vielen Windungen hinunter, was, da der Weg nun natürlich wieder zu Fuß zurückgelegt werden mußte, bei der Steilheit desselben und dem unsicheren Gehen auf rollenden Steinen sehr ermüdend war. Doch schien die prachtvolle Aussicht, die hier fortwährend vor uns lag, obgleich sie freilich an Großartigkeit verlor, je tiefer wir hinabstiegen, einen wesentlich ermunternden Einfluß auf meine zuletzt immer mehr schwindenden Kräfte auszuüben. Gleichwohl kann ich nicht in Abrede stellen, daß die Beschwerlichkeit dieser beiden Alpenpässe, die wir gestern und heute zu übersteigen hatten, mich mehr als gewöhnlich angriff und einen Zustand von Erschöpfung herbeiführte, der mich mit einiger Besorgniß für den noch übrigen weiten Weg bis Santiago erfüllte. Doch gelang es mir glücklicher Weise am heutigen Tage, durch etwas genügendere Kost und eine lange, erquickende Siesta mich allmählig von der fast übergroßen Anstrengung wieder zu erholen. Als wir endlich nach langem Hinabsteigen die Tiefe erreicht und unsere Pferde wieder bestiegen hatten, durchschritten wir auf gutem Wege den schmalen Küstenstreifen in gerader nördlicher Richtung und gelangten, nachdem wir noch einmal steil und plötzlich in die Tiefe gestiegen, in das außerordentlich freundliche und malerische, recht gut gebaute Hafenstädtchen Luarca, das mit seinen malerisch in der Tiefe und an dem steilen Abhang stehenden, durchweg mit glänzendem Schiefer gedeckten Häusern einen höchst zierlichen, ja

durch die prächtigen Felspartien, die sich hier um einen kleinen Hafen gruppiren, wirklich romantisch schönen Eindruck macht. In der wider Erwarten vortrefflichen Posada wurde, obgleich es erst halb 10 Uhr war, eine Stunde ausgeruht, die ich dazu benützte, ein gebratenes Huhn zum Frühstück zu verzehren und von einem Fischerweibe einen schon gesottenen, mächtig großen Hummer (langusta) zu kaufen, der für das möglicher Weise dürftig ausfallende Mittagsmahl, das wir heute erst spät einnehmen sollten, eine vielleicht sehr erwünschte Aushülfe gewähren konnte.

Luarca hat einen außerordentlich angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Abgesehen davon, daß es durch seine gute Bauart, namentlich durch die reinliche Nettigkeit der glänzenden, meist pyramidenförmigen Schieferdächer vor allen Ortschaften, die wir seit Oviedo bisher passirt waren, höchst vortheilhaft sich auszeichnete, verliehen ihm auch die malerischen Felsen, die es umkränzen und hier eben jenen fast perpendikulären Absturz bilden, mit dem der schmale, zwischen den Gebirgskämmen und dem Meer hinziehende Küstenstrich zum letzteren plötzlich abfällt, einen höchst romantischen Reiz, der durch den kleinen, ria-ähnlichen Hafen, welcher zwischen den Felsen, ähnlich wie bei Llanes, sich krümmend, die Küstenmauer durchbricht, noch in besonderer Weise erhöht wird. Herrliche Ansichten dieses romantischen Felsenrandes boten sich namentlich dar, als wir, die Stadt verlassend, auf einem steilen, vielfach sich krümmenden Wege wieder die Höhe der Felsterrasse zu gewinnen suchten und

auf die malerischen Dächer der in senkrechter Tiefe unter uns liegenden Häuser der Stadt herabschauten. Auch präsentirten sich hier die mächtigen Gebirgskämme, von denen wir heute Morgen herabgestiegen und deren Höhe man von hier aus erst recht inne wurde, ungemein großartig. Die 3 Leguas, die wir nun bis Nabia (oder Navia) noch zurückzulegen hatten (wir verließen Luarca gegen halb 11 Uhr), wurden, obgleich sie ziemlich lang und meine Kräfte schon bedeutend geschwunden waren, doch im Ganzen auf dem guten, ebenen Wege, auf dem wir nun fortwährend längs der Küste in westlicher Richtung hinzogen, leidlich angenehm hingebracht und gewährten, da die Gegend hier ziemlich einförmig war, eine Art angenehmen Ruhepunkt nach der wechselvollen Mannichfaltigkeit der großartigen Scenen, die uns dieser Morgen schon dargeboten hatte. Der gute Weg insbesondere war außerordentlich erwünscht nach den ermüdenden Klettereien dieses Morgens.

Wir näherten uns nun allmählig dem westlichen Ende von Asturien; schon der folgende Tag sollte uns nach Galizien bringen und es schien, als ob dieser Übergang durch den sich nun bedeutend ändernden Charakter der Gegend schon vorbereitet werde. Offenbar war der Küstenstrich von Luarca bis Castropol, der letzten asturischen Hafenstadt, die ich am folgenden Tage gegen Mittag von ferne erblicken sollte, der verhältnißmäßig ödeste und einförmigste, den ich auf der ganzen Nordküste von Spanien angetroffen. Wir zogen beständig auf ebenem, nur durch unbedeutende

Hügel zuweilen unterbrochenem Wege, zwischen der mächtigen, links sich erhebenden Gebirgskette und dem Meere hin, das fortwährend als ein schmaler, blasser Streifen den nördlichen Horizont begränzte. Der Boden war hier schlecht und unfruchtbar. An die Stelle der schönen Kastanienwälder traten unvermuthet öde Kieferheiden, die an die Landes in Frankreich erinnerten. Die Berge waren entweder nackte Felsen, oder kahle, mit kurzem Grase, Farrenkraut und Ginster bewachsene Abhänge, deren düstere braune Rücken wenig Abwechslung darboten. Viele Schaafheerden weideten an ihren Abhängen; doch sind die hiesigen Schaafe, wie auch mein Josè bemerkte, eine schlechte, sehr kleine Raçe, die mit den herrlichen Merinoschaafen von Centralspanien durchaus nicht verglichen werden können. Der im Ganzen ziemlich einförmige Weg wurde jedoch durch eine große Menge von Singvögeln verschiedener Art belebt, die im Inneren von Spanien fast gänzlich fehlen. Auch zeigten sich, besonders in den Kieferwäldchen, sehr viele Elstern, die hier pegas genannt werden (porque pegan a todo que encuentran, weil sie Alles anpacken, was sie finden). Einmal wurde die Einförmigkeit des Weges durch eine steile und steinige bajada und subida (ein Hinabsteigen und Hinaufsteigen) angenehm unterbrochen, um ein von frischer Vegetation und Laubwald erfülltes felsiges Thal zu durchschreiten, in welchem ein wildes Gebirgswasser dem Meere zuströmte, das diese mächtige Spalte in den einförmigen Küstenstrich tief hineingewühlt. Nachdem wir noch

eine lange Strecke auf der wiedergewonnenen Höhe des Küstenrandes hingezogen, senkte sich der Weg plötzlich mit vielfachen Krümmungen an öden Felsenwänden dem Meere zu, und das kleine Städtchen Nabia, an der Mündung des gleichnamigen, ziemlich bedeutenden Flusses gelegen, und durch einen sehr guten Hafen ausgezeichnet, lag vor uns, das zwar kleiner und unansehnlicher als Luarca, doch eine ziemlich gute Posada besaß, die einen sehr erwünschten Ruhepunkt uns darbot. Dieselbe war unfern vom Hafen gelegen, auf welchen und einen Theil des offenen Meeres sie eine freie Aussicht darbot. Sie besaß einen ungemein freundlichen und zuvorkommenden Wirth, der mich in ein reinliches, mit einigen Betten versehenes, im oberen Stock befindliches Gemach führte, von dessen hölzerner Galerie, welche, wie hier sehr häufig, einen die ganze Breite des Hauses einnehmenden, zusammenhängenden Balcon bildete, ich mit Muße ein höchst interessantes Schauspiel beobachten konnte, das eine Menge Menschen am Hafen versammelt hatte. Es stach nämlich ein hier erbauter und, wie es schien, den Stolz des kleinen Ortes bildender stattlicher Dreimaster das erste Mal in die See und begann eben seine erste Fahrt im offenen Meere, deren Ziel Santander sein sollte. Mit großer Wichtigkeit wurde mir das von dem gesprächigen Wirth erzählt und in der That schien dieses für das kleine Nabia so bedeutende Ereigniß die ganze Bevölkerung in eine Art freudiger Aufregung versetzt zu haben. Es war aber auch wirklich ein schöner Anblick, wie

das festlich geschmückte, mit allen Flaggen, die es besaß, gezierte Schiff zuerst langsam mit nur einem Segel aus dem Hafen hinaussteuerte, dann, als es das offene Meer erreicht hatte, sichtbar zu schwanken begann und nun, ein Segel nach dem anderen aufsetzend, seine hohen Masten bald ganz mit weißem Segeltuch bedeckte, so daß man von ihren zierlichen Formen Nichts mehr erkennen konnte, und endlich, nachdem es zuerst eine Strecke lang nördlich in das hohe Meer hinausgefahren, rechts umbiegend und seinen eigentlichen östlichen Cours annehmend, allmählig hinter einem vorspringenden Felsencap verschwand. Das schöne Schauspiel zog mich dergestalt an, daß ich mein Mittagsmahl in einer Lage einnahm, die es mir gestattete, über die offenstehenden Thüren der Galerie hinausblickend, das Schiff stets im Auge zu behalten und den Lauf desselben bis zu seinem Verschwinden zu verfolgen. Im Angesicht dieser prachtvollen Aussicht verspeiste ich einen großen Theil des in Luarca gekauften Hummers, der in der Küche des Hauses mit Essig, Öl und Petersilie sehr gut zubereitet worden war und wozu die Posada einen vortrefflichen Rothwein aus Galizien lieferte. Diese Provinz besitzt nämlich einige geschützte, sehr warme Thäler, wo eine vollkommen südliche Vegetation gedeiht und ausgezeichnet guter Wein erzeugt wird. Doch war der Wein in diesem Jahr in Folge der Traubenkrankheit ungewöhnlich theuer. Das Quartillo kostete 8 Quartos (1 Real), während es früher, wie Josè versicherte, für 4 zu haben war. Eine

lange, sehr erquickende Siesta, die mir sehr nothwendig war und die bis halb 6 Uhr dauerte, beschloß in höchst zweckmäßiger Weise meinen Aufenthalt in Nabia.

Die noch übrigen 2 kurzen Leguas, die uns an das Ziel unseres heutigen Tagemarsches, in das elende Pueblo La Caridad, bringen sollten, wurden daher mit neu gestärkten Kräften recht angenehm zurückgelegt. Zuerst mußten wir über den breiten Rio Nabia, der an der Westseite des Städtchens in den Ocean mündet, in einer Fähre setzen, bis zu welcher man nur mit einiger Schwierigkeit über die schlüpfrigen, von der Ebbe entblößten und mit Schlamm überzogenen Steine des Ufers gelangen konnte. Dann ging es, in geringer Entfernung vom Meere, wie heute früh, meist durch Kieferwäldchen auf ziemlich gutem Wege weiter. An mehreren Stellen des Weges trat hier schneeweißer Kalkfelsen zu Tage, während ich gestern und heute auf der Höhe des Gebirgskammes meist Thonschiefer bemerkt hatte. Einige Schaafheerden mit ihren Hirten und sehr viele Elstern waren die einzigen lebenden Wesen, denen wir auf dieser Strecke begegneten. Unmittelbar vor ihrem Untergange warf uns die bisher am ganzen heutigen Tage noch nicht zum Vorschein gekommene Sonne, über dem Meere schwebend, noch einen freundlichen Abschiedsblick zu. Mit dem Eintritt der Dunkelheit kamen wir bei der höchst elenden, abentheuerlichen Posada von La Caridad an, einem ziemlich großen, aber durchaus nicht mehr den malerischen Charakter der asturischen Dörfer an sich tragenden Orte, der aus einer wüsten Masse

elender Hütten besteht, zwischen denen nur hin und wieder ein schöner Baum sich erhebt. Die Posada stand hier, obgleich sie noch nicht die schlechteste war, die ich auf dieser Tour finden sollte, doch jedenfalls noch eine Stufe unter dem Hause des Don Josè, woselbst wir die vorige Nacht zugebracht hatten, und mochte etwa in eine Categorie mit der schlechtesten meiner vorigen Reise (in Puerto Lumbreras) zu stellen sein. Durch die Hausthüre trat man sofort in die Küche, die durch einen mächtig großen Heerd sich auszeichnete, auf welchem ein lustiges Feuer brannte und die zugleich als Wohn-, Gast- und Gesindestube diente. Aus derselben konnte man unmittelbar in den Pferdestall gelangen. In einer anderen Ecke befand sich eine hölzerne Treppe, auf welcher man in einen weitläufigen, wüsten, mit großen hölzernen Kasten und Truhen erfüllten Raum gelangte, aus dem wiederum eine Thüre in das kleine, windschiefe Cuarto leitete, das mir angewiesen wurde und worin außer den vier weißen Wänden, von denen eine mit einem kleinen viereckigen, durch einen hölzernen Laden schließbaren Loche, das die Stelle des Fensters vertrat, versehen war, nur ein Bett, ein winzig kleines Tischchen und ein halbzerbrochener Strohstuhl sich befand. Zum Abendbrod wurde mir ein Huhn offerirt, auf dessen Zubereitung ich jedoch volle 2 Stunden warten mußte und das sich trotzdem, als es endlich erschien, als zähe und fast ungenießbar erwies. Unterdessen machte ich, in meinem Cuarto an meinem Tagebuch schreibend, die Bekanntschaft einer colossalen

Spinne, welche sich plötzlich, wie es schien, ungehalten darüber, daß sie den Besitz dieses Gemaches, welches sie höchst wahrscheinlich seit langer Zeit als alleiniger Bewohner inne gehabt, mit einem anderen theilen solle, dicht vor mir an der weißen Wand präsentirte und in der That von einer fast polizeiwidrigen Größe war. Nachdem ich das Unthier glücklich erlegt und auch nach anderen Exemplaren mich umgesehen, um vor dem Schlafengehen mein Zimmer von ihnen zu säubern, ohne jedoch irgend etwas derartiges weiter entdecken zu können, unterhielt ich mich, bis das Abendessen erschien, damit, durch das oben erwähnte kleine Fenster, das nach Norden schaute, dem deutlich vernehmbaren Brausen des Oceans zuzuhören, dessen Strand hier wohl nur einige Tausend Schritte entfernt sein konnte. Bei allen schlechten Eigenschaften dieser unwirthlichen Posada von La Caridad ist ihr doch zum Ruhme nachzusagen, daß die unfreundliche, sehr kurz angebundene Wirthin am anderen Morgen sich äußerst wenig bezahlen ließ, was im Allgemeinen in Spanien aus der schlechten Qualität der Wirthshäuser auf dem Lande keineswegs gefolgert werden kann.

Der folgende Tag, der uns nach Galizien bringen sollte und an dem wir, da eine sehr starke Tagereise bevorstand, schon um halb 5 Uhr aufbrachen, begann ziemlich unfreundlich. Ein naßkalter, in feinen Regen sich auflösender Seenebel lag auf der Küste und über die Gebirgskämme wälzten sich schwere, finstere Wolken hin. Doch war der Nebel, der sich allmählig hob, nicht so dicht, daß er eine freie Umschau verhindert

hätte. Der feine Regen, welcher Anfangs fiel und den Mantel anzuziehen nöthigte, hörte glücklicher Weise bald wieder auf. Gegen Mittag hatten wir sogar, obgleich der Himmel nie ganz heiter wurde, einige Stunden schönen Sonnenschein. Bald hinter La Caridad empfingen uns wieder öde Kiefernwälder; rechts war in geringer Entfernung ab und zu der blasse Streifen des Meeres sichtbar. Später schien es, als ob der Weg nicht bloß interessanter, sondern in der That wieder hochromantisch werden wolle. Es waren nämlich, freilich auf schauderhaften, steinigen Wegen, einige breite und tiefe Thäler zu durchsetzen, welche hier häufig als steile Schluchten die Küste durchschneiden, sehr schöne Felspartheien darbieten und, was in der That auffallend ist, immer mit dem herrlichsten Buschwerk von Laubwald und malerischen, zwischen den Felspartheien hervordringenden Kastanien, prächtigem Farrenkraut u. s. w. geschmückt sind. Gewöhnlich bilden sie das Rinnsal eines Baches, der dem Meere zuströmt. Wenn man aus einem solchen buschigen Felsthale den Blick nach Süden auf die immer in derselben Richtung fortziehende hohe Gebirgskette richtete, die heute wieder sehr schöne und interessante Formen zeigte, dann bot sich eine prächtige Gebirgslandschaft mit dem reizendsten Vordergrunde dar. Einige dieser schönen Thäler waren wohl eine gute Viertelmeile breit. Sobald man aber die jenseitige Höhe wieder erreicht hat, hört sofort der Laubwald auf und langweilige, öde Kiefern treten an seine Stelle, die jedoch, wie gestern, von vielen Elstern

und Singvögeln belebt waren. Neben den bekannten Tönen der Lerche habe ich hier auch viele fremdartige, mitunter ganz sonderbare gehört. Im Ganzen führte unser Weg diesen Morgen nur durch wenige Ortschaften. Eine derselben, wo wir durch Brod und ein Quartillo guten aromatischen Weines aus Galizien uns stärkten, und die wohl noch größer als La Caridad war, heißt Tol. Die Häuser sind hier alle aus rohen Steinen oder Felsstücken gebaut und mit Schiefer gedeckt. Obgleich die prächtigen colossalen Nuß- und Kastanienbäume, welche den schönsten Schmuck der eigentlichen asturischen Dörfer bilden, hier nicht zu finden sind, habe ich doch häufig sehr schönes Lorbeergebüsch in den Ortschaften wahrgenommen. Die Tracht der Leute war in dieser Gegend, was mir schon hinter Luarca auffiel, verschieden von der oben beschriebenen malerischen, im östlichen und mittleren Asturien. Die Weiber waren meistens in kurze braune Mäntel gehüllt, die nichts weniger als malerisch, sondern höchst dürftig und armselig aussahen. Beide Geschlechter tragen in der Regel große, plumpe Holzschuhe, wie sie in Frankreich in der Auvergne, und in Deutschland in Westphalen üblich sind. Sehr häufig hatten die Frauen, was ich übrigens auch früher schon mitunter bemerkt hatte, Spindeln in der Hand. Im Ganzen scheint der Menschenschlag hier kleiner und weit weniger schön zu sein, als im übrigen Asturien.

Wir waren nun an die äußerste westliche Gränze dieser Provinz gelangt und bald erblickten wir im Nordwesten auf einem in's Meer vorspringenden

Abhange die weiße Masse der galizischen Stadt Ribadēo, am westlichen Ufer der Ria gelegen, welche hier die Gränze zwischen Asturien und Galizien bildet, und welcher gegenüber, am diesseitigen, östlichen Ufer das letzte asturische Städtchen Castropōl liegt, dessen Häuser wir ebenfalls später, als unser Weg sich auf eine kleine Anhöhe erhoben und dem südlichen Gebirgskamme genähert hatte, erblicken konnten. Gerade vor uns im Westen, jenseits der Ria, lagen hohe, fast bis zu ihrem Gipfel hinauf mit gelben Getreidefeldern bedeckte Berge, die, von der Sonne prächtig beleuchtet, während wir ihre Strahlen noch nicht genossen, einen außerordentlich freundlichen und doch zugleich, ihrer Höhe und schönen Formen wegen, gewissermaßen großartigen Anblick gewährten.

Der Blick auf diese schönen galizischen Berge bezeichnete zugleich einen wirklichen Wendepunkt in dem Charakter der Gegend, welche ihre bisherige Einförmigkeit nun verlor und wieder in hohem Grade interessant wurde. Wir mußten jetzt in südlicher Richtung in das romantische Thal der Ria einlenken, welche zwischen prächtigen, hohen Gebirgen bis zu dem Städtchen La Vega de Ribadēo sich hinaufzieht, das zu unserer heutigen Mittagsruhe bestimmt war und noch zu Asturien gerechnet wird. Zunächst hatten wir, nachdem der Weg am Abhange eines Berges sich beträchtlich erhoben, durch ein wahres Dickicht der prachtvollsten Kastanien, die hier schlanker und höher waren, als ich sie bisher gefunden, in sehr engem Hohlwege uns hindurchzuwinden, um in die

Tiefe des mit frischem Wiesengrund bedeckten und mit vielen Ortschaften erfüllten Thales bis in die Nähe der Ria zu gelangen. Dann erhob sich wieder der Weg, eine südliche Richtung einschlagend, bis hoch hinauf an einem prächtigen, zum Theil bewaldeten und felsigen Bergabhange und führte durch einige, an demselben klebende, höchst romantische Ortschaften hindurch. Schöne Fels- und Waldpartieen und eine herrliche Aussicht in das rechts in der Tiefe liegende Thal der Ria und die gegenüberliegenden galizischen Berge begleitete uns nun ununterbrochen bis an das nicht mehr entfernte Ziel. Ein kleiner, auf einem Pferde reitender, anständig gekleideter Knabe mit einem anderen Gefährten von gleichem Alter wurde hier unser Begleiter. Es war der Sohn des Wirthes der Posada in La Vega und hieß, wie ich später von ihm erfuhr, Saturno Azevedo. Das schöne, ausdrucksvolle Gesicht des etwa vierzehnjährigen Knaben war höchst interessant und die Unterhaltung mit ihm bot eine angenehme Abwechslung dar. Da Josè in einer Ortschaft etwas zurückgeblieben war, um sich eine navaja (ein Knickmesser), da er das seinige verloren hatte, zu kaufen, so folgte ich meinem kleinen Führer unterdessen in das Städtchen, das sich äußerst malerisch in der Tiefe präsentirte und von hohen, im Süden sich aufthürmenden Gebirgen überragt wird, und zu dem uns ein sehr romantisch an dem waldigen und felsigen Bergabhange in die Tiefe führender Weg hinunterleitete.

Die Posada in La Vega de Ribadēo war eine

der besten auf unserer Tour und konnte beinahe für eine Fonda gelten. Ich wurde hier durch ein reichliches Mittagsmahl, das aus mehreren Gängen bestand, überrascht. Der Vater des Saturno, der ein Wirth von etwas höherer als gewöhnlicher Bildung war, zeigte sich überaus freundlich und zuvorkommend, und sein Haus kann in jeder Beziehung empfohlen werden. Leider hatten wir auf dieser Tour meist das Mißgeschick, die besseren Wirthshäuser zu Mittag und die schlechten zur Nacht zu erreichen. Doch sollte der heutige Tag hiervon eine Ausnahme machen, wo wir in Mondoñedo, einer der größeren Städte Galiziens, eine vollkommen befriedigende Herberge fanden. Um dieselbe aber heute noch zu erreichen, waren 5 lange galizische Leguas zurückzulegen, die, da die Meilen in Galizien, wie mir Josè schon warnend erzählt hatte, mit besonders großem Maßstabe gemessen sind, wohl 6 bis 7 gewöhnliche betragen mögen. Wir machten uns daher nach einem nur kurzen Aufenthalt in La Vega de Ribadēo schon um 1 Uhr wieder auf den Weg und thaten wohl daran; denn erst gegen 9 Uhr Abends erreichten wir trotzdem unser heutiges Ziel. Es that mir leid, in dem wirklich prachtvoll gelegenen, freundlichen Städtchen La Vega de Ribadēo mich nicht besser umsehen zu können. Der hier in die Ria sich ergießende Fluß Eo kommt in einem höchst romantischen Thale, über dem im Süden prächtige Bergspitzen sich majestätisch erheben, vom Hochgebirge herab, und sein Lauf bildet eine lange Strecke die natürliche Gränze der beiden hier sich berührenden

Provinzen. Das Thal der Ria ist zum Theil sumpfiger Natur und die Ufer derselben sind von weiten Flächen wogender Binsen eingeschlossen. Hin und wieder schwebt ein kleines Seeschiff auf der zwischen den grünen Sumpfufern sich hinschlängelnden Ria. Im Westen thürmen sich in unmittelbarer Nähe die ungeheueren steilen Abhänge jener oben schon erwähnten galizischen Bergrücken empor. Nachdem wir die Posada verlassen und eine Zeitlang an einer Art Quai hingeritten, auch ein kleines, in die Ria vorspringendes, mit Häusern bedecktes Vorgebirge in sehr steilen und engen Gassen überstiegen, gelangten wir an den Ort, wo die breite, von der Fluth etwas bewegte Ria mittelst einer barca (d. h. einer viereckigen Fähre oder Plätte) übersetzt werden mußte. Es dauerte einige Zeit, bis es dem Barquero gelang, der an einem langen Strick befestigten und von der Fluth vom Ufer weggetriebenen Fähre habhaft zu werden, und sie an's Gestade zu ziehen, um uns und unsere Rosse aufnehmen zu können. Die anströmende Fluth, in welche die Anfangs in der Ria herrschende Ebbe nun übergegangen war, und ein leichter Wind, der über das Wasser hinstrich, bewirkte ein nicht ganz unbedeutendes Schwanken und machte diese Überfahrt in der schwer zu regierenden Fähre ziemlich unangenehm, so daß ich mit großer Befriedigung, am anderen Ufer angekommen, meinen Fuß auf galizischen Boden setzte. Hier war nun auf steilem, felsigen Pfade der mächtige Bergrücken zu erklimmen, der sich jäh zum Thale der Ria niedersenkt. Nachdem wir den am unteren

Abhange sich hinaufziehenden Häusern, bei denen ich sogar einen vereinzelten Ölbaum, den ersten auf meiner diesmaligen Reise, bemerkte, furchtbar steil ansteigend, mit Mühe uns entwunden, genoßen wir einen herrlichen Rückblick auf das Städtchen, die hinter demselben majestätisch sich emporthürmenden Gebirge und das prächtige Thal, durch das sich die Ria, immer breiter werdend, zum Meere hinwindet, und konnten auch im fernen Norden die weiße Häusermasse von Ribadēo noch einmal erkennen. Ich mußte gestehen, dieser Abschiedsblick auf Asturien stand an großartiger Schönheit demjenigen kaum nach, den ich beim Eintritte in diese Provinz bei dem Städtchen Colombres genossen, und was bisher von Galizien sichtbar wurde, mußte auch von dieser Provinz in landschaftlicher Hinsicht eine höchst günstige Idee erwecken. Die prachtvollsten Weizenfelder, die eben erst reif zu werden anfingen, bedeckten große Strecken des ungeheueren, steilen Bergrückens und stachen mit ihrer gelben Farbe sehr malerisch gegen das Dunkelbraun der unangebauten, mit Ginster und Farrenkraut bedeckten Theile des Berges ab. Die Erndte fing hier erst an und versprach, wie Josè erzählte, in diesem Jahr sehr gut zu werden. Bald aber erhob sich unser Weg über die angebaute Region und wir mußten nun einen öden, braunen, mit Farrenkraut (der Pteris aquilina), soweit das Auge reichte, bedeckten Rücken erklimmen, der von Weitem durch das in einzelnen Büschen stehende Kraut des Adlerfarren ganz den Eindruck eines ungeheueren Kartoffelfeldes

machte. An einigen Stellen wälzte sich dicker Rauch darüber hin, da man das Farrenkraut angezündet, um den Abhang urbar zu machen. Der Weg zog meistens über den nackt zu Tage liegenden Fels hin, an dem sich unsere Rosse nur mit Mühe emporarbeiten konnten, und führte uns in der That wieder in eine Höhe, wo der Baumwuchs aufhört und fast schon die eigentliche Alpenregion beginnt. Die herrlichsten Aussichten boten sich, namentlich gegen Süden hin, dar, und hohe Berggipfel thürmten sich überall in wilder Unordnung empor. Schaaf- und Ziegenheerden weideten hin und wieder wie gewöhnlich an den öden Abhängen. Im Ganzen erhielt die Gegend bald einen sehr öden, aber großartigen Charakter. Wir waren wohl eine gute Stunde emporgestiegen, als sich der Weg wieder steil und tief hinabsenkte in ein ödes, von mächtigen kahlen Bergrücken eingeschlossenes Thal, in dessen Schooße ein schönes, von vielem Wasser durchrieseltes und von herrlichen Kastanien beschattetes Dorf lag, durch welches unsere Straße höchst anmuthig hindurchlief, um sich dann bald wieder in Hohlwege und wildes, den Weg fast versperrendes Brombeergestrüpp zu verlieren. Eine zweite, noch höhere Cuesta war nun zu ersteigen, die uns wieder auf öde, braune Abhänge führte, und welche zu erklimmen wir wieder mehr als eine Stunde brauchten. Mächtige Schieferfelsen traten hier zu Tage, die den Weg für unsere Rosse sehr beschwerlich machten. Oben empfing uns eine frische, kühle Alpenluft. Der Anblick der Berge hatte, da die höchsten Gipfel meist in

Wolken gehüllt waren, etwas Düsteres und Melancholisches, das durch die braune Farbe der öden Abhänge, an denen wir hinzogen, noch erhöht wurde. Eine kleine Venta, die auf dieser unwirthlichen Höhe sich angesiedelt, bot einen willkommenen Ruhepunkt, hatte aber Nichts als ein Glas schlechten, kaum trinkbaren Weines zu bieten, der uns von einer freundlichen Frau, die augenblicklich die einzige Bewohnerin des Hauses zu sein schien, kredenzt wurde. Der kühle Wind, der uns hier oben um die Ohren pfiff, machte den Ruhepunkt etwas unbehaglich, doch trug eine komische Scene wesentlich zu unserer Erheiterung bei. Das Packpferd des Josè hatte nämlich, seinem Instincte folgend, den Weg zu einem Stalle gefunden und war eben im Begriff, einzutreten, als mehrere ungeberdige Schweine (die Schweinezucht steht in Galizien in großem Flor) daraus hervorbrachen und ihm dergestalt zwischen die Beine liefen, daß es umgerissen wurde und sich hülflos am Boden wälzte, auf Kosten meines auf seinem Rücken befestigten Koffers, und erst durch den Beistand des herbeigeeilten Josè wieder aufzustehen im Stande war. Nachdem diese Scene unter allgemeinem Gelächter ihr Ende erreicht und ich mich überzeugt, daß meine Sachen keinen wesentlichen Schaden genommen, sagten wir dieser ersten galizischen Venta Lebewohl und setzten unseren Weg langsam bergabsteigend fort. Hier begegnete uns ein berittener Maragato, der einsam seine Straße zog und durch seine auffallende, malerische Kleidung, welche in weiten, kurzen, schwarzen Pumphosen, einer zierlichen Jacke

und Faja und einem niedrigen, schwarzen Hute bestand, meine Aufmerksamkeit erregte. Diese Maragatos, die Bewohner eines kleinen Distriktes von Galizien, obgleich sie bei ihrem herumwandernden Leben kaum eine eigentliche Heimath haben, bilden ein eigenthümliches, kleines Völkchen, unterscheiden sich durch besondere, auffallende Tracht und sind fast alle Fuhrleute oder herumvagirende Händler. Sie sind ein großer, kräftig gebauter Menschenschlag und durch ihre derbe Grobheit, in der sie jeden mit Du anreden, wie die Tyroler in Deutschland, berühmt. In der Regel sind sie wohlhabend, ja selbst reich, und sollen sich durch besondere Pfiffigkeit und Verschlagenheit auszeichnen.

Unser Pfad wurde bald wieder so schlecht und steinig, daß wir absteigen und die Pferde sich selbst überlassen mußten. Allmählig wurde er zu einem breiten Hohlwege, dessen Ränder mit den prachtvollsten, in voller Blüthe stehenden Büschen von Erica Tetralix und anderen Erika-Arten bewachsen waren. Nach langem Hinabsteigen empfing uns ein sehr malerisches Thal, von herrlichen Kastanienwäldern, mit denen die unteren Abhänge der Berge hier bedeckt waren, eingeschlossen und ein neues, überaus schönes Dorf voll der prachtvollsten Bäume nahm uns in seinen Schatten auf. Die Kastanien waren hier größer und üppiger, als ich sie bisher irgendwo gesehen. Aus diesem Dorfe mußten wir wiederum, zum Theil über wahrhaft colossale Schieferplatten, die ein natürliches Pflaster des Weges bildeten, auf eine neue Cuesta

uns emporarbeiten, die zwar nicht so hoch wie die beiden vorigen war, aber auf ihrem öden Rücken ein herrliches Panorama vor uns entfaltete. Das weite Thalbecken, das hier zu unseren Füßen lag, war rings von einem Kranze äußerst malerischer Gebirge umgeben; nur rechter Hand, im fernen Nordwesten, erlaubte eine Senkung in den dort den Horizont begränzenden Höhen einen kleinen Streifen des offenen Meeres zu erblicken. Am Fuße des langgedehnten Abhanges, auf dessen Höhe wir standen und der sich, zwar nicht sehr steil, aber außerordentlich weit in die Tiefe hinunterstreckte, so daß man den breiten, sich krümmenden Weg bis in weite Ferne verfolgen konnte, lag das prächtige große Klostergebäude von Villanueva, eine stattliche Kirche mit einer schönen Kuppel einschließend, und an dasselbe schmiegte sich das kleine, gleichnamige Städtchen an, hinter welchem unmittelbar steile, mit dichtem Laubwald bis zu ihren Gipfeln bedeckte Bergrücken sich erhoben. Die Lage dieses friedlich im Schooße des Thales ruhenden großen Klosters mit dem kleinen, gleichsam unter dem Schatten seiner Flügel angesiedelten Städtchen erinnerte mich einigermaßen an Trebnitz in Schlesien, nur daß, anstatt waldbedeckter Hügel, hier hohe, romantische Gebirge das Thal umkränzten und das Klostergebäude selbst noch weit größer und stattlicher sich ausnahm. Ich habe leider über das prächtige Kloster nichts Näheres in Erfahrung bringen können; doch scheint es nicht dasjenige zu sein, welches dem heiligen Thomas von Villanova seinen Beinamen

gegeben. Villanueva ist (ebenso wie das deutsche Neustadt) ein in Spanien ziemlich häufiger Name; das hier in einem verborgenen Winkel von Galizien gelegene wird in keinem der mir zugänglichen statistischen Werke über Spanien erwähnt, und ist, abgesehen von dem großen Klostergebäude, eine sehr unbedeutende Ortschaft.

Unser Weg führte in einem ungeheueren Bogen, der die ohnedies noch ziemlich bedeutende Entfernung wohl um das Doppelte verlängerte, in das Städtchen hinab, obgleich er ebenso bequem auch in gerader Richtung über die öde, nicht sehr steile Cuesta hätte leiten können. Auch eine sehr häufig wiederkehrende cosa de España! Wir ritten, als wir endlich angekommen waren, ohne Aufenthalt durch das Städtchen, das sich durch besonders kleine, aber ziemlich nette Häuser und durch ein sehr lautes Hundegebell auszeichnete. Fast vor allen Häusern saßen Frauen mit Spindeln in der Hand, ausdrucksvolle, echt spanische Gesichter in bunten, grellfarbigen Kleidern, welche überhaupt in Galizien sehr beliebt zu sein scheinen. Nachdem wir in einem schönen Laubwalde, der sich unmittelbar zum Städtchen hinabsenkt, einige Minuten sehr steil emporstiegen, gelangten wir, nunmehr in ganz südlicher Richtung unseren Weg fortsetzend, ungefähr auf die halbe Höhe eines Bergabhanges, an dem sich der Weg nun lange hinzog, während links ein Thal sich öffnete, das wir stets als einen ziemlich tiefen Abgrund zur Seite hatten, an dessen Rande unsere Straße, die jetzt ein halbfertiger camino real

wurde, fortwährend hinlief. Im Hintergrunde waren hohe, in Wolken gehüllte Gebirge sichtbar. Diese unvollendete Chaussee hatte ihre sehr großen Unbequemlichkeiten, da sie oft mit hohen, aufgeschichteten Steinmassen bedeckt war, zwischen denen sich die Pferde nur mühsam hindurchwinden konnten, die sie auch zuweilen in halsbrecherischer Weise übersteigen mußten. Da die Dämmerung bald hereinbrach, so wünschte ich sehnlichst das Ende dieses nicht eben behaglichen, ja oft fast gefährlichen Weges herbei. Mein Wunsch ging glücklicher Weise bald nach Sonnenuntergang in Erfüllung; wir erreichten den schon fertigen Theil der vortrefflichen Straße an einer Stelle, wo ein großartiger, wahrhaft imposanter Anblick auf den mächtigen Gebirgsstock sich eröffnete, an dessen Fuße die Stadt Mondoñedo gelegen ist; ich hatte aber gerade nur Zeit, von der Großartigkeit dieser Gegend im Allgemeinen mich zu überzeugen; denn sehr bald erhob sich ein Nebel, der das Hereinbrechen der völligen Dunkelheit bedeutend beschleunigte und sich allmählig selbst in feinen Regen auflöste. Doch hatten wir wenigstens die Befriedigung, nun auf vortrefflichem Wege einherziehen und unsere Rosse zu einem munteren Trabe anspornen zu können, wozu der matte Schein, der von der breiten weißen Straße ausging, uns hinreichend leuchtete. Nichtsdestoweniger war Mondoñedo noch lange nicht zu erreichen, da wir im Thale nun in fast östlicher Richtung noch weit hinaufreiten mußten, ehe wir an unser heutiges Ziel gelangten. Den Anblick, welchen Mondoñedo gewährte,

ehe wir uns wirklich in seinen Straßen befanden, kann sich der Leser, ohne daß es einer Beschreibung bedarf, vollkommen naturgetreu verschaffen, wenn er sich die Mühe nehmen will, beide Augen recht fest zuzuschließen. Die engen Straßen waren zu dieser späten Stunde schon fast ganz menschenleer und wurden nur durch die an den Fenstern zufällig erscheinenden Lichter beleuchtet. In der Posada selbst war kein Platz mehr für uns vorhanden, doch wurden wir in einem in der Nähe befindlichen Hause, das eigentlich kein wirkliches Gasthaus, aber für solche Fälle vollkommen eingerichtet war, sehr gut untergebracht. Eine freundliche Matrone mit ihrer Magd, die ein feistes, noch nicht lange in der Stadt lebendes Landmädchen war, sorgten in vollkommen genügender Weise für alle meine Bedürfnisse, so daß dieser Abend wohl der behaglichste auf der ganzen Tour zu nennen war. Um 10 Uhr ließ sich, wie in Deutschland, der Ruf des Nachtwächters auf der Straße hören. Mit kräftiger, sonorer Stimme sang er langsam und feierlich: „Ave Maria purissima! — Las diez! — y nubloso! —“ *)

Mondoñedo ist eine ziemlich große Stadt von

*) D. h.: „Sei gegrüßt, reinste Jungfrau Maria! — Zehn Uhr! — und trübe!“ Die Nachtwächter rufen nämlich in Spanien zu jeder Stunde auch das Wetter aus. Weil sie, im Süden wenigstens, fast immer nur: sereno! (heiter!) zu rufen haben, so werden sie, namentlich in Madrid, schlechtweg Serenos genannt.

ungefähr 6000 Einwohnern und der Sitz eines Bischofs, der Suffragan von Santiago ist. Wie ich am anderen Tage bemerken konnte, sind die Straßen zwar sehr eng, aber nett und außerordentlich reinlich. Die weiß angestrichenen Häuser haben fast alle grüne Fensterläden und viele sind mit grünen, wie Fachwerk aussehenden Streifen geziert. Die Cathedrale, welche zwei ganz eigenthümliche Thürme besitzt, scheint ein merkwürdiger alter Bau zu sein und soll aus dem 13ten Jahrhundert stammen. Auch einige schöne Klostergebäude habe ich hier bemerkt. Die Gegend, deren ganze Schönheit ich leider auch am folgenden Morgen nicht genießen konnte, da die Gipfel der Berge in Wolken gehüllt waren, ist ein herrliches Gebirgsthal, reichlich von Wasser durchströmt, mit frischem Laubholz und prächtigen Kastanien durchwachsen, über das sich im Süden der majestätische, hohe Gebirgsstock der Sierra Lorenzana erhebt, deren untere Abhänge sich äußerst malerisch, meist mit prachtvollem Laubwald bewachsen, zum Thale niedersenken. Die Üppigkeit und Frische der Vegetation, die Mondoñedo umgiebt, gewährt einen außerordentlich lieblichen Anblick, den ich von der hinteren Galerie unseres Gasthauses, von welcher man in ein Labyrinth von Gärten blickte, am frühen Morgen des folgenden Tages mit wahrem Vergnügen bewunderte.

Wiederum stand uns eine lange, sehr beschwerliche Tagereise bevor, die uns nach Übersteigung des über die Sierra Lorenzana führenden Passes der Cuesta de Infiesta (der höchsten, die wir auf unserer Reise

zu ersteigen hatten) in die galizischen Einöden (parameras), auf ein unwirthliches, sehr ausgedehntes Plateau bringen sollte, wo fast gar keine Ortschaften liegen und nach der Aussage meines Josè nur eine einsame Venta uns voraussichtlich das schlechteste Nachtquartier der ganzen Reise darbieten würde. Wir brachen darum zeitlich von Mondoñedo auf, obgleich das Wetter leider trübe war und ein feiner Staubregen fiel. Der dichte Nebel, der die Gipfel der Berge verschleierte, hing tief bis zu den niederen Abhängen hinab und gewährte für die Übersteigung eines hohen Gebirgspasses keine freundlichen Aussichten. Gleichwohl nahm sich das Thal von Mondoñedo, auch in diesen Schleier gehüllt, noch äußerst reizend aus. Auf dem buschigen Abhange eines in das Thal sich vorstreckenden Berges bemerkte ich ein großes, höchst malerisch sich präsentirendes Klostergebäude. Unmittelbar hinter der Stadt gelangten wir in ein baumerfülltes, von einem wasserreichen Gebirgsbach durchplätschertes Dorf, das mit der Stadt zusammenhängt. Doch bald hob sich unser Weg an dem mächtigen Bergabhange steil empor und die großartige Ersteigung der Cuesta de Infiesta begann. Die Ränder des Hohlweges, in dem wir uns nun zunächst eine gute Stunde mühsam emporzuarbeiten hatten, waren unten mit dem üppigsten Farrenkraut bewachsen, bald aber trat der nackte Schieferfels an die Stelle jeder Vegetation. Zwei angenehme Begleiter gesellten sich hier zu uns, in deren Gesellschaft wir die erste Hälfte des heutigen Vormittages größtentheils zubrachten. Es

waren zwei Carabineros, welche auf der Höhe des Gebirges ihre Wacheposten hatten und deren Amt es mit sich bringt, die Gegend ihres Bezirkes nach allen Richtungen zu durchstreifen. Vor Räubern, welche sich etwa diese Wildniß zum Schauplatz ihrer Thätigkeit erwählt haben konnten, schienen wir also durch diese Bedeckung vor der Hand hinreichend gesichert zu sein, obgleich die Gewehre der Carabineros zum Schutz gegen die Nässe vorläufig in Futteralen von Wachsleinwand steckten. Die beiden Männer, welche rüstig neben uns herschritten, gefielen mir, wie durchweg alle Carabineros, mit denen ich in nähere Berührung gekommen, ausnehmend gut. Ich habe in diesen Leuten, die unseren Gensdarmen entsprechen, stets sehr höfliche, wohlunterrichtete und gutmüthige Leute, von echt martialischem Ansehen und gewöhnt an die größten Strapazen, gefunden, mit denen man sich angenehm und lehrreich unterhalten kann. Überhaupt zeichnet sich das spanische Militär durch die größte Leutseligkeit und Anspruchslosigkeit im Umgange aus. Um auf unsere beiden Begleiter zurückzukommen, so war der eine von ihnen ein junger Castilianer mit einem feinen, echt spanischen Gesicht; der andere, ältere, dessen kurz geschorene Haare in seinem beschwerlichen Dienst schon ergraut waren, war ein Gallego (Galizier). Ab und zu zündeten sie sich eine Papiercigarre an oder präsentirten mir eine solche, wofür ich mich durch Austheilung einiger puros (gewöhnlicher Cigarren) erkenntlich zeigte. Unsere kleine Caravane erhielt durch solche gegenseitige Aufmerksamkeiten und

durch gemeinschaftliches Gespräch etwas Gemüthliches, das einen angenehmen Gegensatz zu der Rauheit und Unfreundlichkeit des Weges bildete. Je höher wir kamen, desto dichter wurde der Nebel und unser steiniger, steil aufwärts leitender Pfad führte bald in die dichtesten Wolken hinein, die uns nun von allen Seiten einhüllten, so daß wir weder vorwärts noch rückwärts viel weiter als eine Pferdelänge blicken konnten und uns in dem dichten Nebel einander kaum deutlich mehr zu erkennen im Stande waren. Am Unangenehmsten war es, daß der Nebel bedeutend näßte und gar keine Aussicht vorhanden war, daß er aufhören oder in die Tiefe sich herabsenken werde. Er schien vielmehr an Dichtigkeit und Nässe immer mehr zuzunehmen, je mehr wir der eigentlichen Wolkenregion uns näherten. Nach einer guten Stunde hörte der Hohlweg auf und wir zogen nun, immer noch, wenn auch weniger steil, ansteigend, am Rande des Abgrundes hin, ohne jedoch irgend etwas von der Aussicht, die hier großartig und prachtvoll sein mußte, sehen zu können, da man eben nur bemerken konnte, daß links neben unserem Pfade ein brauner, mit Gras und Ginster bedeckter, steiler Abhang in den Nebel sich hinabsenkte. Zwar bedauerte ich es unendlich, durch das schlechte Wetter um den Genuß eines Alpenpanorama's gebracht zu werden, das an Großartigkeit den in Asturien genossenen gewiß nicht nachstand. Doch hatte auch dieser im Nebel bewerkstelligte Alpenübergang etwas höchst Eigenthümliches und Charakteristisches, das eine für mich ganz neue Naturscene

darbot, der eine gewisse Großartigkeit durchaus nicht fehlte. In diesem wilden Gebirge, dessen Rücken nur mit kurzem Grase, Genista und Farrenkraut und einigem verkrüppelten Gesträuch bedeckt ist, sollen, wie die Carabineros erzählten, noch viele Wölfe (lobos) hausen, welche, wie der eine bemerkte, den Heerden hier großen Schaden zufügen (hacen mucho daño a los ganados), und es wäre gerade nicht unmöglich gewesen, daß wir selbst bei dem unwirthlichen Wetter mit einem solchen Bewohner dieser Berge persönliche Bekanntschaft gemacht hätten, weßhalb die Begleitung der bewaffneten Carabineros höchst erwünscht war. Auch Bären sollen sich, wiewohl selten, in den Gebirgen von Galizien und Asturien noch zuweilen sehen lassen.

Das Ansteigen schien kein Ende nehmen zu wollen und Josè, der die Höhe dieses Passes mir schon früher geschildert hatte, richtete, als die Erfahrung seine Aussage bestättigte, mit einer gewissen Befriedigung an mich die Frage: Que le pareze de esta cuesta? Eh, que tiene alma la cuesta! (Was meinen Sie zu dieser Cuesta? Sie hat Seele, diese Cuesta!) Als wir endlich den höchsten Punkt erreicht hatten, befanden wir uns auf dem breiten, öden Rücken des Hochgebirges, auf dem wir nun wiederum noch fast eine Stunde ziemlich eben fortziehen mußten, ehe der Weg sich senkte, und im Verhältniß zu der Höhe, die wir erstiegen hatten, nur sehr unbedeutend und keineswegs steil in die Tiefe leitete. Auf dieser öden, im höchsten Grade unwirthlichen Hochebene verloren

wir die Carabineros, die uns vorausgeeilt waren, im Nebel aus dem Gesicht, und ich selbst konnte zuweilen nur durch Zurufen der Nähe meines Mozo mich versichern. Ein kalter, streichender Wind, wie er über hohe Gebirgsrücken hinzuwehen pflegt, trieb uns in sehr unangenehmer Weise den Nebel und die Nässe in's Gesicht, und schien, anstatt die Wolken zu verjagen, immer nur neue und dichtere über uns hinzuwälzen. Endlich, nach 3 guten Stunden seit unserem Aufbruch von Mondoñedo, erreichten wir im Grunde eines kleinen, von öden Bergrücken eingeschlossenen Thales, in das unser Weg hinableitete, eine Venta, woselbst wir unsere beiden Carabineros wiederfanden, uns durch Brod, Wein und Käse und die mitgenommenen Reste meines vorigen Abendbrotes erquickten und ich meinen ganz durchnäßten Mantel am Feuer zu trocknen versuchte. Der Käse, in dessen Bereitung Galizien wie Asturien berühmt ist, war hier vortrefflich und ich kaufte einen ganzen, in Form einer Melone bereiteten, für 6 Realen, der uns in der Folge als Bestandtheil der Alforja meines Mozo noch gute Dienste leistete. Die Venta selbst sah höchst abentheuerlich aus, doch blieb das hier in Gesellschaft der Carabineros und bei der behaglichen Wärme des Feuers, die nach dem naßkalten Ritt höchst wohlthuend war, eingenommene Frühstück eine angenehme Erinnerung. So wohl, wie hier, sollte es uns heute nicht mehr werden.

Die Carabineros verabschiedeten sich nun von uns und verließen die Venta einige Zeit früher, ehe wir

uns in Bewegung setzten. Die Hoffnung, daß während unseres Aufenthaltes hierselbst der Nebel wenigstens seinen näßenden Charakter verlieren würde, war nicht in Erfüllung gegangen und wir mußten nach wie vor im feinen Staubregen unsere Reise fortsetzen. Doch hatte die Dichtigkeit des Nebels schon bedeutend abgenommen, so daß man eine, wenn gleich noch ziemlich trübe Idee der nächsten Umgegend erhalten konnte. Wieder mußte ein Bergrücken erstiegen werden, der jedoch nicht, wie die früheren, baumlos und nur mit Ginster und Farrenkraut bewachsen, sondern mit einem Walde der prachtvollsten Birken (abedullas) geschmückt war. Diese malerischen Bäume, welche Humboldt nicht mit Unrecht die nordischen Palmen nennt, und die auf dieser galizischen Hochebene wohl den südlichsten Standort haben, auf dem sie in Europa vorkommen, waren hier von einer Größe und Dicke, wie ich sie bisher noch nirgends bemerkt habe. Ich folgere daraus, daß trotz der Höhe des Standpunktes, die hier ein Clima hervorbringt, welches das Fortkommen der Birken ermöglicht, die südliche Sonne doch nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung und den ganzen Habitus dieser Bäume ist. Wir zogen eine Zeitlang im Hohlwege, dessen Ränder von einem dichten Birkendickicht eingeschlossen waren, bergauf; später senkte sich der Weg wieder, um bald darauf eine andere Anhöhe zu gewinnen. Einige Stellen angebauten Landes wechselten nun mit braunen Weidetriften und malerischen Birkenwäldchen in sehr anmuthiger Weise ab. José, der diese Straße erst einmal,

vor vielen Jahren, zurückgelegt hatte, war über den rechten Weg, da hier mehrere Pfade sich zur beliebigen Auswahl darboten, unsicher, und es dauerte nicht lange, so waren wir in der That auf einen unrechten gerathen. Der starke Wind, der sich jetzt erhob, überschüttete uns, so oft wir ein Birkenwäldchen passirten, reichlich mit den von den Blättern der Bäume herabgewehten Tropfen. Glücklicher Weise führte unser guter Stern uns noch einmal die beiden Carabineros in den Weg, die eine von der unsrigen verschiedene Straße einzuschlagen hatten und welche Josè über den rechten Weg, von dem wir noch nicht allzuweit uns entfernt hatten und der durch Überschreitung eines öden, umgepflügten Feldes leicht wieder gewonnen werden konnte, vollständig unterrichteten. Zugleich gab uns der eine derselben die auf Erfahrung gegründete, tröstliche Prophezeihung mit, daß wir in sehr kurzer Zeit, sobald wir nur auf die andere Seite dieser Höhenzüge in die dort sich eröffnende weite Ebene gelangt sein würden, unzweifelhaft den schönsten Sonnenschein antreffen würden, da in der Regel, wenn diesseits schlechtes Wetter sei, jenseits das schönste herrsche. Dies günstige Prognostikon erwies sich auch in der That als vollkommen wahr. Der starke Wind zerstreute den Nebel immer mehr, und als wir von der Höhe des letzten Abhanges in die weite, vor uns ausgebreitete Hochebene hinabstiegen, sahen wir dieselbe vom schönsten Sonnenschein beleuchtet und binnen einer halben Stunde war das durch den Wind schon zerrissene Gewölk, das bereits an vielen Stellen

den blauen Himmel durchscheinen ließ, vollständig zerstreut und den Himmel so klar und heiter, als ob er nie von einem Wölkchen wäre getrübt worden. Nur der mächtige Gebirgsstock, der nun hinter uns lag, über dessen höchste Kämme unser Weg aber keineswegs, trotz der mächtigen Erhebung desselben, geführt hatte, blieb mit einer vom Winde zusammengeballten und von den Gipfeln der Berge mit Zähigkeit festgehaltenen Wolkenbank den ganzen Tag lang bedeckt, so oft immer meine Blicke sich nach ihm umwendeten.

Die Ebene, die sich jetzt vor uns ausbreitete, hatte einen öden, einförmigen Charakter. Hin und wieder zeigte sich ein urbar gemachter Fleck, mit noch unreifem, ziemlich dürftig stehenden Korn bedeckt; meist war es wüstes, unangebautes Land, das sich in allen Richtungen ausdehnte, mit wilden Kräutern, Gras und Ginster bewachsen. Kein Dorf und kein Weiler brachte Abwechslung in die öde Gegend. Der Weg war zwar breit und gut und schien überhaupt in Galizien besser als in Asturien zu sein; doch war er gänzlich verödet und verlassen; denn ich erinnere mich in der That nicht, daß wir irgend Jemandem hier begegnet wären. Der fortwährend wehende, ziemlich starke Wind und der warme Sonnenschein, der nun an die Stelle des näßenden Nebels getreten war, hatte meinen durchnäßten Mantel in einer halben Stunde vollständig getrocknet, so daß ich ihn ausziehen und, wie gewöhnlich, zusammengerollt, am Sattelkopf befestigen konnte. Nachdem wir wohl eine

Stunde in der Ebene geritten waren, zeigte sich in der Ferne ein Gegenstand, über dessen Natur ich lange nicht in's Klare kommen konnte, bis er sich bei größerer Annäherung als ein bedeutend dicker, alter Thurm erwies, der von Weitem ganz ebenso aussah, wie das berühmte Grabmal der Cäcilia Metella in der römischen Campagna. Dieser alte Thurm erhob sich scheinbar vollkommen einsam aus der öden Hochebene und ich war sehr erstaunt, als wir, nachdem wohl eine zweite Stunde verflossen war, ein kleines Städtchen um ihn herumgelagert fanden, dessen Häuser sich in einer Vertiefung bargen und von Weitem nicht bemerkt werden konnten. Es war das elende, aber höchst malerische Nest Villalba, das wir erreicht hatten und wo wir in der schlechten, an der kleinen Plaza de la Constitucion gelegenen Posada unser heutiges Mittagsmahl einnehmen sollten.

Die Hauptsache, welche hier alles Interesse absorbirt und neben der die kleinen Häuser des Städtchens fast verschwinden, ist der mächtige achteckige, mit einer halb verfallenen Mauerkrone gezierte Thurm, der aus der Mitte der ihn umgebenden Häuser majestätisch sich erhebt und nun, in der Nähe gesehen, in der That zu mächtigen Dimensionen angeschwollen war. Die Erkundigungen, die ich über den Ursprung dieser höchst interessanten Ruine in Villalba anstellte, führten zu keinem anderen Resultate, als daß mir die allgemeine, in Spanien sehr häufige Antwort: Obra de los moros! (Ein Werk der Moren!) wurde, ein Epitheton, mit welchem das Volk gewöhnlich alle

alten Gemäuer in Spanien beehrt, über welche man nichts Bestimmtes zu sagen weiß. Obgleich es an und für sich nicht gerade unmöglich wäre, daß die Moren dieses Andenken ihrer Herrschaft in Galizien, vielleicht als äußersten nördlichen Vorposten, hier zurückgelassen, scheint mir doch der morische Ursprung sehr unwahrscheinlich zu sein. Dagegen spricht hauptsächlich die Architektur des Thurmes, welche namentlich durch ein kleines, sehr zierliches Doppelfenster an der östlichen Seite, dessen beide Spitzbogen mit einer kleinen, schlanken Säule verbunden sind, sich als eine gothische erweist. Auch deuten die Reste der noch vorhandenen Mauerkronen keineswegs auf morische Bauart. Doch könnten dies möglicher Weise Veränderungen und Zuthaten sein, die erst später zu dem ursprünglichen Bau hinzugekommen. Mag der Thurm nun das Werk der Moren oder der Christen, oder vielleicht gar der Römer sein (was auch nicht unmöglich wäre), außerordentlich malerisch ist er jedenfalls und gewährte mir, da ich ihn, aus dem Fenster der Posada schauend, gerade vor mir hatte und sehr bequem eine Skizze davon zeichnen konnte, eine angenehme Unterhaltung in den langweiligen Stunden der Mittagsruhe. Auch die malerische Bauart der kleinen Häuser, welche die Plaza de la Constitucion in Villalba bilden, von welcher jede Seite fast nur durch ein einziges eingenommen wird, verdient erwähnt zu werden. Die Dächer waren durchweg mit schweren Steinen belegt und an den Ecken des Daches befanden sich bei einigen Häusern kleine, zuckerhutförmig zuge-

spitzte Steine, die fast wie Hörner in die Luft ragten. Die meisten Häuser hatten höchst pittoreske hölzerne Galerieen. Minder befriedigend als die Aussicht, die das Fenster der Posada darbot, war das Mittagsmahl, das hier zu erlangen war und von dem ich eigentlich nur die als postres (Dessert) aufgetragenen Kirschen (cerezas), obgleich sie von sehr dürftiger Qualität waren, genießbar fand. In dem unteren Raume der Posada entstand kurz vor unserem Aufbruch aus der unbehaglichen Kneipe ein lebhafter Disput zwischen einem alten galizischen Bauer und einem netten, jungen Menschen, der, wie sich später herausstellte, seines Gewerbes ein Glockengießer (campanero) aus Santander war, und, da er ebenfalls nach Betanzos reiste, unser Begleiter am heutigen Nachmittag und am folgenden Morgen wurde. Der Bauer raisonnirte in nicht eben freundlicher Weise über die vielen contribuciones y diezmas (Abgaben und Dezem), die den Geistlichen zu leisten seien, und, wie es schien, auch über das nicht sehr erbauliche Leben, das einige, die er kannte, führen sollten, obgleich es mir nicht möglich war, viel von seinem Jargon zu verstehen, da der galizische Dialekt, den ich hier zum ersten Mal hörte, wesentlich vom castilianischen abweicht und sich mehr dem Portugiesischen nähert. Der Glockengießer dagegen nahm sich tapfer der geschmähten Geistlichen an, schon aus dem Grunde, wie er mir später gestand, weil er ja von ihnen lebe und ohne sie keine Glocken verkaufen könne. Der Streit, dem eine Menge ziemlich verwildert aussehender

Kerle zuhörten, von denen ich mehrere und insbesondere auch den Wirth im Verdacht hatte, dem Bauern vollkommen Recht zu geben, wäre vielleicht unangenehm geworden, wenn wir nicht glücklicher Weise durch unsere Abreise auch dem Glockengießer das Signal zum Aufbruch gegeben hätten, der unter vielen Carajos! in ziemlich aufgeregter Stimmung sein Maulthier bestieg und mit uns sich auf den Weg machte. Der schweigsame Josè, der in der Posada wohlweislich den stummen, um Nichts sich kümmernden Zuhörer gespielt, machte nun ebenfalls seinem Unwillen, namentlich über den Wirth, der uns überdies ziemlich geprellt hatte, Luft, und fand es höchst unangemessen, daß derselbe in seinem Hause solche Reden dulde, ja dieselben sogar zu begünstigen schiene. Es war mir in der That befremdlich, in Spanien bei gemeinen Leuten eine derartige Erfahrung zu machen; doch muß ich überhaupt bemerken, daß nicht nur die religiösen Zustände in Galizien mich im Ganzen weit weniger als im übrigen Spanien befriedigt haben, sondern auch der Charakter des Volkes hier eine gewisse Rohheit zu besitzen scheint, wie nirgend anderswo auf der Halbinsel. Mein asturischer Mozo sprach im Allgemeinen mit großer Geringschätzung von den Gallegos und schilderte sie als ein plumpes, unhöfliches, dabei aber sehr verschmiztes und geldgieriges Volk (gente muy grosera y descortes).

An dem braven Glockengießer, der nunmehr unser Begleiter geworden war, hatten wir eine vortreffliche Acquisition gemacht. Es war ein sehr munterer,

aufgeweckter Bursche, der viel erzählte, viel sang, viele Spässe machte und somit wesentlich dazu beitrug, die Einsamkeit der Gegend in recht heiterer Weise zu beleben. Er erzählte mir, daß er eben eine Glockenbestellung von einem Pfarrer in der Nähe von Villalba erhalten habe und nun nach Betanzos reise, wohin ihn ebenfalls Geschäfte riefen. Er erkundigte sich mit vielem Interesse nach dem Stande der Glockengießerkunst in Deutschland, worüber ich ihm leider nur sehr ungenügende Aufschlüsse geben konnte, und legte sogar den Wunsch an den Tag, selbst einmal eine Geschäftsreise nach Frankreich und Deutschland zu machen, mit dessen Geographie er nicht ganz unbekannt war. Doch kühlte die Nothwendigkeit, auf die ich ihn aufmerksam machte, in den einzelnen Ländern sich die staatliche, mit Geld zu erkaufende Conzession zu seinen Geschäften zu verschaffen, einigermaßen seinen Reiseeifer ab, obgleich das Reisen, wie er sagte, sein lange gehegter Herzenswunsch sei. Es schien ein höchst unternehmender, gewandter und in seinem Fache recht geschickter junger Mann zu sein, der hier eine gewisse Berühmtheit in der Glockengießerkunst besaß, da ihm Aufträge aus beträchtlicher Entfernung zugingen, und hatte sich, wie ich glaube, auch schon einiges Vermögen erworben. Gegen mich benahm er sich mit ausnehmender Höflichkeit, hielt mir jedesmal beim Auf- und Absteigen den Steigbügel und erwies mir eine Menge kleiner Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, wie man sie in der That nur in Spanien von fremden, zufällig getroffenen Menschen sich erwiesen sehen wird. Unter

Anderem erkundigte er sich nach dem Preise, den ich dem Pferdevermiether zu zahlen habe, und belehrte mich, da er denselben sehr hoch fand, über die Art und Weise, wie ich es hätte anstellen müssen, um billig zu reisen. Ich hätte nämlich in Oviedo ein Pferd und ein Maulthier kaufen und nur einen Diener miethen sollen. In Santiago würde ich sofort auf der mit dem Feste verbundenen feria (Markt) Gelegenheit gefunden haben, die Thiere mit geringem Verlust wieder zu verkaufen und die Reise würde mich dann nicht mehr, als die Unterhaltung der Thiere und des Mozo betragen hätte, gekostet haben. Ich glaube in der That, daß dies das rechte Mittel ist, um in Spanien verhältnißmäßig billiger als in jedem anderen Lande zu reisen. Möglicher Weise könnte man sogar, wie mein Campanero speculirte, bei dem Verkauf noch gewinnen und die Reise umsonst machen. Er selbst besaß ein eigenes kleines Maulthier, mit dem er alle seine Geschäftsreisen macht, das er natürlich wie ein gewöhnlicher Arriero selbst besorgt und verpflegt und auf welchem er sehr munter neben uns und vor uns hertrabte. Mit allen Wegen in dieser Gegend, die er schon oft bereist hatte, vollständig bekannt, diente er uns zu gleicher Zeit als ein sehr erwünschter Führer. Leider habe ich es versäumt, mir den Namen des guten Mannes, der einen Ehrenplatz unter den angenehmsten Erinnerungen meiner Reise einnimmt, zu merken.

Unser Weg führte uns, bald nachdem wir Villalba verlassen, in einer vollkommenen Ebene durch einige

armselige, von grünen Wiesen und Buschwerk umgebene Dörfer. Die hier wachsenden Bäume, welche zuweilen kleine Wäldchen bildeten, an deren Rande die Straße hinführte, waren nur Birken, nordische Eichen (robles) und Erlen. Weder Kastanien noch immergrüne Eichen (encinas) gedeihen auf dieser Höhe. Wenn ich nicht irre, so habe ich jedoch hier neben mehreren Ginster-Arten auch den retama genannten Strauch schon gesehen, der massenweise erst in den südlicheren Provinzen, namentlich in Estremadura auftrat. Bald wurde jedoch die Gegend wieder sehr öde und unerquicklich, da wir nun in die eigentlichen parameras (Einöden) von Galizien gelangten. Die Ebene hörte hier auf und langgestreckte braune, mit Farrenkraut, Ginster und Erika bewachsene, oft ziemlich bedeutende Höhenzüge traten an ihre Stelle, über welche der schlechte, steinige Weg oft sehr langgedehnt und mit großen Umwegen bergauf und bergab führte. Im Ganzen stiegen wir aber weit mehr aufwärts als abwärts und mußten bald wieder eine Höhe erreicht haben, die der unseres heute Morgen im Nebel erklommenen Passes, von dessen Höhe wir eigentlich überhaupt noch nicht recht herabgestiegen waren, wenig nachgeben dürfte. Der Horizont war durch die langgestreckten braunen Höhenzüge fast beständig sehr beschränkt; nur zuweilen erhielt man von einer Höhe herab einen interessanten Blick in öde, braune, gewöhnlich von einem Bache durchrieselte Thäler ohne irgend eine Spur von Cultur oder Ansiedlung. Der Himmel war vollkommen heiter und der frische Wind,

der fortwährend wehte, war so kühl, daß wir von den Sonnenstrahlen nicht die mindeste Belästigung erfuhren. Von jeder Höhe, die wir erreicht hatten, konnte man, rückwärts nach Norden blickend, den imposanten, hohen, diese Hochebene noch weit überragenden Gebirgskamm von Mondoñedo erschauen, dessen Gipfel beständig in Wolken gehüllt waren, und wo jetzt noch dasselbe Wetter herrschen mochte, in dem wir heute früh die Cuesta de Infiesta überstiegen hatten. Gegen Sonnenuntergang waren wir in einem öden, zum Theil sumpfigen Thale angekommen, aus welchem der Weg sich auf eine lange, sehr hohe Cuesta hinaufschlängelte, die eine anstrengende subida von 3 Viertelstunden erforderte. Die Sonne war schon untergegangen, als wir die Höhe erreichten, so daß man die fernen Gegenstände nur undeutlich mehr erkennen konnte. Wir mußten nun auf der Höhe dieses wüsten, nur mit Steinen und kurzem Grase bedeckten Kammes in südlicher Richtung noch eine starke Legua fortreiten, ehe der Weg sich ein wenig senkte, um zu der einzigen, hier in einem Umkreise von 5 Leguas befindlichen menschlichen Wohnung, der Venta von la Tolda, hinzuleiten, woselbst wir die Nacht zubringen sollten. Dieser Ritt auf der Höhe des öden Kammes, zuerst in der Dämmerung, dann bei völliger Nacht und prachtvollem Sternenschein zurückgelegt, war einer der interessantesten und eigenthümlichsten Momente meiner ganzen Reise. Der starke, kalte Wind, der hier oben mit ziemlicher Heftigkeit wehte, nöthigte, den Mantel anzuziehen, und der

ebene, ziemlich gute Weg, sowie unsere Sehnsucht, möglichst bald das Ziel der heutigen Tagereise zu erreichen, veranlaßte uns, unsere Thiere zu einem munteren Trabe anzuspornen. So trabten wir denn, der Campanero voran, ich in der Mitte und José als Nachtrab, über den wüsten Kamm am Rande eines rechts sich steil in die Tiefe senkenden Abhanges hin. Das unten sich öffnende Thal war in Dunkelheit gehüllt und von Nebelschichten bedeckt. Die bedeutende Höhe, auf der wir uns hier befanden, ließ sich daraus ermessen, daß aus der nebelerfüllten Tiefe ein langgestreckter dunkler Gebirgszug emportauchte, auf dessen, wie es schien, felsige, wildgezackte Gipfel wir von unserer Höhe hinabschauten und die sich gespensterhaft in scharfen Umrissen auf dem noch glühenden Abendhimmel abzeichneten. In der Ferne glaubte ich sogar einen Theil des Meeres zu erkennen. Der starke Wind jagte den Staub, den die Hufe unserer munter forttrabenden Pferde aufwirbelten, zuweilen in dichten Wolken in den Abgrund. Um die wirklich großartige Scene noch malerischer zu machen, erglänzte über den phantastischen Berggestalten, auf deren Gipfel wir hinabschauten, in der Abenddämmerung wie ein silberner Kahn schwimmend, die neue Mondsichel und bald breitete sich in all' seiner Pracht der mit Millionen Diamanten besäete Mantel des Sternenhimmels über uns aus, dessen Glanz eine vollkommen hinreichende Helligkeit verbreitete, um den an und für sich etwas schwer erkennbaren Weg, der über Gras und niedrigen Ginster hinführte, nicht zu

verfehlen. Der Campanero gab sich auf dieser öden Höhe ungestört seiner Neigung zum Gesange hin und sang unter anderem, da er früher lange Zeit den Dienst eines Ministranten und Sakristan versehen und die kirchlichen Melodieen durch oftmaliges Hören sich vollkommen angeeignet hatte, die ganze Präfation der Messe und das Paternoster aus voller Kehle in die Nacht hinein, und es wäre in der That zu wünschen, daß alle Geistlichen in Deutschland so richtig und mit so wohltönender Stimme den Kirchengesang vorzutragen vermöchten, wie dieser unstudirte, spanische Glockengießer.

Endlich erreichten wir, nachdem es vorher einige Minuten sanft bergab gegangen war, auf's Äußerste ermüdet und starrend vor Kälte (am 23. Juli und in Spanien!), die lang ersehnte Nachtherberge — aber was für eine Nachtherberge! Die Venta La Tolda (oder Las Toldas, wie ich sie ebenfalls nennen hörte) bot jedenfalls das eigenthümlichste und abentheuerlichste Nachtquartier dar, das mir in meinem Leben bisher zu Theil geworden, und so wenig auch hier selbst an die nothdürftigste Bequemlichkeit zu denken war, so schlecht diese merkwürdige Nacht auch zugebracht wurde, ich möchte die Erinnerung an die Tolda um keinen Preis missen. Diese inmitten der galizischen Parameras auf beträchtlicher Höhe, etwas unterhalb des höchsten Kammes eines dieser öden Höhenzüge gelegene Venta ist, wie ich freilich erst am anderen Morgen deutlich bemerken konnte, noch von 3 oder 4 anderen Steinhütten umgeben, die vielleicht nur Viehställe

oder sonstige dazu gehörige Gebäude sind und die am Abhange in geringer Entfernung von einander ohne Ordnung zerstreut liegen. Das Ganze macht fast den Eindruck einer kleinen elenden Colonie. Vielleicht befinden sich auch in der Nähe einige urbar gemachte, mit Mais besäete Stellen; doch kann ich etwas Gewisses darüber nicht sagen. Die Venta selbst wird von vier bedeutend hohen, aus übereinander gehäuften rohen Schieferblöcken aufgeführten Mauern gebildet, welche von schwarzbraunem hölzernen Sparrwerk überdacht werden, das fast den Eindruck des Dachstuhles einer alten Basilika macht. Doch ist das Viereck im Ganzen nur klein, wenn auch die Höhe der Decke ziemlich bedeutend ist. Um durch die nur mit einem hölzernen Riegel verschließbare Thüre in diesen Raum zu gelangen, muß man nothwendig über die unmittelbar vor der Hausthüre befindliche, wie es scheint, stets volle Düngergrube schreiten. Links stößt ein kleiner Raum, von ähnlichen Felsmauern eingeschlossen, an dieses Hauptgebäude an, der die Stallung enthält und durch eine innere Thüre mit dem ersteren verbunden ist. Als wir den Übergang über die Mistgrube bei Sternenschein glücklich bewerkstelligt und die Hausthüre geöffnet hatten, bot sich ein Bild dar, das die trefflichste Skizze für die naturgetreue Darstellung einer Zigeunerhöhle hätte abgeben können. In der Mitte brannte auf dem Erdboden (die nackte Mutter Erde gab nämlich den Fußboden für den Salon ab) ein lustiges Feuer, dessen Flamme mehrere Fuß hoch emporloderte und von dem eine für

meine erstarrten Glieder höchst angenehme Wärme ausging. Über demselben hing an einigen, in der Erde befestigten, sich kreuzenden Stangen ein mächtiger Kessel. Um das Feuer herum saßen, grell von demselben beleuchtet (ein anderes Licht, als das vom Feuer ausgehende, gab es nicht), einige Frauenzimmer, deren echt galizische Tracht, die ich hier zum ersten Mal sah, zu der abentheuerlichen Umgebung vortrefflich paßte. Sie hatten gelbe Tücher turbanartig um den Kopf gewunden und trugen über dem Kleide eine lange, wie ein Pilgerkragen aussehende, braune Pelerine. Eine derselben, die Wirthin, wurde vom Campanero, der voller Spässe war und seiner fröhlichen Laune stets freien Lauf ließ, als eine alte Bekannte mit lautem Jubel begrüßt und zur Anstrengung all' ihrer Kräfte für die Aufnahme so außergewöhnlicher Gäste aufgefordert. Von Männern war gegenwärtig Nichts zu erblicken; sie traten erst später ein, von ländlichen Beschäftigungen, wie es schien, zurückkehrend. Die hohen Felswände waren auf das Abentheuerlichste bis hoch zur Decke hinauf mit aufgespeicherten Kisten und Kasten und allerhand Feld- und Küchengeräth austapezirt. Obgleich der den Salon erfüllende Rauch, der nur durch die Spalten des Daches oder die halb offen stehende Thüre entweichen konnte, unangenehm in die Augen schnitt, ließ ich mich doch, um vor der Hand mich wenigstens zu wärmen, auf einem alten Kasten in der Nähe des Feuers nieder und erwartete mit Spannung und vollständiger Resignation auf jede Art von Bequemlichkeit,

was nun weiter vorgehen und vom Campanero, der es über sich genommen, für Alles zu sorgen, angeordnet werden würde. Ich hatte bereits gänzlich darauf verzichtet, einen besonderen, abgesonderten Raum, geschweige denn ein Bett für die heutige Nacht zu erhalten, und machte mich mit dem Gedanken vertraut, in irgend einem Winkel auf einem der umherstehenden großen Kasten mich auszustrecken und so gut es gehen würde, die Nacht hinzubringen. Ich war daher einigermaßen überrascht, als die Ama, woran selbst der Campanero gezweifelt hatte, die Existenz eines wirklichen Bettes ankündigte, das sich oben in einer Kammer befinden solle. Allein vollkommen unerklärlich war es mir, wo eine solche Kammer gelegen sein könne, bis zwischen den an einer Wand aufgethürmten Geräthschaften eine halb verdeckte, halsbrecherische Treppe mir gezeigt wurde, die in ein über der Stallung befindliches Gemach leitete, das hölzerne Wände, zwischen deren Ritzen freilich der Wind durchpfiff, und selbst ein kleines, mit einem hölzernen Laden geschlossenes Fenster, wahrscheinlich das einzige des ganzen Gebäudes, besaß. In diesem Gemach war in der That außer einem großen Tische, einer Bank und mehreren alten Truhen, ein Ding befindlich, das einige Ähnlichkeit mit einem Bett hatte und aus einigen Säcken und Polstern bestand, die mit einem groben, aber ziemlich reinlichen Leinentuch bedeckt waren. Meine durch die vorhergehende Schilderung des Josè und den ersten empfangenen Eindruck sehr niedrig gestimmten Ansprüche waren hierdurch nicht nur vollständig

befriedigt, sondern selbst übertroffen worden und ich hätte wirklich die Nacht noch leidlich gut hingebracht, wäre ein etwas größerer Mangel an Flöhen vorhanden und das Gemach gegen den durch die Ritzen pfeifenden kalten Wind besser geschützt gewesen. Ehe ich jedoch die eben genannten unangenehmen Erfahrungen machte, bot die Bereitung des Abendbrotes eine Scene dar, deren Schilderung nicht übergangen werden darf. Der Campanero, der heute unser Faktotum war und für Alles Rath wußte, stellte zunächst an die Wirthin die peremtorische Frage, was in ihrer Venta überhaupt an Lebensmitteln zu haben sei, um hiernach seine Maßregeln nehmen zu können. Die Antwort fiel kläglich genug aus. Es ließ sich schlechterdings nichts Anderes auftreiben, als ein Paar Eier und ein Stück furchtbar gesalzenen Schinkens, das in diesem Zustande für uns völlig ungenießbar war. Glücklicher Weise hatte Josè aus Villalba eine hinreichende Quantität Brod mitgenommen, das auch der Campanero in seiner Alforja mit sich führte. Der Letztere besaß aber überdies in seiner Bota noch einige Tropfen Wein, die er nun, aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung schöpfend, dazu verwendete, um dadurch, daß er den Schinken hineintauchte und einige Zeit darin liegen ließ, demselben seine übermäßig salzige Qualität zu nehmen. Mittelst der Eier und des Brotes und einiger anderer pikanter Ingredienzien, zu denen jedenfalls eine bedeutende Quantität Pfeffer gehörte, fabrizirte er dann, selbst den Koch spielend und die staunenden Mägde commandirend, unter

beständigen Scherzen und vielem Gelächter der Zuschauer, eine vortreffliche, warme Suppe, und wir konnten, als sein Werk vollendet war, in dem oberen Gemach beim Scheine meines Wachsstockes gemeinschaftlich ein Abendessen einnehmen, das in Ermangelung eines besseren nicht verschmäht werden konnte und mit Hülfe des heute Morgen gekauften Käses wenigstens die dringendsten Anforderungen des Hungers befriedigte. Ja selbst an einem erquickenden Tranke sollte es nicht fehlen, da mir die Wirthin auch noch ein großes Glas vortrefflicher Milch brachte. Nach dem Essen gingen Josè und der Campanero hinab, um nach ihren Thieren zu sehen und am Feuer zu plaudern; ich dagegen legte mich, nachdem ich mein Brevier absolvirt, bald auf das Bett nieder, woselbst ich freilich die so nöthige Ruhe nicht fand, aber dennoch, nachdem später meine beiden Begleiter ebenfalls heraufgekommen und sich neben mich auf dem Fußboden auf ihre untergebreiteten Decken ausgestreckt, in einen Schlummer versank, der den Anforderungen eines von achttägigem, ununterbrochenen Reiten ermüdeten Körpers leider nicht genügende Rechnung trug und mir, da das Gemach gegen die kalte Zugluft nicht geschützt war, eine Erkältung des Magens zuzog, die in Verbindung mit der mangelhaften Nachtruhe den folgenden Vormittag zu dem beschwerlichsten und unbehaglichsten meiner ganzen Reise machte.

Wo die Bewohner der Venta selbst geschlafen, blieb bis zum anderen Morgen für mich ein ungelöstes Problem. Erst als ich von meinem Lager mich erhoben

und durch den Salon einen Weg in's Freie suchte, sah ich in den unten befindlichen Kasten und Truhen noch einige verspätete Individuen liegen, die hier in der Nähe des warmen Feuers und vor dem Zuge hinreichend gesichert, die Nacht jedenfalls besser zugebracht, als dies in der luftigen Kammer, die uns angewiesen war, möglich gewesen.

Der Aufbruch unserer kleinen Caravane aus La Tolda, der kurz vor Sonnenaufgang bei dem heitersten Wetter stattfand, war für mich höchst unbehaglich. Ich fühlte mich nach der fast schlaflos zugebrachten Nacht in hohem Grade ermüdet und zerschlagen. Um nicht ganz nüchtern abzureisen, mußte ich, da Chocolade nicht zu haben war, mich dazu bequemen, nach dem Beispiel meiner beiden Gefährten eine copa aguardiente (Brandwein), zugleich als Medicin gegen meine Magenerkältung, einzunehmen. Die Morgenluft war, obgleich der Wind sich gelegt hatte, empfindlich kalt. Erst später, als wir in tiefere Regionen gekommen und die Sonne höher gestiegen war, verwandelte sich die Kälte in große, ermüdende Hitze. Unser Weg führte zuerst durch eine sehr öde Gegend, in welcher nichts als braune, unangebaute Höhenzüge zu erblicken waren, und leitete uns nach 2 Stunden in ein Thal, woselbst eine Venta, in der Wein und Brod zu haben war, uns die Möglichkeit eines Frühstücks verschaffte. Als wir hinter derselben eine neue, ziemlich hohe, öde Cuesta erstiegen hatten, eröffnete sich plötzlich eine ungeheuere, bis zum Meer sich erstreckende Fernsicht, welche nicht nur an sich höchst interessant und von

neuem, eigenthümlichen Charakter war, sondern auch einen sehr belehrenden Aufschluß über die Natur der ganzen Gegend gewährte, die wir seit Mondoñedo durchzogen hatten. Offenbar hatten wir hier erst das Ende des großen Plateau's erreicht, auf dessen Höhe uns der Paß von Infiesta geführt und das wir, obgleich die Gegend selten ganz eben war und bei La Tolda sogar aus mächtigen, mit tiefen Thälern abwechselnden Höhenzügen bestand, doch eigentlich noch nie verlassen hatten. Wir befanden uns jetzt, am westlichen Rande dieses Plateau's angekommen, fast ohne merklich emporgestiegen zu sein, plötzlich wie auf dem Gipfel eines hohen Berges, der sich zu einem von vielen langgedehnten Schluchten durchfurchten, terassenförmig gegen das Meer hin abfallenden Terrain niedersenkte, das im Nordwesten von der zu einem breiten Meerbusen sich erweiternden Bai von Ferrol begränzt wurde. Die Stadt Betanzos glänzte im Sonnenschein von einem langgestreckten Abhange, der im äußersten Westen sichtbar wurde, obgleich wohl noch 3 Leguas entfernt, zu uns herüber. Hieraus wird klar, daß die Höhenzüge bei La Tolda, vom Meere aus gesehen, obgleich sie im Ganzen nur unbedeutend über die Hochebene emporragen, als die höchsten Gipfel eines mächtigen Gebirgsstockes erscheinen müssen.

Der Anblick des Meeres und die weite Fernsicht, die nun vor uns lag, deren Charakter aber hauptsächlich in langgedehnten, fast ganz gerade hinziehenden Linien bestand, weshalb eine gewisse Einförmigkeit,

trotz der sehr großen Abwechslung dieser langen und mit frischer Vegetation angefüllten Schluchten, vorherrschte, brachte wieder einiges Leben in meine stets zunehmende geistige und körperliche Abspannung und die Aussicht, in Betanzos eine gute Posada zu finden und mehrere Stunden der Ruhe pflegen zu können, versüßte einigermaßen das gegenwärtige Mühsal.

Bei dem langen Bergabsteigen, das nun zunächst unsere Aufgabe war und das wegen des schlechten, steinigen Weges größtentheils zu Fuß bewerkstelligt werden mußte, bot sich mir eine höchst merkwürdige optische Täuschung dar, vermöge welcher ich in der That vollkommen überzeugt war, einen kleinen, von Felsen eingeschlossenen See in der Tiefe eines Thales zu erblicken, der bei größerer Annäherung plötzlich verschwand, ohne daß ich im Stande war, zu entdecken, was diese Täuschung veranlaßt hatte, da wirklich Nichts einem See Ähnliches in der Landschaft zu entdecken war. Unser Weg führte uns nun durch einige kleine Ortschaften, in denen eine frischere und bedeutend südlichere Vegetation sich zeigte. Hier waren wieder Kastanien sichtbar und selbst Weinlauben, von denen ich bisher weder in Asturien noch in Galizien irgend etwas bemerkt hatte, schmiegten sich zuweilen an die Häuser an. Die Straße wurde staubig und die hier unten auffallend große Hitze höchst beschwerlich. Mit kleinen Unterbrechungen fast beständig bergabsteigend, gelangten wir endlich nach langem, höchst ermüdenden Reiten in einen sehr tiefen und engen, felsigen Hohlweg, der in unaufhörlichen Krüm-

mungen steil in die Tiefe führte und von gewiß 50 Fuß hohen, mit üppiger Vegetation bewachsenen Seitenwänden eingeschlossen war. Hier kamen uns einige langsam und mühselig aus der Tiefe sich emporwindende, jämmerlich knarrende Ochsenkarren entgegen, welchen auszuweichen nur dadurch möglich wurde, daß wir unsere Rosse an den steilen Wänden des Hohlweges emportrieben, um die grausam seufzende Caravane vorüberzulassen. Eine letzte Wendung dieser eigenthümlichen, hohlen Gasse führte uns plötzlich in die Vorstadt von Betanzos, welche sich als eine steile Straße zum Ufer des Mandeo, der hier mittelst einer Ria in die Bai von Ferrol sich ergießt, und zu der alten steinernen Brücke hinabsenkt, welche in die auf dem gegenüberliegenden Bergabhange sich amphitheatralisch ausbreitende, mit mehreren Thürmen gezierte Stadt leitet, deren Anblick ein außerordentlich schöner, fast großartiger genannt werden kann, obgleich Betanzos im Ganzen nur unbedeutend ist und nur etwa 5000 Einwohner besitzen soll. Besonders schön ist der Blick gegen Norden in dem lachenden Thale der Ria hinauf, das von der Brücke aus ein höchst freundliches Bild gewährt. Durch einige steile und enge Gassen gelangten wir auf den stattlichen, mit schönen, alten Gebäuden und einer Kirche gezierten, sehr großen Marktplatz, woselbst unter den mit Bogengängen (Lauben) versehenen Häusern die ersehnte Posada sich befand, die ich im Zustande der vollständigsten Erschöpfung erreichte. Aus diesem Grunde bin ich auch nicht im Stande, Mehreres über Betanzos zu berichten. Nachdem

der brave Campanero sich verabschiedet, legte ich mich in dem netten, reinlichen Zimmer, das ich erhielt, sofort auf's Bett und schlief mehrere Stunden hindurch so gut und fest, daß ich erst, als es schon Zeit zur Abreise war, erwachte. Ohnedies hätte die sehr große Hitze, die in diesem Thale kochte, einen Spaziergang in den Mittagsstunden fast unmöglich gemacht. Nie auf der ganzen Reise hatte die Ermüdung bei mir einen so hohen Grad erreicht, als hier; der erquickende Schlaf stellte mich jedoch so vollständig wieder her, daß ich den Rest dieser Tagereise ohne besondere Anstrengung zurückzulegen vermochte.

Schon vor Betanzos hatte der Charakter der Gegend ein wesentlich verändertes Ansehen gewonnen. An die Stelle der öden, braunen Höhenzüge, welche die Parameras bilden, war wohlangebautes, von frischer Vegetation erfülltes, wie es schien, höchst fruchtbares Land getreten, obgleich die felsige und unebene Natur des Bodens und die vielen kleinen Thäler und Schluchten, in welche sehr häufig der Weg sich niedersenkte, der Gegend immer noch einen gewissen Reiz von wilder Üppigkeit ließen. Dieser, nach der unwirthlichen Hochebene, von welcher wir kamen, äußerst wohlthuende Anblick blieb auch hinter Betanzos, von wo wir um 4 Uhr aufbrachen, im Allgemeinen noch derselbe. Nachdem wir wieder in einem mächtigen Hohlwege eine lange Cuesta erstiegen (Betanzos scheint von allen Seiten nur durch Hohlwege zugänglich zu sein), führte der Weg durch einige Dörfer, denen die üppige Vegetation ein höchst malerisches, echt

südländisches Ansehen verlieh, obgleich die Häuser selbst sehr schlecht und elend waren und denen der asturischen Dörfer weit nachstanden. Fast neben jedem Hause erhoben sich viereckige Weinlauben, wie Verandas, und oft waren ganze Abhänge mit Weinstöcken bedeckt, die hier, wie im südlichen Tyrol, an laubenähnlichen Spalieren gezogen werden. Doch herrschte leider auch in diesem Jahr die verderbliche Weinkrankheit und der Wein, den wir in einem dieser Dörfer uns geben ließen, war nicht zu trinken. Das Haus trug die mit großen, rohen Buchstaben und bäurischer Orthographie an die Mauer gemalte Aufschrift: Benta de Bino (d. h. Venta de Vino). Kräftige Kastanien, die hier einen besonders regelmäßigen Wuchs zeigten, beschatteten nicht nur die Dörfer, sondern bildeten auch einmal wieder einen herrlichen, kleinen Wald, dessen Schatten bei der großen Hitze höchst willkommen war. Auch an Wasser fehlte es nicht und wir mußten mehrmal durch spiegelhelle, über den Weg fließende Gebirgsbäche reiten. Auffallend fand ich es, daß auf den Feldern, obgleich das Clima hier gewiß, was aus dem ganzen Charakter der Vegetation unzweifelhaft hervorging, da auch selbst die Caña (Arundo Donax) sich wieder zeigte, viel milder als in Asturien ist, doch, wie oben in den Parameras, nur Mais und kein Waizen gebaut wird. José versicherte mich aber, daß dies, obwohl offenbar vortheilhafter für die Landleute, dennoch nie geschehen werde. Weil ihre Väter nur Mais gebaut, so würden sie durch

Nichts in der Welt sich dazu bewegen lassen, etwas Anderes auf ihren Grundstücken zu säen.

Doch dieser freundliche und fruchtbare Charakter der Gegend, der nur die nahe Umgebung des sehr tief gelegenen Betanzos auszuzeichnen scheint, sollte leider nicht lange dauern. Unser Weg, der nun bis Santiago eine fast genau südliche Richtung innehielt, zog sich wieder lange ansteigend auf eine mit Kiefernwald bewachsene, ziemlich öde Cuesta hinauf, von der man jedoch eine sehr schöne Aussicht auf die im Osten und Westen am Horizont auftauchenden Gebirgszüge erhielt. An diese Cuesta schloß bald eine andere noch höhere sich an, die wieder vollkommen den braunen, öden Charakter der Parameras trug und nur mit Ginster und Farrenkraut bewachsen war. An diese wieder eine dritte von demselben Charakter, und so kamen wir almählig, immer höher und höchst bedeutend ansteigend, auf ein ödes Plateau von sehr unerquicklichem Aussehen. Weit über eine Stunde führte der Weg langsam bergauf. Stets glaubte man den höchsten Punk des mächtigen, breiten Rückens erreicht zu haben; aber sobald eine Anhöhe erklommen war, zeigte sich jedsmal auch wieder eine andere, noch höhere, die ebenfalls zu erklimmen war. Ein förmlicher Zauber schien hier zu walten, der es stets und beharrlich verhinderte, den scheinbar dicht vor uns liegenden höchsten Punkt wirklich gewinnen zu können. Da der Horizon hier stets durch die kurze, öde Fläche begränzt war, welche die höchste Erhebung der Cuesta zu bilden schien, so bot sich immerwährend ein sehr

unerquicklicher, die Erwartung peinigender Anblick dar. Unterdessen war auch die Sonne gesunken und die hereinbrechende Dämmerung machte den an und für sich schon sehr öden Bergrücken noch unheimlicher. Endlich erreichten wir, nach wohl zehnmaliger Enttäuschung, die ersehnte Höhe und befanden uns — nicht, wie ich erwartet hatte, auf dem breiten, runden Gipfel eines hohen Berges, sondern in einer vollständigen Ebene, die sich weit vor uns ausbreitete und in der Ferne von anderen öden Höhenzügen begränzt war. In geringer Entfernung lag vor uns die elende, baumlose, sehr unwirthlich aussehende Ortschaft La Traviesa, deren Häuser nur eine einzige breite Straße bildeten und die zu unserem heutigen (glücklicher Weise letzten) Nachtquartier vor Santiago bestimmt war.

Die hiesige Posada, welche am jenseitigen Ende der langen, sehr breiten Gasse sich befand, in der die elenden, kleinen Häuser, von einander abgesondert und von Gehöften umgeben, liegen, war wieder von einer Qualität, daß nur die gebieterische Nothwendigkeit den Reisenden dazu bestimmen kann, hier eine Nacht zuzubringen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß diese Posada sich nur ganz unbedeutend über das Niveau der Venta von la Tolda erhob, ja in gewissen Punkten noch unter demselben stand. Dahin gehört namentlich die unverschämte Prellerei, deren Opfer wir am anderen Morgen wurden und die José in eine solche Entrüstung versetzte, daß er beim Abschied eine Fluth von Schimpfworten über

die zungenfertige, ihm Nichts schuldig bleibende Wirthin ausschüttete, während der Wirth, der etwas mehr Ehrgefühl zu besitzen schien, sich wohlweislich in diesem kritischen Moment verborgen hielt. Ich mußte für ein Paar harte Eier und ein Stück Roggenbrod, worin das Abendessen bestand, für das Bett und eine ganz ungenießbare Chocolade 27 Realen bezahlen und dem armen Josè wurde für das Futter der Pferde das Doppelte des gewöhnlichen Preises abgefordert. Übrigens unterschied sich die Construktion dieser galizischen Posada nur sehr wenig von der der Tolda. Unten derselbe abentheuerliche Raum mit dem Feuer, das in der Mitte auf der Erde brennt, nur daß derselbe hier viel kleiner und beschränkter war; oben eine ähnliche Rumpelkammer, voll von großen hölzernen Kasten, mit einem langen Tisch und einer Bank in der Mitte, und einem ziemlich guten Bett im Winkel, aber glücklicher Weise hinreichend geschützt gegen den Zug von Außen. Der Wirth, ein ungeschlachter, baumlanger Kerl in brauner Jacke und mit klappernden Holzschuhen an den Füßen, unter dessen schwerem Tritt das ganze Gemach erzittert, der mehrmal zu mir heraufkommt, um aus dem verschlossenen Kasten die Cebada (Futter) für die Pferde zu holen und sich zuletzt, während ich mein Abendbrod verzehre, neben mich, da kein Stuhl vorhanden, auf den Tisch setzt und von mir herauszubringen sucht, wo ich herkomme, wo ich hinreise u. s. w., dabei auch, da eine zudringliche Katze in der Nähe mit gierigen Blicken umherstreicht, anstatt sie zu verjagen, mir den schlauen

Rath giebt: Tenga Usted cuidado del gato, porque es muy ladron! (Nehmen Sie sich vor der Katze in Acht, sie ist sehr diebisch!) Noch muß ich erwähnen, daß hier das Roggenbrod für kein Brod (pan) gehalten wird; denn auf meine Frage, ob dieses nothwendige Nahrungsmittel zu haben sei, wurde mit einem kategorischen Nein geantwortet. Als ich jedoch später diesen Artikel bei der Mahlzeit der Leute selbst bemerkte, wunderte man sich, daß ich dies dunkelfarbige Gebäck aus centeno (Roggen) für pan ansehe, da unter pan schlechtweg immer nur pan de trigo (Waizenbrod) verstanden wird. Doch ziehe ich das hiesige Roggenbrod (das eben nur in den ärmsten Gegenden von Galizien und Asturien von den Bauern genossen wird) dem Maisbrod weit vor, welches zwar weißer, aber viel unschmackhafter ist.

Der unbefriedigende Charakter dieser Posada hinderte mich nicht, in derselben wenigstens vortrefflich zu schlafen, so daß ich am anderen Tage wie neu geboren und vollkommen ausgeruht mein Roß besteigen konnte, in der angenehmen Hoffnung, schon zu Mittag Santiago erreichen zu können. Daß wir in La Traviesa auf dem hohen, unwirthlichen Rücken eines Plateau's uns befanden, daran wurden wir diesen Morgen in sehr unbehaglicher Weise durch den dichten, nässenden Nebel erinnert, der über Nacht an die Stelle des heiteren Wetters getreten war, bei welchem wir am vorigen Abend hier angelangt waren, und der ganz von derselben Qualität zu sein schien, wie jener, der auf der Cuesta de Infiesta uns eingehüllt

hatte. Unser Weg führte nun zunächst eine Strecke lang über die öde, unangebaute, mit Ginster und Farrenkraut bedeckte Höhe eben fort, dann senkte er sich allmählig und mündete in den Coruña mit Santiago verbindenden camino real. Nachdem eine kleine, interessante, mit Gebüsch erfüllte Schlucht durchsetzt war, kamen neue öde und kahle Höhen, über welche die nunmehr gute, sogar mit einem Telegraphendraht versehene Chaussée ziemlich einförmig und, wenn auch mit unaufhörlichen subidas und bajadas, doch im Ganzen ohne merkliche Senkung fast bis Santiago fortlief, das folglich, noch am südlichen Rande des Hochlandes gelegen und von öden, unwirthlichen Höhen umgeben, ein rauhes und nasses Clima besitzt und eigentlich noch in die Region der galizischen Parameras gehört. Der nässende Nebel hörte nach einer halben Stunde auf, doch blieb der Himmel mit dicken Wolken bedeckt, die sich langsam und allmählig in einen dünneren Schleier verwandelten und erst gegen Abend vollständig verschwanden. Was aber den im Allgemeinen sehr öden und nur geringe Abwechslung bietenden Weg jetzt wirklich interessant machte, das waren die Schaaren von Landleuten, die ihn belebten und theils zu Fuß, theils auf Eseln und Maulthieren reitend, zum morgigen Feste und der damit verbundenen feria (Markt) nach Santiago zogen. Schon am gestrigen Nachmittag waren wir mehreren solchen Gruppen begegnet und in dem elenden La Traviesa war nach uns noch eine aus zwei Militärpersonen und einigen Damen bestehende, zu Pferde reisende Gesellschaft

angekommen, die es jedoch, durch den elenden Anblick der Posada abgeschreckt, vorzog, ohne allen Aufenthalt weiter zu ziehen und die Nacht zur Reise zu benützen. Heute mehrten sich, besonders als wir den camino real erreicht hatten, die nach Santiago pilgernden Landleute und boten mir Gelegenheit, ihre eigenthümlichen Trachten mit Muße zu beobachten. Die Männer tragen hier meist spitze braune Mützen, wie in Asturien, gelbe oder braune Jacken mit hohen Stehkragen, weite kurze Leindwandhosen und braune Kamaschen; die Weiber fast durchweg feuerrothe Pelerinen von Tuch und gelbe Kopftücher. Die grellen Farben der Kleider, besonders die gelben Jacken der jungen Burschen und die rothen Kragen der Weiber verliehen den Gruppen, an denen wir vorüberzogen, etwas höchst Malerisches. Was jene Kragen der Weiber insbesondere betrifft, welche zuweilen braun, meist aber roth sind, so ist die Vermuthung vielleicht nicht unbegründet, daß der Pilgerkragen, mit welchem gewöhnlich der heilige Jacobus abgebildet wird, Veranlassung zu dieser Tracht in einem Lande gegeben, welches sich rühmt, das Grab dieses Apostels zu besitzen und sich tierra de Santiago nennt, in ähnlicher Weise, wie das ehemalige venetianische Gebiet als „terra di San Marco“ sich bezeichnete *). Doch nicht alle Gestalten, denen wir begegneten, boten einen so interessanten und malerischen Anblick dar. In mehreren Ortschaften (auch am gestrigen Tage) waren

*) Vergl. Manzoni: I Promessi Sposi. Cap. XVII.

viele furchtbar zerlumpte Gestalten, von denen buchstäblich die Fetzen herunterhingen, zu schauen. Die Armuth und demzufolge auch die Bettelei scheint hier außerordentlich groß zu sein, was zum Theil auch daher kommen mag, daß Galizien trotz des wüsten, uncultivirten Charakters, den viele Gegenden haben, verhältnißmäßig sehr stark bevölkert ist, so daß alljährlich viele Tausende von Gallegos zur Auswanderung in andere Provinzen der Halbinsel, wo sie als Lastträger, Wasserverkäufer und Bedienten fast überall gefunden werden, genöthigt sind. Doch kann ich mich nicht davon überzeugen, daß die ungeheueren, öden, nur mit Farrenkraut und Ginster bewachsenen Landstriche nicht (an vielen Stellen wenigstens) urbar gemacht und in fruchtbaren Acker verwandelt werden könnten. Wenigstens stand das Getreide an den Orten, wo, auch inmitten der Parameras, ein kleiner Fleck in Ackerland verwandelt war, überall vortrefflich. Vielleicht könnten sogar diese galizischen Einöden einen zweckmäßigeren Platz für thätige und der Landwirthschaft kundige Auswanderer abgeben, als das ferne, ungastliche Amerika. Damit es dem bunten Leben, das die Straße jetzt darbot, auch an Geräusch nicht fehle, mehrten sich nun auch die einherschleichenden, infernalisch musicirenden Ochsenkarren in nicht eben angenehmer Weise; doch setzte uns der gute Weg in den Stand, immer wieder bald aus dem Bereich dieser gräßlichen Töne zu kommen. Eine kleine, weit besser als La Traviesa gebaute Ortschaft erquickte uns mit Wein und Brod und gewährte meinem Josè die

Befriedigung, den hiesigen Wirth, der ein ehrlicher Mann war, durch die Erzählung der Prellerei in La Traviesa in ein entrüstetes Staunen zu versetzen. Als wir nun dem lang ersehnten Ziele meiner weiten Reise uns wirklich näherten, wurde zu meiner großen Freude die bisher immer noch sehr öde Gegend in der That wieder interessanter. Felsige, schön geformte Sierren tauchten am Horizonte auf und namentlich schien ein regelmäßiger, spitzer Kegel, der im Südosten sich erhob, als ein Wahrzeichen der Gegend von Santiago angesehen werden zu müssen. Die braunen, langgestreckten Höhenzüge erinnerten hier in Verbindung mit den schönen, den Horizont begränzenden Bergen an die römische Campagna. Endlich erreichten wir, nach Ersteigung einer ziemlich hohen Cuesta, ein auf der Höhe derselben errichtetes steinernes Kreuz, welches den Punkt bezeichnet, wo es den früher aus allen Weltgegenden herbeiströmenden Pilgern endlich vergönnt war, ihre sehnsuchtsvollen Blicke auf der Apostelstadt ruhen zu lassen, und — Santiago lag vor uns, prächtig mit seinen vielen Thürmen und Palästen auf dem breiten Rücken eines niedrigeren, aus dem Thal sich erhebenden Hügels gelagert.

V.

Santiago de Compostela.

Der erste Eindruck, den der Anblick von Santiago machte, erinnerte mich in mehrfacher Beziehung an denjenigen, welchen die Siebenhügelstadt in mir hervorrief, als ich mich derselben das erste Mal von Norden her näherte. Auch hier erhebt sich eine verhältnißmäßig große Stadt inmitten einer öden, unangebauten Gegend, ebenso wie Rom durch seine öde Campagna gleichsam von der übrigen Welt abgesondert und dem gewöhnlichen Treiben irdischer Geschäftigkeit entrückt zu sein scheint, als wollte es alle seine Besucher auffordern, erst sich zu sammeln und in eine ernste, feierliche Stimmung zu versetzen, ehe sie den heiligen Ort betreten. Wie es in Rom vor Allem die Peterskirche und der an dieselbe sich anschließende Vatican ist, was den Blick des Pilgers von Weitem schon fesselt und sich mächtig in den Vordergrund drängt, so ist es hier die prächtige, den Leib des heiligen Jacobus einschließende Cathedrale mit ihren drei hohen, schlank in die Luft strebenden Thürmen und ihrer schönen Kuppel und das in ihrer Nähe sich ausbreitende colossale und wahrhaft großartige Hospital der Pilger, was sich dem Auge vorzugsweise darbietet und wogegen die übrige Stadt nur gleichsam als

Nebensache erscheint. Wie endlich Rom seinen ganzen neueren Ruhm dem Grabe der Apostelfürsten verdankt, so hat auch Santiago ein Apostelgrab aufzuweisen, das ihm hohe Berühmtheit in der ganzen christlichen Welt erworben und das diese Stadt zu einem Ziele frommer Wallfahrten gemacht, die einst aus allen Theilen der katholischen Welt hier zusammenströmten, wenn auch, wie wir bald sehen werden, von dem alten weltberühmten Glanze hier kaum noch ein Schatten übrig geblieben.

An dem schönen, wahrhaft erhebenden Anblick der stolzen Gebäude mich weidend, die in stiller, schweigsamer Pracht, das Lob des weitgepilgerten Apostels aber laut verkündend, nun vor mir lagen und, obgleich aus verhältnißmäßig neuerer Zeit stammend und im neueren spanischen Styl errichtet, doch in Folge des feuchten Clima's dieselbe hellgraue Farbe angenommen haben, welche die Felsen der umliegenden Berge zeigen, aus denen ihr Material genommen ist, so daß sie von Weitem wie aus dem Gestein gemeiselt erscheinen, das sie trägt, ritt ich nun, dem Josè voraneilend, den Berg hinab und gelangte in einer Viertelstunde bis zu den ersten Häusern der Stadt, die hier eine lange, mit Bäumen untermischte, Vorstadt-ähnliche Straße bilden, während rechter Hand der Blick in ein Thal fällt, das mit frischer Vegetation von Gärten geschmückt ist und über dem hohe, zum Theil felsige, sehr malerische Bergkuppen im Westen sich erheben. Ich war in dieser Straße schon eine ziemliche Strecke vorangeritten, als ich, nach

meinem José mich umsehend, bemerkte, daß derselbe von den Accisebeamten, welche mein Gepäck nicht passiren lassen wollten, angehalten und in Unterhandlung mit denselben begriffen war. Er winkte mir, umzukehren und durch persönliche Dazwischenkunft die bedenklichen Beamten zu beschwichtigen, was mir, da ich keineswegs aufgelegt war, der Accise halber mich einer förmlichen Visitation zu unterziehen, wohl um der mit dem Feste verbundenen Feria willen, welche die Zöllner zu größerer Strenge veranlaßte, nur mit Schwierigkeit und durch die wiederholte Versicherung der Unverfänglichkeit meiner Reiseeffekten gelang.

Kaum war dieses letzte Hinderniß überwunden, das meinem Einzuge in die auf Kosten so langer und mühseliger Fahrten endlich erreichte Apostelstadt sich widersetzte, als eine Scene stattfand, die mich unwillkührlich mit der tiefsten Rührung erfüllte, so daß ich die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte, und die einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck in mir zurückließ. Die Mittagsstunde war nun eingetreten und die sämmtlichen herrlichen Glocken, nicht bloß der alten Cathedrale, sondern auch aller übrigen Kirchen der Stadt, fingen plötzlich, wie auf ein gegebenes Signal, alle zugleich in der schönsten Harmonie, die ich je an Glocken gehört, zu läuten an, um den Eintritt des Festes des Apostels (d. h. der ersten Vespern desselben) zu verkündigen. Nie in meinem Leben erinnere ich mich, durch plötzlich und unvermuthet eintretende Glockentöne zu einer solchen Rührung umgestimmt

worden zu sein. Es war aber auch in der That das prachtvollste Geläute, das ich je gehört hatte, und die tiefen, langsam und majestätisch durch das Geschwirr der übrigen hindurchsummenden Glocken der Cathedrale waren vielleicht noch dieselben, welche der Chalif Abderrhaman bei der Eroberung von Santiago durch die Moren auf dem Rücken gefangener Christen in die Moschee nach Cordova tragen und die Ferdinand der Heilige auf dem Rücken von Muhamedanern dem Heiligthum des Apostels zurückstellen ließ *). Mit andachtsvoller Freude und mit Dank gegen Gott, der mich nach mancherlei überstandenen Fährlichkeiten glücklich hierher geleitet und gerade zu dieser erhebenden, feierlichen Stunde meinen Einzug in Santiago halten ließ, hörte ich das Lob des Apostels aus dem ehernen Munde dieser herrlichen, wohltönenden Glocken verkünden, deren Schwingungen in den Ohren von Millionen andächtiger Pilger früherer Jahrhunderte schon vibrirt haben mochten und denen gleichsam eine mystische Kraft innezuwohnen schien, durch ihr großartiges Sursum corda! den Hauch der Andacht der dahingeschwundenen Geschlechter, denen sie erklungen waren, den noch lebenden zuzuwehen. Doch der morgige Aposteltag (25. Juli), der, obgleich in der ganzen Christenheit gefeiert, doch in Santiago natürlich am Festlichsten in der Welt begangen wird, forderte hier auch noch besondere, außergewöhnliche

*) Vergl. meine „Reiseskizzen aus Spanien". II. Theil. S. 124.

Kundgebungen der religiösen Feier. Als solche machten sich zahlreiche Böllerschüsse und eine Menge am hellen Mittag in die Luft gesendete Raketen bemerklich, die aus allen Theilen der Stadt sich erhoben und mit ihrem fortwährenden Knallen in fröhlichem Jubel mit den feierlichen Glockentönen sich vermischten.

Von solcher Art waren die eine volle halbe Stunde lang ununterbrochen fortdauernden Empfangsfeierlichkeiten, unter denen ich mit meinem treuen Josè in die Straßen von Santiago einzog. Freilich waren die zwei Fremdlinge, die beide zum ersten Mal Santiago betraten (auch Josè war noch nie in seinem Leben hier gewesen), sehr zufällige Zeugen des festlichen Jubels, der in diesem Augenblick die Stadt erfüllte. Unsere völlige Unkunde der Straßen, die immer belebter wurden, je mehr wir dem Centrum der Stadt uns näherten, und in denen jetzt schon Tausende von Landleuten, die zum Fest hereingekommen waren, auf- und abwogten, hatte zur Folge, daß wir nur mit Mühe die als die beste in Santiago berühmte Fonda de la Viscaina erfragen konnten und zuletzt doch, da es zwei Biskayerinnen (Viscainas) hier giebt, welche Wirthshäuser unterhalten, in die unrechte gewiesen wurden, die in der Nähe eines kleinen unregelmäßigen Platzes gelegen war, den man neuerdings durch die auf einer canellirten Marmorsäule sich erhebende Büste des Cervantes geschmückt hat. Wie leicht vorherzusehen war, konnte man uns hier, da in Folge des Festes alle Zimmer schon besetzt waren, nicht mehr aufnehmen, was übrigens auch in der

echten Viscaina, die ich später zufällig entdeckte, uns ganz ebenso begegnet wäre. In dieser Rathlosigkeit wandten wir uns an einen, im Gedränge der durch die Straßen wogenden Menschenmasse zufällig an uns vorübergeführten Geistlichen, um irgend eine Herberge von ihm zu erfragen, der uns denn auch die tröstliche Versicherung gab, er hoffe, daß in der Posada des Señor Romero vielleicht noch Platz vorhanden sein dürfte, und die Freundlichkeit hatte, aus einer nahen Barbierbude einen jungen Menschen herbeizurufen, der uns als Führer bis in die ziemlich entfernte Posada begleiten sollte. Abermals mußten wir unsere Rosse über den kleinen Platz des Cervantes lenken; als wir jedoch durch eine lange Straße bis auf den nördlich neben der Cathedrale gelegenen, mit dem prächtigen Gebäude des ehemaligen Benediktinerklosters San Martin geschmückten Platz de la Azabacheria gekommen waren, wurde die Menschenmasse, da der Jahrmarkt hier in vollem Gange war, so dicht, daß an ein Durchdrängen durch die tunnelartige, abschüssige Gasse, welche diesen Platz mit dem tiefer gelegenen, noch größeren verbindet, der sich im Westen vor der Hauptfaçade der Kirche ausbreitet, nicht zu denken war. Um diesen zu erreichen, mußte daher ein großer Umweg durch einige Nebengassen gemacht werden. Obgleich der Platz durch die auf demselben errichteten Zurüstungen für das am heutigen Abend loszubrennende Feuerwerk zum Theil entstellt war, da einige hölzerne Pyramiden, welche auf ihrem Gipfel komisch ausstaffirte, burleske Figuren

trugen, hier aufgerichtet waren, an deren Vollendung die Feuerwerker noch arbeiteten, und auch die Hauptfaçade der Kirche ein colossales, fast bis zu ihrem Gipfel reichendes Gerüst bedeckte, da sie ebenfalls heute Abend in kunstreichem Feuer sprühen sollte, war der Eindruck, den dieser Platz machte, nichtsdestoweniger großartig und erhebend, denn er wird im Osten von der majestätischen Hauptfaçade der Cathedrale mit ihren beiden gigantischen Thürmen, im Norden von der des großen Pilgerhospitales, im Westen, der Cathedrale gegenüber, von dem imposanten Gebäude des ehemaligen Seminars, worin jetzt das Ayuntamiento befindlich ist und auf dessen Dache eine colossale Reiterstatue des Apostels mit dem Banner von Spanien in der Hand steht, und im Süden von dem alten gothischen Gebäude des aufgehobenen Klosters San Jeronimo begränzt, dessen Façade mit der schönsten und zierlichsten altgothischen Architektur bedeckt ist. In südlicher Richtung hatten wir nun noch eine lange, enge Straße zu verfolgen, bis wir endlich die ersehnte Herberge des Herrn Romero erreichten, woselbst ich in einem großen, freundlichen Salon vorläufig untergebracht wurde, von dessen Balcon eine prachtvolle Aussicht auf eine Fülle von Gärten, die über die Dächer hervorragenden herrlichen Thürme der Cathedrale und den gegenüberliegenden malerischen Höhenzug des Monte Pedroso genossen werden konnte. Freilich wurde mir in Aussicht gestellt, daß ich diesen hellen, geräumigen Salon, im Falle noch andere Gäste ankämen, mit ihnen würde theilen müssen, da alle

besonderen Zimmer schon occupirt seien; doch vorläufig war ich der einzige Besitzer desselben und richtete mich mit wahrer Behaglichkeit daselbst ein, überaus froh, überhaupt noch, mit verhältnißmäßig geringer Schwierigkeit, ein solches Unterkommen gefunden zu haben, was mir in der That bei der Menge von Fremden, die das Fest herbeigezogen, schon anfing, zweifelhaft zu werden.

Nachdem ich meinen treuen, durch sechstägige Gesellschaft erprobten, asturischen Diener, mit dem ich in jeder Beziehung höchst zufrieden war und der sich in der That durch seine unermüdliche Dienstfertigkeit und eine ganz unbedingte Hingabe an seinen zeitweiligen amo (Herren), wie er mich nannte, um mich wahrhaft verdient gemacht hatte, bezahlt und belohnt, die durch die lange Reise höchst nothwendig gewordene Toilette gemacht und ein wegen des Fasttages und der Vigilie sehr frugal ausfallendes Mittagsbrod eingenommen, bei welchem mich der Wirth, Señor Romero, selbst bediente, eine von einem galizischen Bauern sich äußerlich wenig unterscheidende Persönlichkeit, zwar in seinem Benehmen große Biederkeit und Herzlichkeit offenbarend, aber, wie sich später herausstellte, ein höchst schlauer Kunde, der aus dem durch das Fest veranlaßten Confluxus von Fremden den größtmöglichsten Vortheil für seine Börse zu ziehen verstand, machte ich mich auf, um den feierlichen Vespern beizuwohnen, zu denen die herrlichen Glocken der Cathedrale abermals riefen und die der Erzbischof selbst abhalten sollte. Was ich bei

diesem meinem ersten Besuch der berühmten Wallfahrtskirche und des Grabes des Apostels wahrgenommen, war Folgendes.

Da die Hauptfaçade durch das zum Feuerwerk bestimmte Gerüst gänzlich verdeckt war, auch das daselbst befindliche Portal überhaupt fast nie geöffnet zu sein scheint, so konnte die Kirche nur durch eines der drei anderen prächtigen Portale betreten werden, durch welche dieselbe von Norden, Osten und Süden aus zugänglich ist. Ich wählte das nördliche, auf der Pláza de la Azabacheria befindliche, neben welchem der ziemlich unbedeutende erzbischöfliche Palast an die Kirche anstößt, und das, da der Erzbischof stets durch dasselbe die Kirche betritt, als das eigentliche Hauptportal de facto betrachtet werden kann. Es bildet in zwei mächtig hohen, neben einander liegenden Thüren den Mittelpunkt einer vollständigen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im italienischen Style erbauten, mit mehreren Säulenreihen gezierten Seitenfaçade und man gelangt durch dasselbe in das linke Seitenschiff der Kirche, unfern vom Hochaltar und von dem ihm gegenüberliegenden Chore. Ein blendender Lichtglanz, gewiß von mehreren Hundert angezündeten Wachskerzen hervorgebracht, strahlte von der Capilla mayor (dem Hochaltar) aus, der die ganze große, fünf mächtige Schiffe umfassende, sonst ziemlich dunkle Kirche erleuchtete und den Ort bezeichnete, wo der Leib des Zebedäiden, des glorreichen Bruders des Apostels Johannes, des hochgefeierten Hauptpatrones von Spanien, ruht. Dieses Lichtmeer

strahlte diesen ganzen Nachmittag und den ganzen folgenden Festtag, ja, wie ich vermuthe, auch die Nacht hindurch, ununterbrochen. Eine prachtvolle, hohe, metallene reja (Gitter) erhebt sich unmittelbar vor den vielen Stufen, die in mehreren Absätzen zum Altar hinaufleiten und der Gang, welcher den Altar mit dem gegenüberliegenden Chor verbindet, zu welchem ebenfalls mehrere Stufen hinaufführen, ist an beiden Seiten durch ein ähnliches, niedriges Gitter abgeschlossen *). Der Altar selbst ist überaus reich und prächtig, leider in modernem, sehr überladenen Style erbaut und mit mehreren gewundenen (sogenannten salomonischen) Säulen von Bronze, die auf kostbaren, hohen Piedestalen von Jaspis sich erheben und über welchen große vergoldete Engel schweben, geziert. Zwei hohe, sehr reich verzierte Kanzeln erheben sich, nach Art der alten Ambones, wie bei den meisten Hochaltären der spanischen Cathedralen, zu beiden Seiten, von denen Epistel und Evangelium herabgesungen werden. In bedeutender Höhe über dem Altar schwebt die lebensgroße Statue des Apostels zu Pferde, mit dem Banner in der Hand. Die Sitte, den Apostel zu Pferde darzustellen, gründet sich auf die wunderbare Erscheinung desselben auf einem weißen Roß in der Schlacht bei Clavijo, im Jahre 844, in

*) Über die in den spanischen Cathedralen allgemeine, eigenthümliche Construktion des in der Mitte des Mittelschiffes, dem Hochaltar gegenüberliegenden Chores vergl. meine „Reiseskizzen", I. Th. S. 77.

welcher der König Don Ramiro einen glänzenden Sieg über die Moren unter dem Chalifen Abderrhaman II. erfocht, der als die erste glänzende und erfolgreiche Waffenthat betrachtet werden kann, welche die Herrschaft der fast ganz Spanien damals innehabenden Saracenen bedeutend schwächte und den Grund zu der allmähligen Befreiung Spaniens von dem Joche der Ungläubigen legte *). Doch weit schöner

*) Mariana erzählt diese Thatsache (VII. Buch, 13. Kap.) folgendermaßen: Nachdem die Christen zuvor einen ganzen Tag lang erfolglos gegen die Übermacht der Saracenen gestritten und, als die Nacht hereinbrach, mit Verlust sich zurückgezogen, sei der Apostel dem Könige im Traume erschienen und habe ihn zur Fortsetzung des Kampfes am anderen Tage unter Verheißung seines Beistandes ermuntert. Dann fährt Mariana fort: »Los nuestros con gran denuedo acometen a los enemigos, y cierran, apellidando a grandes vozes el nombre de Santiago: principio de la costumbre que hasta hoy tienen los soldados Españoles de invocar su ayuda al tiempo que quieren acometer. Los Barbaros alterados por el atrevimiento de los nuestros, cosa muy fuera de su pensamiento, por tenerlos ya por vencidos, y con el espanto que de repente les sobrevino del cielo, no pudieron sufrir aquel impetù y carga que les dieron. El Apostol Santiago, segun que lo prometiera al Rey, fue visto en un caballo blanco y con una bandera blanca y en medio della una cruz roxa, que capitaneava nuestra gente. Con su vista crecieron a los nuestros las fuerzas; los barbaros de todo punto desmayados, se pusieron en huyda etc.«

und merkwürdiger als diese neuere Reiterstatue ist das unmittelbar über dem Altartisch an der Stelle des Tabernakels befindliche, sehr alte, hölzerne Brustbild des Apostels, das, mit dem Pilgerkragen bekleidet und einen wunderbar schönen und milden Ausdruck in dem fast byzantinischen Kopfe zeigend, mit zwei Fingern der rechten Hand, während die linke einen Pilgerstab hält, nach unten weist, gleichsam andeutend, daß hier der Ort sei, wo der Leib des Apostels ruhe, — daß man glauben und nicht zweifeln solle. Freilich hat es an solchen nicht gefehlt, welche die wirkliche Identität der hier ruhenden heiligen Gebeine mit dem Leibe des Apostels Jacobus des Älteren in Zweifel gezogen haben, und da durch die schon unter der römischen Herrschaft auf Kosten der blutigsten Verfolgungen fast vollständig gelungene Austilgung des Christenthums in diesen Gegenden und durch die spätere Occupation dieser Orte von den Muhamedanern der fortlaufende Faden authentischer, an diese Orte sich knüpfender Tradition gewaltsam zerrissen worden, so daß sich vom streng historischen Standpunkt mit Evidenz Nichts ermitteln läßt, so war allerdings dem Zweifel Thür und Thor geöffnet und ist ein zwingender geschichtlicher Beweis von der Echtheit der hier verehrten Reste des Apostels ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Der Glaube, daß gegenwärtig in Santiago der Leib des heiligen Jacobus des Älteren wirklich ruhe, beruht lediglich auf einem durch die Zeitgenossen leider nur mit mangelhafter Genauigkeit berichteten Wunder, das die Entdeckung dieses

kostbaren Schatzes, nach Einigen im Jahre 829, nach Anderen erst 835 veranlaßte, und das von Mariana (VII, 10.) im Wesentlichen folgendermaßen erzählt wird. Dem Bischof der unfern vom Meere an einer Ria gelegenen Stadt Padron (des alten Iria Flavia), Theodomir mit Namen, war es vorbehalten, der Entdecker der Gebeine des Apostels zu werden *). Es ward ihm berichtet, daß in einem in der Nähe gelegenen Walde, dort, wo heute Santiago steht, in der Nacht zu wiederholten Malen geheimnißvolle Lichter gesehen würden, deren Ursprung Niemand sich erklären konnte. Der Bischof begab sich auf diese Kunde selbst dorthin und war Augenzeuge von dem wunderbaren Glanze. Er ließ den Wald abtragen und Nachgrabungen an diesem Orte anstellen, deren Resultat die Auffindung eines marmornen Sarges war, der die heiligen Überreste enthielt. Engelerscheinungen, welche sich mehrmal wiederholten, sollen die Wahrheit der schon aufgestiegenen Vermuthung, daß man die Gebeine des Apostels gefunden, durch ihr Zeugniß bestättigt haben **). Der Bischof begab sich sofort zum

*) Daß dieselben bald nach dem Martertode des heiligen Jacobus zu Jerusalem durch seine in Spanien bekehrten und von ihm mit nach Jerusalem genommenen Schüler nach Galizien gebracht wurden, und was überhaupt von der Anwesenheit des Apostels in Spanien zu halten, ist im II. Theile meiner Reiseskizzen (S. 71 und folg.) kurz auseinandergesetzt worden.

**) Übrigens scheint es, daß man zugleich mit den Gebeinen auch einige Documente aufgefunden, welche vielleicht in

Könige Alfons dem Keuschen, der sich selbst durch den Augenschein von der Wahrheit des Erzählten überzeugte, eine Kirche an dem Orte erbauen ließ, wo der kostbare Schatz gefunden worden, und hierdurch den Grund zur Entstehung der Stadt Santiago legte. Später, erzählt Mariana weiter, wurde die Wahrheit des Glaubens an die Echtheit der Reliquie durch zahlreiche, fast täglich sich ereignende Wunder bestättigt, welche dem Grabe des Apostels bald eine große Berühmtheit, nicht nur in Spanien, sondern in der ganzen damaligen christlichen Welt erwarben. Hieraus ist zur Genüge klar, daß die Thatsache, daß Santiago sich wirklich im Besitze des Leibes des Apostels befinde, weit entfernt, ein Glaubensartikel zu sein, wie überhaupt die Echtheit einer jeden Reliquie, nur auf menschlichem Zeugniß beruht, das Niemand anzunehmen gezwungen ist und gegen das sich hier allerdings mancherlei Bedenken erheben lassen könnten. Allein einmal ist weder die Möglichkeit noch die Wirklichkeit in der Kirchengeschichte zu bestreiten, daß Gott zu wiederholten Malen durch offenbare Wunder die Entdeckung von Reliquien veranlaßt habe (man erinnere

---

ganz authentischer Weise die Identität bekundeten. Mariana sagt darüber (a. a. O.): »Las razones con que se persuadieron ser aquel sepulcro y aquel cuerpo el del sagrado Apostol, no se refieren; pero no ay duda sino que cosa tan grande no se recibiò sin pruebas bastantes. Buscaron los papeles que quedaron de la antiquedad, memorias, letreros y rastros, y aun hoy se conservan muchos y notables.«

sich nur an die Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helena, die wunderbare Entdeckung der Gebeine des heiligen Stephanus u. s. w.); dann aber wird die Annahme, daß Spanien die Gebeine des Apostels besitze, auch durch die gewiß bedeutungsvolle Thatsache unterstützt, daß weder in Jerusalem selbst, wo der Apostel den Martertod erlitt, noch anderswo irgend eine Tradition über die Existenz seines Grabes vorhanden ist, daß also das Grab des heiligen Jacobus allein unbekannt geblieben wäre, während bei allen übrigen Aposteln die Überlieferung nicht versäumt hat, die Stätte, wo ihre irdischen Überreste ruhen, der Verehrung der Nachwelt zu überliefern *). Auch

---

*) Die über die Ruhestätten der übrigen Apostel erhaltenen Traditionen sind folgende: Petrus und Paulus ruhen in der Peterskirche zu Rom (ein Theil der heiligen Leiber befindet sich in der Paulskirche, und die beiden Köpfe der Apostelfürsten im Lateran), Johannes zu Ephesus in Klein-Asien, Andreas zu Amalfi im Königreich Neapel, wohin seine Gebeine von Constantinopel aus gebracht wurden (das Haupt dieses Apostels besitzt die Peterskirche zu Rom); Philippus und Jacobus der Jüngere ruhen in der Basilika der heiligen zwölf Apostel in Rom (das Haupt des Letzteren wird in Santiago aufbewahrt); Bartholomäus ebenfalls in Rom in der zu seiner Ehre auf der Tiberinsel erbauten Basilika; Matthäus zu Salerno, wohin der heilige Leib unter Gregor VII. gebracht wurde; Thomas zu Calamina in Indien, woselbst der heilige Franz Xaver die noch erhaltene Tradition von dem Grabe des Apostels vorfand; Simon und Judas zu Rom in der Peterskirche.

hat der Glaube, daß in Compostela das Grab des heiligen Jacobus sich befindet, die feierliche Bestättigung der Kirche durch zahlreiche Privilegien erhalten, welche die Päpste diesem Gnadenort zu Theil werden ließen, und es würde daher jedenfalls, da positive Gründe, welche die Unmöglichkeit der Wahrheit dieser Tradition beweisen, nicht vorhanden sind, eine Art von Vermessenheit sein, an dieser ehrwürdigen Tradition rütteln und dem einstimmigen Glauben der spanischen Kirche widersprechen zu wollen, aus dem Grunde allein, weil der historische Beweis sich gegenwärtig mit voller Evidenz nicht mehr herstellen läßt.

Nachdem ich unter einer Menge Andächtiger wohl eine Viertelstunde vor dem Gitter geknieet, das den Hochaltar und den von ihm ausgehenden Strahlenglanz abschloß und nur in der Mitte geöffnet war, wo der Altar durch den oben erwähnten, ebenfalls durch ein niedriges Gitter begränzten Gang mit dem gegenüberliegenden Chor verbunden wird, erschien der Erzbischof, der von dem Capitel und dem übrigen Clerus unter Vorantritt mehrerer mit silbernen Stäben versehener Marschälle feierlich beim Portal empfangen wurde. Er verrichtete zuerst ein kurzes, stilles Gebet an den untersten Stufen des Altares, betrat hierauf den Chor und die dort im Hintergrunde befindliche, einfache, bischöfliche Cathedra und intonirte sogleich das „Deus in adjutorium“. Er war mit der Cappa magna bekleidet, die in Santiago nach altem Privilegium, auch wenn der Erzbischof nicht Cardinal ist, purpurrothe Farbe hat. Das violette Käppchen, das

er auf dem Haupte trug, war weit größer, als es in Italien und anderwärts üblich ist, und hüllte den ganzen Hinterkopf ein. Nun wurden die Vesperpsalmen sehr feierlich in Figuralmusik gesungen, mit sehr vielen Schnörkeln und langen Solopartien, wobei abwechselnd die beiden im Chor befindlichen, einander gegenüberliegenden, herrlichen Orgeln präludirten, welche zuweilen, wie auch am folgenden Tage während des Hochamtes, ein förmliches Duett mit vielen Läufen und kunstreichen Figuren aufführten, was stark an den Mißbrauch erinnerte, der in Italien nur zu häufig mit der Orgel getrieben wird. Beim Magnificat incensirten zwei Prälaten mit der Mitra auf dem Haupt gemeinschaftlich den Altar, während der Erzbischof auf seinem Sitze stehen blieb. Zum Schluß wurde an den Stufen des Altares ein langes Gebet, das sich auf den hier ruhenden Apostel zu beziehen schien, gesprochen und der Erzbischof ertheilte vom Altar (ohne Mitra) den feierlichen Segen. Hiernach scheint es, daß der Ritus in Santiago einige, wohl auf altem Herkommen beruhende, Eigenthümlichkeiten besitzt. Im Allgemeinen habe ich während dieser feierlichen Function, wie auch am folgenden Tage während des Hochamtes, nicht viel Devotion in der Kirche wahrgenommen. Mit Ausnahme einiger wirklicher Pilger und mehrerer Frauen, die in abgelegenen Kapellen mit ausgestreckten Händen beteten, schien es hier wie überall und namentlich in Rom bei großen Festlichkeiten zuzugehen, daß die Anwesenden mehr Schaulust als eigentliche Andacht offenbaren. Auch

an dem Clerus schien sich leider die fast bei allen Cathedralen und größeren Kirchen, bei denen eine große Menge von Geistlichen functioniren, zu machende Erfahrung zu bestättigen, daß eine gewisse Nonchalançe, ich möchte fast sagen, ein handwerkmäßiges Wesen sich offenbarte, das häufig sich dort einzustellen pflegt, wo viele Geistliche lange Zeit hindurch zur Anwesenheit in der Kirche verpflichtet sind, wobei es nur zu leicht geschieht, daß sie ein Wesen annehmen, als seien sie mit den heiligen Räumen so vertraut, wie mit ihrem Wohnzimmer, und bewegten sich in denselben kaum in einer anderen Stimmung. Auch fiel es mir auf, daß heute, am Vorabend des Festes, die vielen in der großen Kirche befindlichen Beichtstühle ganz leer standen und ich selbst, da ich zum Fest meine Andacht verrichten wollte, ziemliche Mühe hatte, unter den vielen anwesenden Geistlichen einen Beichtvater zu erlangen. Doch wäre der Schluß, daß es hier am Feste des heiligen Jacobus an Communicanten fehle, wohl ein voreiliger. Ich sah später und namentlich an dem folgenden Sonntage, die Beichtstühle von einer großen Anzahl von Pönitenten umlagert. Die mit dem Fest selbst zusammentreffende Feria mag viele veranlassen, ihre Andacht erst später in der Oktave zu verrichten. Ein freundlicher Sakristan, der ein sehr braver Mann zu sein schien und durch dessen Vermittlung der Canonicus Poenitentiarius selbst die Güte hatte, meine Beichte zu hören, als der Chor (die Complet) zu Ende war, beklagte sich bitter über die in Santiago eingetretene Abnahme der Devotion.

Fast gar keine Pilger kämen mehr her, selbst das alle sieben Jahre abgehaltene Jubiläum bringe verhältnißmäßig nur Wenige nach Santiago; was zum Fest die Stadt fülle, seien meistens nur Landleute aus der Umgegend, die zugleich durch die Feria angezogen werden; die herrlichen Klostergebäude, die Santiago besitzt, und das prächtige Pilgerhospital, das Ferdinand und Isabella erbaut, stünden wüst und leer und seien die Wohnung der Vögel geworden (estan a los pajaros!); vom alten Glanze des Cultus sei auch nur wenig mehr zurückgeblieben. Diese traurigen Erfahrungen, von deren Wahrheit ich mich zum Theil selbst durch den Augenschein überzeugen konnte, wurden auch durch den Erzbischof selbst, welchen ich nach dem Gottesdienst zu besuchen mir die Freiheit nahm, bestättigt. Dieser hochwürdigste Herr, der mich mit sehr großer Freundlichkeit und Herzlichkeit zu empfangen die Gnade hatte, ist von Geburt ein Castilianer, aus einem kleinen Orte in der Nähe von Salamanca herstammend (Michael Garcia ist sein Name) und erst seit wenigen Jahren Erzbischof von Santiago. Die höchst interessante Unterhaltung mit diesem Prälaten, der zu den ersten Würdenträgern der spanischen Kirche gehört und durch ein feines, aber höchst ungezwungenes, herzgewinnendes Wesen sich auszeichnet, war ein lieblicher Lichtpunkt in meiner Reise und wird mir stets eine angenehme Erinnerung bleiben.

Der Abend dieses denkwürdigen Tages gewährte durch das auf dem Platze vor der Cathedrale abge-

brannte, großartige Feuerwerk und das überall in den Straßen und selbst in meiner Posada sich lärmend bewegende Volksleben eine höchst eigenthümliche Unterhaltung, die zwar an sich interessant genug war, aber auch ihre großen Unbequemlichkeiten mit sich brachte. Gegen halb 10 Uhr gaben eine Menge aufsteigender Raketen das Signal zum Beginn des Feuerwerkes. Von dem Wirth und den dienstbaren Geistern der Posada auf dieses Ereigniß aufmerksam gemacht und dringend aufgefordert, das schöne Schauspiel ja nicht zu versäumen, ließ ich mich von dem durch die Gasse wogenden Menschenstrome mit fortreißen bis in die Nähe des Platzes, wo die früher schon bemerkten Zurüstungen standen. Eine Musikbande war bereits in voller Thätigkeit und fortwährend stiegen Schwärmer und Raketen in die Luft, deren zischendes Sprühen jedoch eine höchst bedenkliche Seite an sich hatte, die mich fast dazu bewogen hätte, sogleich wieder umzukehren, um nicht etwa mit durchlöcherten Kleidern und verbrannter Haut heimkehren zu müssen. Viele dieser Schwärmer waren nämlich (cosa de España) so übel construirt und mit Pulver so überladen, daß sie nicht hoch genug stiegen, um in der Luft erlöschen zu können, und fuhren daher häufig noch brennend und auf dem Boden herumsprühend auf die Erde und unter die Leute nieder, so daß man keinen Augenblick sicher war, einen solchen spanischen Verkünder der Festesfreuden im eigentlichen Sinne des Wortes auf den Pelz gebrannt zu bekommen. Zu wiederholten Malen fuhren diese brennenden Raketen in die dichtesten

Volkshaufen hinein, so daß die Leute laut schreiend auseinander stiebten und es mir in der That als ein wahres Wunder erschien, daß namentlich die Kleider des vielvertretenen schönen Geschlechtes nicht Feuer fingen. Unglücklicher Weise wehte der herrschende Nordwind die Schwärmer alle nach der Seite hin, wo ich mich befand, und man wird leicht begreifen, daß unter solchen Umständen das Zuschauen nicht eben behaglich war, obgleich dies auf die immer dichter zusammenströmende Menschenmasse nicht den mindesten Eindruck zu machen schien. Ich wechselte, so gut es im Gedränge anging, mehrmal den Platz und war endlich so glücklich, einen Standpunkt zu gewinnen, wo man durch ein weit vorspringendes Dach vor dem Niederfallen solcher Raketenschnuppen ziemlich gesichert war und zugleich eine freie Aussicht auf den Platz genoß. Das Feuerwerk selbst bestand zunächst in dem Abbrennen der drei in der Mitte des Platzes errichteten Pyramiden, was zwar unter sehr großem Knallen und allerhand komischen Bewegungen der auf der Spitze befestigten Figur (was für die Landleute das Hauptvergnügen zu sein schien), aber mit wenig Regelmäßigkeit und Accuratesse stattfand. Den Beschluß machte das Anzünden des großen, vor der Hauptfaçade der Kirche errichteten Stückes, das einen allerdings schönen und großartigen Anblick gewährte und unter den furchtbarsten, den stärksten Kanonenschlägen vollkommen gleichkommenden Explosionen vor sich ging. Die Kosten dieses brillanten Feuerwerkes, das eine volle Stunde dauerte, werden nach altem

Herkommen theils vom Ayuntamiento, theils von der Königin und theils vom Capitel der Cathedrale bestritten und sollen sich ziemlich hoch belaufen. Einen ganz eigenthümlichen, ich möchte fast sagen, ergreifenden Eindruck machte der tausendstimmige Volksgesang, der gegen das Ende des Feuerwerkes, als die Musikbande ausgespielt hatte, sich erhob und bis nach Mitternacht in den Straßen fortdauerte. Es schien ein Lobgesang auf den Apostel zu sein, der besonders durch die hellen Stimmen der Weiber weithin hallte und an die religiösen Gesänge der Polen erinnerte. Als ich schon längst mich zur Ruhe begeben hatte, aber die ersehnte Nachtruhe bei dem fortdauernden Lärm, der in der Posada herrschte, leider nicht finden konnte, hörte ich noch lange Zeit das Singen in den Straßen.

Die drei Nächte in Santiago gehörten zu den unangenehmsten, die ich auf meiner ganzen Reise zugebracht habe. Abgesehen von dem Umstande, daß ich das Zimmer für die Nacht mit einem anderen Bewohner theilen mußte, der in dem Salon schlief, während ich mich in eine finstere, äußerst enge Alkove zurückzog, herrschte in dem Hause ein solcher Lärm, daß es mir immer erst gegen Morgen gelang, ein wenig einzuschlafen. Unglücklicher Weise war in der Posada ein Wunderkind zu sehen, das für Geld gezeigt wurde und mit welchem seine Verwandten die Feria von Santiago aus wohlberechneter Speculation bezogen hatten. Dieses Kind, ein Knabe von 8 Jahren, aus Valladolid gebürtig, besaß nämlich in seinem

klugen Kindergesicht einen natürlichen, starken, schwarzen Bart, dessen sich ein Mann von 30 Jahren nicht zu schämen gehabt hätte, und war überdies am ganzen Leibe mit Haaren bedeckt. Dabei entwickelte es eine für sein Alter ungewöhnlich starke Muskelkraft. Schon bei meiner Ankunft in der Posada war mir die aus einem Fenster des ersten Stockes heraushängende Fahne aufgefallen, auf der das merkwürdige Geschöpf in Lebensgröße abgemalt war und in großen Buchstaben die Worte standen: El joven Samson (Der junge Samson). Vor der Thür saß ein Trommler, der von Zeit zu Zeit sein Instrument rührte, um die Vorübergehenden zum Beschauen des Wunderkindes einzuladen. Mich hatte man bald nach meiner Ankunft sehr höflich gebeten, als Gast des Hauses gratis dieses Weltwunder zu besehen. Leider fing, als das Feuerwerk zu Ende war, das Beschauen des Kindes, das übrigens den ganzen Tag fortdauerte, erst recht an. Alle 10 Minuten fand sich ein Trupp Leute zusammen, denen das Wunder in eintöniger, auswendig gelernter Explication erklärt und gezeigt wurde, wobei an das Kind regelmäßig mehrere Fragen vom Erklärer gerichtet wurden, die es ebenso stereotyp beantworten mußte. Die Wände der Posada waren so dünn, daß ich von meinem Lager jedes Wort deutlich vernehmen konnte, was in Verbindung mit dem Getrampel der Leute, die fortwährend massenweise die Treppe hinauf- und hinabstiegen, eben keine angenehme Nachtmusik war und bis spät nach Mitternacht fortdauerte. Über mir waren einige galizische Bauern einquartiert, deren

schwere Fußtritte, da auch sie erst sehr spät zur Ruhe kamen, fortwährend über meinem Haupte erdröhnten. Unter und neben mir befand sich, durch eine dünne Bretterwand abgesondert, der Stall der Posada und von Zeit zu Zeit ließ in regelmäßigen Pausen ein krankes Maulthier sein jämmerliches Geschrei hören, das mit dem des Esels die größte Ähnlichkeit hat. Dabei gab es Flöhe und Wanzen in mehr als hinreichender Menge. Hieraus wird es wohl begreiflich, daß die Nächte im Hause des Señor Romero meine Erwartung, in Santiago von den Beschwerden der Reise behaglich ausruhen zu können, gründlich enttäuschten.

Am folgenden Morgen ward mir das kaum gehoffte Glück zu Theil, auf dem an der Rückseite des Hochaltars und, wie dieser selbst, ebenfalls über dem Grabe des Apostels befindlichen, kleinen Altare celebriren zu können, der an diesem Festtage eigentlich nur für die Canoniker reservirt war. Doch ließ man bei mir, als Fremden, eine Ausnahme gelten. Dieser kleine, sehr niedliche Altar ist mit einem Medaillonähnlichen Bilde, auf dem die Erscheinung des Apostels in der Schlacht von Clavijo dargestellt ist, und zu beiden Seiten desselben mit einem kleinen Ecce Homo und einer Mater Dolorosa geschmückt. Eine allgemeine Sakristei, welche für sämmtliche in der Cathedrale celebrirenden Priester bestimmt wäre, existirt hier nicht; die große, sehr schöne Haupt-Sakristei dient lediglich für die feierlichen, am Hochaltar vorgenommenen Functionen. Alle übrigen Altäre bilden

Capellen für sich, die entweder eine eigene kleine Sakristei haben, oder neben denen ein Credenztisch aufgestellt ist, bei welchem man sich ankleidet. Die meisten der sehr vielen Geistlichen, welche bei der Cathedrale functioniren, sind Altaristen, die als Beneficiaten auf eine solche Capelle, von denen jede auch ihre eigenen Ministranten hat, investirt sind.

Um hier noch nachzuholen, was von der Apostelkirche außer dem oben schon Erwähnten zu berichten ist und was ich im Laufe dieses und des folgenden Tages erst nach und nach mit Muße in Augenschein nehmen konnte, so ist dieselbe ein großer, aus fünf Schiffen bestehender, majestätischer Bau, nach einer in Madrid gedruckten Beschreibung derselben 270 Fuß lang und 204 breit. Der ursprüngliche Stil scheint alt-byzantinisch zu sein, doch hat sie so viele Restaurationen und spätere Erweiterungen und Anbaue erfahren, daß in der That alle nur denkbaren Baustile in ihr vertreten sind. Noch ist ein sehr schönes, altes, byzantinisches, äußeres Portal an der Südseite erhalten, zu welchem eine hohe und breite Treppe hinaufführt und das dem nördlichen de la Azabacheria gegenüberliegt. Im Inneren läuft oben an den Seitenwänden eine höchst zierliche, aus kleinen Säulen, welche Rundbogen tragen, bestehende Galerie um die ganze Kirche. Das schönste architektonische Monument derselben ist jedoch das alte byzantinische Hauptportal, das früher den äußeren Eingang zierte, gegenwärtig aber, da die neue Façade weiter vorgerückt ist, wie eine Art Triumphbogen im Inneren der Kirche steht.

Es zeigt in dem großen Rundbogen eine Gruppe der herrlichsten, steinernen Skulptur: in der Mitte den Himmel — Christum den Herrn, umgeben von den Evangelisten mit den vier symbolischen Thieren, den vierundzwanzig Ältesten der Apocalypse, welche Harfen in der Hand halten, den Aposteln (von denen der heilige Jacobus in der Mitte genau unter der Figur Christi steht und ähnlich wie in dem Brustbilde auf dem Altar dargestellt ist), den Patriarchen und Propheten und anderen Heiligen des Alten und Neuen Testamentes, — zu beiden Seiten schließt sich das Fegfeuer und die Hölle an, mit eigenthümlichen, burlesken Figuren. Das Ganze scheint eine plastische Darstellung des Dante'schen Gedichtes zu sein *). Außer diesem herrlichen Portal, das vielleicht das älteste, noch erhaltene Baudenkmal der Kirche ist, verdient der neben dem rechten Seitenschiffe befindliche, vortrefflich erhaltene und im reichsten, späteren gothischen Style erbaute Kreuzgang (los claustros) als eine der schönsten Sehenswürdigkeiten, die Santiago aufzuweisen hat, bezeichnet zu werden. Derselbe schließt mit seinen prachtvollen Bogen und gothischen Säulenbündeln ein ziemlich großes Quadrat ein. Das Pflaster der vier breiten Corridore ist größtentheils mit Leichen-

*) Eine alte gothische Inschrift an diesem Portal lautet: „Anno ab incarnatione Dñi M.C.LXXXVIII. superliminaria principalium portalium Ecclesiae Beati Jacobi sunt collocata per magistrum Matheum, qui a fundamentis ipsorum portalium gessit magisterium."

steinen bedeckt, welche die Grabstätten von Canonikern dieser Cathedrale bedecken. Gegenwärtig dienen die herrlichen Gänge wohl hauptsächlich nur zur Recreation der zahlreichen Geistlichen, die in denselben auf- und abwandeln (auch wohl eine Papiercigarre rauchen), wenn sie in der Kirche gerade nicht beschäftigt sind, und das Bedürfniß fühlen, frische Luft zu schöpfen. In der Nähe dieses Kreuzganges liegt auch der schöne Capitelsaal, den der gefällige Sakristan mir bereitwillig aufschloß und woselbst eine kleine Bekehrung Pauli von Murillo und ein sonderbarer, sehr kostbarer, von Perlmutter und Ebenholz gearbeiteter Kasten sich befindet, der die Bestimmung hat, zu den Scrutinien bei der Bischofswahl zu dienen, und durch seinen eigenthümlichen Mechanismus merkwürdig ist.

Den späteren Vormittag des Festtages brachte ich theils in der Cathedrale, woselbst der Erzbischof das Hochamt celebrirte, theils mit der Besichtigung des prächtigen Pilgerhospitales zu. Während des Hochamtes herrschte in der Kirche ein furchtbares Gedränge; einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte dabei eine Ceremonie, die zwar höchst sonderbar und wahrscheinlich in der ganzen Welt nur in Santiago üblich ist, die aber in der That etwas Großartiges und Majestätisches hat. Die Cathedrale von Santiago besitzt nämlich ein colossales, über 5 Fuß hohes, silbernes Rauchfaß (el famoso incensorio de Galicia, wie der Sakristan es nannte), das während des ganzen Amtes, an einem ledernen Seil von dem Gewölbe der Kirche herabhängend, mittelst einer Maschinerie vor dem

Altar, das ganze Querschiff der Kirche entlang, geschwungen wird und unaufhörlich große Weihrauchwolken entsendet. Jedenfalls eine höchst originelle, echt spanische Idee. Auch das Singen der Epistel und des Evangeliums von den beiden hohen Kanzeln herab, zu welchen der Diacon und Subdiacon, von den leuchtertragenden Akolythen begleitet, viele Stufen hinaufsteigen muß, macht einen schönen, wahrhaft erhebenden Eindruck, namentlich wenn beim Evangelium die Lichter der Akolythen hoch oben auf der Kanzel erscheinen.

Außer der Cathedrale ist das prächtige, viele innere Höfe einschließende, von den katholischen Monarchen Ferdinand und Isabella (denen man überall in Spanien begegnet, wo es große Erinnerungen giebt) erbaute Pilgerhospital das größte und merkwürdigste Gebäude in Santiago. Wie oben bereits erwähnt worden, nimmt seine Fronte die Nordseite des vor der Hauptfaçade der Kirche sich ausbreitenden großen Platzes ein, auf welchem gestern das Feuerwerk stattfand und wo auch die Stiergefechte abgehalten werden sollen. Ich habe dem Hospital leider nur einen, ziemlich flüchtigen, Besuch gewidmet und kann daher nur Folgendes darüber berichten. Durch das prächtige, im Renaissancestyl des Anfanges des 16ten Jahrhunderts erbaute äußere Portal gelangt man in eine große Halle, in welcher hinter einem Gitter ein mächtig großes, altes Crucifix hängt. Eine Inschrift unter demselben besagt, daß Jeder, der hier reumüthig ein andächtiges Vaterunser betet, einen Ablaß von

vierzig Tagen erwerben kann. Neben diesem schönen Crucifix, das ein wahres Kunstwerk ist, hängen rechts und links die außerordentlich schönen, höchst interessanten, alten Portraits von Ferdinand und Isabella, welche, wahrscheinlich von den Erbauern des Hospitales selbst herstammend, wohl in jeder Beziehung als authentisch gelten können. Diese beiden Bilder, deren schöne, sprechende Gesichter gewiß den Originalen sehr ähnlich sind, übten eine solche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich mich lange von ihrem Anblick nicht zu trennen vermochte. Durch mehrere innere Höfe, die mit schönen Marmorsäulen und Springbrunnen geziert sind, gelangte ich in die Capelle, welche unbedenklich als das Schönste, was Santiago an gothischer Kunst aufzuweisen hat, bezeichnet werden kann. An vier gegenüberliegenden Pfeilern erheben sich vier schlanke, wie riesige Tannen in die Höhe gipfelnde, gothische Altäre mit der reichsten Ornamentik und vielen wunderschönen Statuen geschmückt. Alles an denselben ist auf das Zierlichste aus Stein gemeiselt. Auch das herrliche Rippen-Gewölbe, nicht nur der Capelle, sondern auch der kleinen, daneben befindlichen Sakristei verdient wegen seiner Kühnheit und Zierlichkeit die höchste Bewunderung. Doch wird diese schöne, geräumige und sehr hohe Capelle durch einen in der halben Höhe derselben gleichsam in der Luft schwebenden, von Querbalken getragenen, modernen Altar entstellt, welcher freilich den Vortheil gewährt, daß er von den vier sich hier kreuzenden oberen Corridoren, in welchen sich gegenwärtig ein

Krankenhospital befindet, zu gleicher Zeit gesehen werden kann und daher zum Gottesdienst für die Kranken bestimmt ist. Das hier befindliche Krankenhaus nimmt jedoch bei Weitem nicht alle die weitläufigen Räume des colossalen Gebäudes ein; mehrere Flügel stehen ganz unbenützt da („a los pajaros“!); andere sind zu anderen öffentlichen Instituten benützt; Pilger, für deren unentgeltliche Herberge der Prachtbau von den königlichen Stiftern ursprünglich allein bestimmt war, kommen leider fast gar keine mehr nach Santiago, das in dieser Beziehung gegenwärtig das Schicksal des früher so berühmten, nun verödeten Montserrat theilt. Einst freilich war es anders. Viele Tausende von fremden Wallfahrern strömten alljährlich aus ganz Europa hier zusammen und erwarben Santiago eine solche Berühmtheit, daß es, als der größte Wallfahrtsort des fernen Abendlandes, neben Rom und Jerusalem die Auszeichnung genoß, daß ein Gelübde, hierher zu pilgern, nur vom Papst gelöst werden konnte. Die große Heerstraße der Pilger, die von Osten her nach dem im äußersten Westen Europa's gelegenen Heiligthum fast genau in der Richtung leitete, welche die Milchstraße am Himmel einnimmt, erwarb derselben in Spanien, da sie in der Nacht den fremden Pilgern zum Wegweiser diente, den Namen via de Santiago (Weg nach Santiago). Da der Weg hierher sehr unsicher war und im Mittelalter oft durch die Einfälle der Saracenen und durch zahlreiche Räuberbanden gefährdet wurde, so bildete sich zum Schutze der Pilger, die

zu ihrer Vertheidigung nichts Anderes als ihren einfachen Pilgerstab besaßen, der welberühmte Ritterorden von Santiago *). Bei ihrer Abreise erhielten die Pilger über die vollzogene Wallfahrt ein Certificat, compostela genannt, dessen Besitz ihnen so wichtig galt, daß es der Stadt ihren eigenthümlichen Beinamen gegeben.

Unter den berühmten Pilgern, welche Santiago durch ihre Gegenwart verherrlicht haben, werden der Papst Calixtus II., die Heiligen Dominicus, Franz von Assisi, Vincentius Ferrer, Johann von Gott, Bernardin von Siena, die heilige Elisabeth von Portugal, die heilige Brigida, ferner der berühmte Cid Rui Diaz el Campeador, Bernardo del Carpio, die katholischen Monarchen Ferdinand und Isabella, Kaiser Karl V. und fast alle Könige und Königinnen von Spanien genannt, die entweder persönlich das Heiligthum des Apostels besuchten oder durch einen Legaten in ihrem Namen die Wallfahrt verrichten ließen.

In den Nachmittagsstunden des heutigen Festtages wollte ich den aus dem Fenster meines Zimmers sichtbaren, nahen Monte Pedroso besteigen, von dessen Gipfel, wie mein Reisehandbuch sagte, eine schöne und weite Aussicht genossen werden kann. Dieser

---

*) Diese Ritter sind ursprünglich aus einer Bruderschaft entstanden, deren Mitglieder nur die friedliche Bestimmung hatten, an den Pforten der Kirche stehend, den Pilgern spanisches Geld gegen das mitgebrachte ausländische einzuwechseln und deßhalb cambiadores genannt wurden.

Berg zeigte, von dem Balcon der Posada aus gesehen, eine mit einigen Felsen gekrönte, öde, in schönen Linien sich erhebende Kuppe, welche unmittelbar über einem tiefen Thale aufsteigt, zu welchem sich diesseits die Häuser der Stadt hinabsenken, und schien von diesem Thale aus in einer guten Viertelstunde ersteigbar zu sein. Nachdem ich vorher in einer der besten Straßen der Stadt die Fonda de la Viscaina entdeckt, in die ich gern übergesiedelt wäre, wenn nicht leider alle Zimmer daselbst besetzt gewesen, und dort in Gesellschaft eines schweigsam neben mir sein Mittagsbrod verzehrenden Engländers einen Kaffee eingenommen, lenkte ich meine Schritte zunächst nach der vor einem südlichen Stadtthor gelegenen Alameda, in deren Nähe sich das sogenannte Campo de feria befindet, wo es von Menschen (fast nur Landleuten) wimmelte und man Mühe hatte, sich durchzudrängen. Die Fortsetzung der eigentlichen Alameda (auf die letztere werde ich später zurückkommen) zieht sich hier in weitem Bogen um einen felsigen, mit Eichen bewachsenen Hügel herum, der auf seinem Gipfel eine kleine Kirche trägt und ganz von Marktleuten bedeckt war, die theils in malerischen Gruppen unter den Bäumen sich gelagert, theils nach allen Richtungen in bunter Fülle umherwogten und die Luft mit einem dumpfen Gesumme und zuweilen mit lautem Jubel erfüllten. Linker Hand senkte sich ein tiefer Abhang zum Thale nieder und konnte eine herrliche Aussicht auf die fernen, prächtig beleuchteten Gebirge genossen werden. Nachdem ich diesen schönen Weg eine Zeitlang

verfolgt und dem Monte Pedroso mich endlich gegenüber befand, schlug ich einen steil in die Tiefe leitenden Fußpfad ein, der zunächst in die unten liegende Vorstadt führte, wo es ebenfalls von geputzten Land- und Stadtleuten wimmelte und ich nach Überschreitung eines Baches an einer mit bunten Ballons verzierten, kleinen Kirche vorüberkam, in welcher heute ebenfalls ein besonderes Fest gefeiert wurde. Dann suchte ich, auf's Geradewohl forteilend, allmählig die Höhe des Monte Pedroso zu gewinnen, der dicht vor mir lag und scheinbar in sehr kurzer Zeit zu erklimmen war. Nachdem ich mich lange in staubigen Hohlwegen zwischen steinernen Mauern, die am Abhange des Berges sich hinzogen, weiter zu kommen bemüht hatte und an mehren wüsten Gebäuden, welche verlassene Ruinen zu sein schienen, vorübergekommen, gelang es mir endlich, nach Übersteigung einiger den Weg versperrender Steinmauern, den Fuß der eigentlichen, steilen Kuppe zu erreichen, die, mit Stachelginster, Farrenkraut und großen Felsblöcken bedeckt, sehr mühsam zu ersteigen war und sich weit höher erwies, als sie anfänglich mir erschien. Mit großer Anstrengung und unter vielem Schweiß gelangte ich bis zu dem mit großen, zertrümmerten Felsmassen bedeckten, höchsten Kegel, dessen mühsames Erklimmen ebenfalls noch mehrere Minuten erforderte. Ich hatte von der Thalsohle bis zum Gipfel, obgleich ich in ziemlich gerader Richtung, soweit es die Steinmauern erlaubten, auf mein Ziel lossteuerte, fast eine Stunde

gebraucht *). Diese Anstrengung, die bei der großen Hitze höchst beschwerlich war, wurde jedoch auf das Herrlichste belohnt. Die hier sich eröffnende Aussicht übertraf alle meine Erwartungen. Santiago präsentirte sich wahrhaft großartig, da die ganze westliche Fronte des ungeheueren Hospitales links neben der Cathedrale sich hier entfaltete, in Verbindung mit den vielen anderen prächtigen Palästen, welche das genau im Centrum der Stadt gelegene Heiligthum des Apostels umgeben, und auch die übrigen vielen Thürme und Kirchen der Stadt sehr vortheilhaft hervortreten. Die Fernsicht auf die in allen Richtungen am Horizont auftauchenden, prächtig beleuchteten, nackten Sierren und Kuppen war außerordentlich weit und schön, obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Gegend im Allgemeinen einen öden, ich möchte sagen, melancholischen Charakter hat und man hier sehr deutlich inne wird, daß Santiago eigentlich noch in Mitten der wüsten Parameras gelegen ist, die jedoch durch hohe, nackte, sie an allen Seiten überragende Felsgipfel einen höchst malerischen und interessanten Charakter erhalten. Die Höhe des Monte Pedroso selbst war vollkommen von derselben Beschaffenheit, wie die öden Höhenzüge, welche ich zuletzt in Galizien bei La Tolda und La Traviesa durchzogen hatte,

*) Dahin ist die Bemerkung des Richard'schen Reisehandbuches zu berichtigen, wenn es heißt: „Gagnez campo de Feria, el u n p e u p l u s l o i n (!) Monte Pedroso, d'où le panorama est vaste et magnifique.“

nur daß hier eine größere Menge Steine und Felsblöcke lagen, welche dieser Kuppe ihren Namen gegeben haben. Aus dieser öden Einsamkeit auf die prächtig zu meinen Füßen ausgebreitete Apostelstadt am Tage des heiligen Jacobus selbst herabblicken zu können, von deren regem Leben, das die Feria und das Fest in ihren Straßen verbreitete, bis zu dieser Höhe nichts mehr hinaufdrang, wo sie still und schweigsam in feierlicher Einsamkeit vor mir in der Tiefe lag, war ein Hochgenuß, der mich lange auf dem Gipfel des Monte Pedroso, auf einem Felsstück sitzend, gefesselt hielt und die verschiedensten Gedanken und Betrachtungen anregte. Den Rückweg nahm ich über den langen, in südlicher Richtung hinstreichenden Kamm des Berges, wo einige Wagengleise im Grase bemerklich waren, die mich allmählig in einen Hohlweg leiteten, in welchem ich, an kleinen Kastanienwäldchen, die hier mehrere nahe Abhänge bedecken, vorüberkommend und durch ein Dorf, das von einem krystallhellen Bache durchrieselt wurde, allmählig die in der Tiefe gelegene Vorstadt und dann auf demselben Wege wieder die Alameda und das Campo de feria erreichte.

Hier bot sich, da der Markt jetzt seinen Höhepunkt erreicht zu haben schien und Alles, was nur irgend abkommen konnte, aus der Stadt herausgeströmt war, ein höchst lebendiges und interessantes Bild des spanischen Volkslebens dar, das ich mit großem Vergnügen betrachtete und das mir wiederum, mit unseren deutschen Jahrmärkten und Volksfesten verglichen, den spanischen Charakter und die hier zu Lande herrschenden

Sitten in einem höchst vortheilhaften Lichte erscheinen ließ. Obgleich das Gewühl und Gedränge überaus groß war und man stets auf der Hut sein mußte, um nicht von den vielen berittenen Bauern, die mit ihren Eseln und Maulthieren durch die dichtesten Haufen sich drängten, umgerannt zu werden, herrschte doch im Allgemeinen eine musterhafte Ordnung und Nichts war zu sehen von jenen rohen Exzessen, welche im Norden Europa's nur zu häufig die regelmäßigen Begleiter solcher Volksfeste sind. Weder ein Betrunkener war zu bemerken, noch gab es irgendwo Händel und Streit, noch waren Diebstähle oder andere Unsittlichkeiten zu befürchten. Nur eine heitere, anständige Fröhlichkeit herrschte überall, welche die Städter mit den Landleuten in der ungezwungensten Weise theilten. Viele aus bunten, an einfachen Stangen zum Schutze gegen die Sonne ausgespannten Tüchern improvisirte Buden boten allerhand Erfrischungen feil. Eine Hauptrolle schien der Viehmarkt zu spielen, der hauptsächlich auf dem oben erwähnten, felsigen Hügel unter dem Schatten der Eichen abgehalten wurde, von denen es kaum begreiflich ist, wie sie auf dem nackten Felsen, aus dem der ganze Hügel besteht, haben Wurzel fassen können. Natürlich durfte Musik und Tanz bei dem Volksfeste nicht fehlen. In mehreren Gruppen, welche eine Menge von Zuschauern umstanden, tanzten Landleute bei den Tönen einer einfachen Musik, die hauptsächlich aus dudelsackähnlichen Sackpfeifen bestand, welche bei einer dieser Gruppen jedoch auch von einem großen Violon begleitet wurden, ihre

nationalen Tänze, wahrscheinlich die galizische Zanganada. Nur die Männer hatten Castagnetten an den Händen; dem Äußeren nach meist plumpe Bauern in braunen oder gelben Jacken, wußten sie doch höchst graziöse Sprünge und Bewegungen zu machen. Die Weiber in ihren rothen Pelerinen und den Kopf mit weißen, gestickten Schleiern bedeckt, contrastirten hier gegen die lebhaften Bewegungen und die fröhlichen Gesichter der Männer durch die größte Ruhe und Eingezogenheit. Mit niedergeschlagenen Augen und ernsten Mienen gingen sie ruhig und langsam im Kreise umher und ihr ganzer Tanz schien sich auf einige Bewegungen der Hände zu beschränken, die mit dem Takt der Musik übereinstimmten. In einem anderen Kreise tanzten nur Männer mit Castagnetten an den Händen und braunen, spitzen Hüten auf dem Kopf. Diese Tänze waren höchst interessant und originell und gänzlich verschieden von dem andalusischen Fandango und Bolero. Nur das hatten sie mit allen spanischen Tänzen gemein, daß jede Person für sich allein tanzte und daß es weniger auf die regelmäßigen Bewegungen der Füße, als vielmehr auf die Haltung des ganzen Körpers anzukommen schien. Während diese einfachen Belustigungen auf dem Campo de feria herrschten, wandelte auf der daneben gelegenen, durch ein Gitter abgeschlossenen, rein gekehrten und gesprengten Alameda die vornehme Welt von Santiago im höchsten Festtagsstaate auf und ab, die Damen unaufhörlich fächernd, die Herren meist Papiercigarren rauchend, wozu eine dort aufgepflanzte Musikbande

moderne Walzer spielte. Die Stunde, wo in Santiago die Alameda besucht wird, ist nicht, wie im übrigen Spanien, die Zeit nach Sonnenuntergang, welche hier wegen des rauhen und feuchten Clima's sich wenig dazu eignen würde, sondern vielmehr die letzte Tagesstunde. Von dem schönen Geschlecht wurde trotz der nationalen schwarzen Mantilla von Sammt oder Seide, die selten fehlte, ein ziemlich großer Luxus entfaltet. Die Gesichter zeichneten sich fast durchweg durch stark markirte, echt spanische Züge und ziemlich große Nasen aus. Auch viele Geistliche, von denen ich mehrere beim Gottesdienst in der Cathedrale schon gesehen hatte, schritten mit ihren langen, schwarzen Mänteln und Schiffhüten, in traulichem Gespräch sich ergehend, durch die bunte Menge.

Der folgende Tag, der ein Sonntag war und den ich deßhalb als Ruhetag noch in Santiago zubrachte, bot mir noch einige interessante Nachträge zu dem früher bereits Gesehenen, obgleich ich mich bald davon überzeugte, daß nicht viel Neues mehr zu beschauen übrig war und ein noch längerer Aufenthalt hierselbst, zu dessen Abkürzung auch meine unangenehme Wohnung das Ihrige beitrug, nur Zeitverlust für mich gewesen wäre. Ich celebrirte heute in der schönen Capilla der schmerzhaften Mutter, die an der Rückseite des Chores sich befindet, und bemerkte weit mehr Devotion in der Kirche, als gestern bei den Hauptfunktionen des Festtages. Später wohnte ich einer Predigt bei, die von einem Canonikus gehalten wurde (gestern, am Festtage, fand in der

Cathedrale keine Predigt statt), welche einen rührenden, fast wehmüthigen Eindruck auf mich machte. Der Hauptgedanke derselben war: Das gegenwärtige Unglück Spaniens rührt von der Abnahme der alten Frömmigkeit her. Möge Spanien zu seinem früheren Glaubenseifer zurückkehren und gegen die Stimme der Verführung, die leider überall sich vernehmen läßt, taub bleiben, so wird es wieder groß und glücklich werden. Den Schluß bildete ein glühendes Gebet, bei dem sich der Prediger nach dem Grabe des Apostels hinwendete: Der heilige Apostel möge sein Land nicht verlassen, möge sich erinnern, was er einst für Spanien gethan, das seinem mächtigen Schutze die Befreiung vom Joche der Saracenen verdanke, und möge auch in dem gegenwärtigen Kampfe gegen Unglauben und Impietät seinen treuen Söhnen zum Siege verhelfen. Die Stimme des Redners wurde dabei so bewegt und war der natürliche Ausdruck eines so tief empfundenen Enthusiasmus, daß er sichtbar einen erschütternden Eindruck in den Zuhörern hervorrief. Bei dem nun folgenden Hochamt, welchem der Erzbischof beiwohnte, der zum Schluß, anstatt des celebrirenden Canonikus, selbst den Segen vom Altar aus ertheilte, fiel mir unter Anderem die alterthümliche Form der Dalmatiken des Diakons und Subdiakons auf, die mit vielen Quasten auf dem Rücken verziert und mit hohen Stehkragen versehen waren. Leider gelang es mir nicht, die untere Kirche, welche eine uralte, höchst interessante Krypta sein soll, in Augenschein nehmen zu können. Sie wird

nur einmal im Jahr, am Tage des heiligen Joseph, dem Publikum geöffnet und der Schlüssel, den ein Canonikus in Verwahrung hat, war gegenwärtig nicht zu erlangen. Doch konnte ich in die unter der Treppe des Hauptportales befindliche, kleine, alt-byzantinische Capelle eintreten, welche dem Apostel Jacobus dem Jüngeren (dem Alphäiden) gewidmet und mit einigen schönen, alten Altären, Säulen und interessanten Sculpturen geziert ist. Das Haupt des Alphäiden wird in dem Reliquienschatze der Kirche, der außerordentlich reichhaltig sein soll, aufbewahrt *).

Bei einem Gange durch die Stadt, der mich in den bisher noch nicht von mir betretenen nordöstlichen Theil derselben führte, kam ich an dem zwar kleinen, aber prächtigen, mit dorischen Säulen verzierten, sehr solid aus Quadern erbauten Universitätsgebäude vorüber, das aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammt. Die hiesige Universität ist im Anfang des 16ten Jahrhunderts durch den Erzbischof Fonseca gegründet, soll gegenwärtig eine der besten in Spanien sein und sich eines zahlreichen Besuches erfreuen. Derselbe Erzbischof hat noch ein anderes wissenschaftliches Institut, Colegio de Fonseca genannt, in's Leben gerufen, das in der Nähe der Cathedrale neben dem schönen Kloster San Jeronimo gelegen ist und

*) Es beruht offenbar auf einer Verwechslung der beiden gleichnamigen Apostel, wenn Willkomm (S. 330) berichtet, der Kopf des Zebedäiden befinde sich unter den zahllosen Reliquien der Kirche.

woselbst am heutigen Tage unter rauschender Militärmusik eine Preisvertheilung der Sociedad economica de Galicia, eines in der neueren Zeit entstandenen landwirthschaftlichen Vereines, welcher hier seine Sitzungen hält, stattfand, die eine Menge Leute vor dem offen stehenden Portal versammelte *).

Den allgemeinen Eindruck, den die Straßen von Santiago machen, kann ich durchaus nicht so finster und düster nennen, wie er gewöhnlich (auch von Willkomm) geschildert wird. Freilich mochte das bunte Leben, das in Folge des Festes überall in der Stadt herrschte, ihren Anblick während meiner Anwesenheit wesentlich verändert haben. Jedenfalls ist mir Santiago viel freundlicher und großstädtischer als Oviedo

---

*) Was überhaupt den Landbau in Spanien betrifft, so ist der Umstand, daß er in mancher Beziehung vernachlässigt erscheint, wohl weit mehr der schwachen Bevölkerung des Landes und den eigenthümlichen Bodenverhältnissen mancher Provinzen zuzuschreiben, als der Nachlässigkeit und Trägheit der Bewohner. Willkomm bemerkt darüber (a. a. O. S. 542) sehr richtig: „Zu den eingerostetsten der in Deutschland über Spanien verbreiteten Vorurtheile gehört die Ansicht, daß der spanische Bauer faul sei und aus Trägheit seine Felder vernachlässige. Diese Ansicht ist grundfalsch. Den Vorwurf der Faulheit kann man höchstens den Bewohnern des niederaragonesischen und niederandalusischen Flachlandes machen, alle übrigen Bauern Spaniens trifft er nicht. Der spanische Bauer ist im Allgemeinen ebenso fleißig, wie der deutsche, ja der baskische, catalonische, valencianische und granadinische Bauer dürfte hinsichtlich des Fleißes unsere Bauern beschämen."

erschienen. Die Stadt besitzt mehrere schöne Straßen, die mit vielen Kaufläden versehen sind. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 30,000. Die meisten Straßen sind mit Arkaden versehen und mit Quadern gepflastert. Die Farbe der Häuser ist meist dunkelbraun; die Bauart zwar im Allgemeinen die eigenthümlich spanische, doch habe ich hier auffallend wenig Balcone und an den Fenstern fast gar keine Vorhänge, die auf die Straße niederwallen und zum Schutz gegen die Sonne dienen, bemerkt. Unangenehm war der in mehreren Straßen herrschende üble Geruch, den die unterirdischen, unter den Quadern hinlaufenden Kloaken aushauchten. Der hier übliche Dialekt war für mich schwer verständlich und näherte sich bedeutend dem Portugiesischen. Zwar sprach der Wirth in meiner Posada sehr gut castilianisch; doch war es mir nicht leicht, die beiden mich bedienenden Mägde zu verstehen *).

Von Kirchen, die außer der Cathedrale, in welcher sich hier gleichsam Alles concentrirt, noch bemerkenswerth wären, ist nicht viel zu sagen. Die meisten sind wohl ehemalige Klosterkirchen gewesen. In einer kleinen, neben der Alameda gelegenen, welche der heiligen Susanna geweiht ist, bemerkte ich eine Wand, die von oben bis unten mit einer Menge wächserner Votivgeschenke (Händen, Füßen, Köpfen u. s. w.) behangen war.

*) So sagt man hier meis statt mas, noite statt noche, muito statt mucho, viño statt vino u. s. w.

Nachdem ich Nachmittags der Cathedrale einen letzten Besuch gemacht und Abschied vom Grabe des Apostels genommen, machte ich noch einen Spaziergang auf die Alameda und umkreiste den Felsenhügel, auf dem auch heute noch die Feria fortdauerte, von allen Seiten. Doch war der Markt weit schwächer als gestern besucht und neigte sich bereits seinem Ende zu. Ich gelangte bei diesem Spaziergange noch auf einen früher nicht entdeckten Punkt, von welchem sich die gerade gegenüberliegende Cathedrale außerordentlich schön präsentirte. Auch die Alameda war heute, wohl wegen des starken, kalten Windes, der große Staubwolken aufwirbelte und ziemlich unangenehm war, viel schwächer als gestern besucht. Nichtsdestoweniger fächerten die Damen, die heute gewiß von der Hitze nicht belästigt wurden, unaufhörlich. Das Clima von Santiago ist im Allgemeinen ziemlich rauh und feucht und das Wetter scheint hier sehr veränderlich zu sein. Während am Festtage eine große Hitze geherrscht hatte, war es heute, obwohl der Himmel vollkommen heiter blieb, kühl und windig und als ich Abends in meine Posada mich zurückgezogen, stieg unmittelbar nach Sonnenuntergang plötzlich ein dicker Nebel auf, der, über den Monte Pedroso in finsteren Wolken sich herüberwälzend, bald den ganzen Gebirgskamm in einen trüben Schleier eingehüllt hatte und für die morgige Fahrt nach Vigo schlechtes Wetter in Aussicht stellte. Es war die letzte Mahnung an das unwirthliche Clima der galizischen Parameras, die ich erhielt und die meine Sehnsucht nach den warmen und immer

heiteren Regionen des Südens, welche schon mehrmal lebhaft erwacht war, mächtig vermehrte und die entschieden südliche Richtung, die meine Reise von morgen an gewinnen sollte, mir um so erwünschter machte.

VI.

Vigo.

Der Abschied von Santiago war für mich bei Weitem weniger angenehm, als mein oben beschriebener Einzug in die Apostelstadt. Zwar war die durch den gestrigen Abendnebel hervorgerufene Befürchtung in Betreff des Wetters nicht in Erfüllung gegangen und ein prachtvoller, sonniger Morgen über die Stadt ausgebreitet. Doch wurde mir die Freude an dem schönen Wetter durch einige Ärgernisse verbittert, welche alle Kraft der Resignation erforderten, um nicht anhaltend in üble Laune versetzt zu werden. Zuerst wurde ich in meiner schlechten Posada noch zum Abschiede vom Señor Romero tüchtig geprellt und mußte für die drei oben geschilderten, in seinem Hause zugebrachten Nächte, von denen nur die letzte (da das Wunderkind trotz des unaufhörlich wirbelnden Trommlers seine Anziehungskraft verloren zu haben schien) etwas erträglicher war, gegen 100 Realen bezahlen. Dies würde nun keineswegs im Stande gewesen sein, einen dauernden Unwillen in mir hervor-

zurufen, da ich glücklicher Weise nicht zu denen gehöre, welche Stunden dazu brauchen, um ein derartiges Mißgeschick zu verdauen. Es erwartete mich aber bei der Abfahrt der Diligence noch eine andere Prellerei, welche nachhaltigere Folgen hatte und bei der es allerdings einiger Zeit bedurfte, um mit Gleichmuth in das Unvermeidliche sich zu fügen. Ich hatte, um einen guten Platz bis Vigo mir zu sichern, schon am Aposteltage einen Sitz in der Berlina genommen und denselben mit dem höchsten, für diese Plätze bestimmten Preise bezahlt. Schon damals war mir die Unfreundlichkeit und das eigenthümliche Wesen des betreffenden Beamten aufgefallen, der, ein grober, verschmitzter Gallego von der unangenehmsten Art, den entschiedensten Gegensatz zu allen übrigen Beamten bildete, mit denen ich in Spanien zusammengetroffen. Als ich nun heute meinen rechtmäßig erworbenen Platz in Besitz nehmen wollte, wurde ich auf die Höhe des Wagens in das höchst unbequeme Imperial gewiesen, weil man für gut befunden hatte, die Berlina einigen Damen, die sich nachträglich zur Reise noch gemeldet, einzuräumen. Obgleich über ein solches Verfahren ärgerlich und offenbar betrogen, da man den schon bezahlten Überschuß des Preises nicht herausgeben wollte (die Plätze auf der Höhe des Wagens sind bedeutend billiger), hätte ich mich doch sehr bald mit dem unfreiwilligen Tausche ausgesöhnt, wäre nicht hier, wo nur für drei Personen Raum war und ich mit einem wohlhabenden Landmann aus der Nähe von Pontevedra und seiner Ehehälfte mich schon leidlich

bequem eingerichtet, noch eine vierte, ebenfalls von der Administration betrogene Person, ein junger Mensch, der sich den schlechten Platz keineswegs schweigsam gefallen lassen wollte, aber dennoch in das nicht zu Ändernde sich fügen mußte, zu uns hineingestopft worden, so daß wir, auf das Fürchterlichste zusammengepreßt, kein Glied zu rühren im Stande waren und durchaus nicht in regulärer Weise zu sitzen vermochten Diese Diligencen gehören einer „Fraternidad Gallega“ sich nennenden Gesellschaft und sollen auch in anderer Beziehung, wie mir mehrfach versichert wurde, ihren Dienst höchst nachlässig versehen und die schlechtesten in Spanien sein. Überhaupt ist es mir vorgekommen, als verhielte sich Galizien im Punkte der sogenannten spanischen Barbarei zum übrigen Spanien ungefähr ebenso, wie dieses ganze Land zum anderen, civilisirten Europa. Jedenfalls verdient aber die edle Fraternidad Gallega, die mich überdies auch hinsichtlich der Überfracht meines Gepäckes betrogen hatte, ein besonderes Ehrendenkmal! Diese Höllenfahrt, bei der man in der That eine schwache Idee von den Leiden der auf einem Sclavenschiffe zusammengepreßten Schwarzen erhalten konnte, dauerte ungefähr 4 Stunden, bis Caldas, wo der Eindringling uns verließ und ich mit dem ländlichen Ehepaar allein blieb. Trotz ihrer kaum zu beschreibenden Unbequemlichkeit hatte diese Fahrt jedoch auch ein komisches, den Unwillen in etwas paralysirendes Element, da bald der eine, bald der andere über seinen zusammengepreßten Zustand einen

schweren Seufzer ausstieß und das Mißgeschick durch gemeinschaftliche Theilnahme etwas erträglicher wurde. Der camino real war nur in der nächsten Nähe von Santiago gut, dann stellenweise so schlecht und mit so großen Löchern versehen, daß nur im Schritt gefahren werden konnte; von Pontevedra bis Vigo ließ er Nichts zu wünschen übrig. Sobald man das öde Santiago verlassen hat, wird die Gegend bald höchst interessant. Schöne, felsige Sierren steigen zu beiden Seiten zu einer ziemlich beträchtlichen Höhe empor und der Weg führt in einem fruchtbaren, doch größtentheils nur mit Mais bebauten Thale fort, mit recht hübschen Aussichten auf die Berge. Üppige Wiesen und kleine Laubwäldchen erinnerten hier wieder an die asturischen Thäler. Unser, uns Anfangs sehr unwillkommene Eindringling suchte sich durch fortwährende, sehr lebhafte Unterhaltung angenehm zu machen. Er besaß in der That ein nie stillstehendes Mundwerk und erzählte unter Anderem viel von Afrika und den Sitten der dortigen „Moros", da er längere Zeit als Soldat in dem spanischen Presidio Melilla in Garnison gestanden. Einmal stieg er ab, um seinen an der Ecke eines Waldes ihn erwartenden Vater zu begrüßen, und lief dann eine Zeitlang neben dem Wagen her, was uns eine augenblickliche, sehr willkommene Erleichterung verschaffte. Nach einiger Zeit gelangten wir zu dem kleinen Orte Padron, woselbst der Leib des heiligen Jacobus zuerst in Spanien geruht haben soll und das wohl von diesem Hauptpatron Spaniens seinen Namen erhalten hat.

Unmittelbar vor dem Städtchen lag links am Wege eine schöne gothische Kirche und ihr gegenüber, rechts neben der Straße, ein langes, sehr nettes Gebäude, das die Residenz von Canonikern ist, die bei dieser Kirche ein Collegiatstift bilden und von denen jeder seinen eigenen Balcon hat. Hinter dem Städtchen setzten wir auf einer langen, sehr schmalen, steinernen Brücke über den breiten Fluß, der hier in eine Ria ausläuft, in welcher einige kleine Seeschiffe vor Anker lagen. Wir hatten uns dem Meere wieder allmählig genähert und ein angenehmer, erfrischender Wind milderte etwas die sehr bedeutende Hitze.

Nun mußte zunächst wieder eine ziemlich hohe Cuesta überstiegen werden. Die acht Maulthiere, vom Adelantero und zwei Zagalen angetrieben, liefen trotz fortwährenden Geschrei's und reichlich ausgetheilter Prügel schlecht genug und wurden erst, nachdem wir 4 Leguas zurückgelegt, mit etwas besseren Pferden vertauscht. Auf den Abhängen bemerkte ich hier wieder viele Fichten, denen sich jedoch mitunter auch einige Pinien beimischten. Auch Kastanien und Weinlauben belebten das schöne Thal; doch wird auf den Feldern durchweg nur Mais gebaut. In Caldas del Rey, das in der Mitte eines weiten, sehr fruchtbaren Thales liegt, ziemlich gut gebaut ist und berühmte warme Bäder besitzt, fuhren wir in vollem Galopp durch das dichteste Gedränge eines Marktes ein, der durch die mannigfachen, bunten Trachten, die sich hier zeigten, recht interessant gemacht wurde und wo wir eine gute Viertelstunde, ohne abzusteigen,

im dichtesten Gedränge stehen blieben. Hier verließ uns der eingeschobene, uns so hart bedrängende Gast und ein anderer dicker Herr versuchte seine Stelle einzunehmen, was sich jedoch als so unmöglich erwies, daß er nothgedrungen wieder abziehen und anderswo untergebracht werden mußte. Erst jetzt fingen wir an, frei aufzuathmen und da nun die Gegend immer herrlicher und reizender wurde, auch eine besondere Unbequemlichkeit oder Beschwerde von Seiten der Diligence nicht mehr eintrat, so muß ich in der That gestehen, daß die letzten zwei Drittheile dieses Tages, durch den hohen Genuß, den sie mir verschafften, mit dem unbehaglichen Anfange desselben mich vollständig wieder aussöhnten und durch das erlittene Ungemach kaum zu theuer erkauft waren.

Bald hinter Caldas hob sich der Weg abermals auf eine noch bedeutend höhere Cuesta in vielen Windungen, deren Abhänge mit großen, zertrümmerten Felsblöcken völlig besäet waren. Die öden Rücken, die nur zur Weide für's Vieh dienen, waren nichtsdestoweniger durch Steinmauern in große, unregelmäßige Bezirke abgegränzt. Sehr große Retāmasträucher, die von Weitem fast wie Ölbäume aussahen, wuchsen hier sehr häufig an den Rändern der Straße. Der Ölbaum scheint im Allgemeinen in Galizien nicht zu gedeihen. Alles hier gebrauchte Öl kommt aus Andalusien. Die Hitze wurde fortwährend durch ziemlich starken Wind gemildert (vom Meere blieben wir jedoch stets durch hohe Bergrücken getrennt), so daß die Sonne nicht beschwerlich fiel, obgleich mein Begleiter

seinen Regenschirm dagegen auszuspannen und vorn zum Wagen hinauszuhalten für nöthig fand, den ihm jedoch der Wind einmal entführte, so daß er nur den Griff in der Hand behielt, trotzdem daß der Regenschirm ganz neu und erst in Santiago auf der Feria gekauft war. Dieser Mann, der eigentlich nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Bauer war und in der Nähe von Pontevedra ein kleines Landgut besaß, zeigte sich gleichwohl im Gespräch als sehr gut unterrichtet, wußte mit Sachkenntniß über Gegenstände zu sprechen, die sonst weit über den Horizont eines schlichten Landmannes hinausliegen, z. B. über die politischen und religiösen Verhältnisse Spaniens; insbesondere aber war er vortrefflich bewandert in der neuesten spanischen Geschichte und erzählte mir eine Menge höchst interessanter Details aus dem im Jahre 1808 in dieser Gegend stattgefundenen, dem französischen Heere so verderblichen Guerillakriege, als fast die sämmtliche waffenfähige Bevölkerung von Galizien gegen die fremden Eindringlinge sich erhob und die Höhen und Schluchten dieser Gebirge in unzähligen kleinen Truppen besetzte und viele Tausende von Franzosen durch die von jedem Berge und aus jedem Walde, an dem sie vorbeikamen, hervordringenden Kugeln hingestreckt wurden, ohne daß sie je im Stande waren, die immer wieder auf's Neue sich ergänzenden Banden, die ihnen nie Stand hielten und selten die Höhen verließen, aufzureiben, während ihre eigenen Reihen durch diese mit Ausdauer fortgesetzten Plänkeleien allmählig so gelichtet wurden, daß sie zuletzt bei der berühmten

Brücke San Payo, über die ich heute Nachmittag noch kommen sollte, die vollständigste Niederlage erlitten.

Als wir auf der Höhe der Cuesta angekommen waren, eröffnete sich eine reizende Aussicht auf die im Westen sich ausbreitende, von hohen Gebirgen eingeschlossene Ria von Pontevedra und bald wurde auch diese Stadt selbst sichtbar, die auf einem Hügel in der Mitte eines weiten, herrlichen Thales gelegen ist, das rings von außerordentlich malerischen, jedoch meist nackten Bergen eingeschlossen wird und in seinem Schooße eine üppige Vegetation birgt, die schon einen bedeutend südlicheren Charakter trägt, als ich bisher in ganz Galizien und Asturien bemerkt hatte. Doch tritt derselbe nicht so plötzlich und unvermittelt ein, daß sich nicht überall noch die den nördlichen Küstenprovinzen eigenthümlichen Gewächse in üppiger Fülle hervordrängten. Cypressen, Orangenbäume, Caña und die üppigsten Weinlauben verbinden sich hier mit nordischen Eichen, Kastanien und Ulmen zu einer höchst reizenden Mischung, wie sie vielleicht in ganz Spanien nur in diesem südlichen Theile von Galizien existirt. Nimmt man hierzu noch die außerordentlich malerischen Formen der herrlichen Gebirge und das zauberische südliche Licht, das auf ihren Felsgipfeln erglänzt, so begreift es sich, daß die Gegend um Pontevedra in vielen Beschreibungen von Spanien ohne allzugroße Übertreibung eine „paradiesische“ genannt werden kann, obgleich ich gestehen muß, daß nach meinem Urtheil die Ria von Vigo die von

Pontevedra an Schönheit noch weit übertrifft, da dort die Berge nicht jenen nackten, sterilen Charakter zeigen, der bei Pontevedra noch vorherrschend ist. Diese Stadt präsentirt sich, da sie terrassenförmig am Abhange einer isolirten Anhöhe sich erhebt, höchst stattlich. Insbesondere springt linker Hand, im östlichen Theile auf der Höhe gelegen, ein großes, prächtiges, schloßähnliches Gebäude hervor, das, früher ein Franciskanerkloster, jetzt der Sitz mehrerer Behörden ist. Über eine alte, steinerne Brücke, die über den in die Ria sich erweiternden Fluß führt, der der Stadt, die eine alte römische Colonie ist, ihren Namen gegeben (Pons vetus), und neben welcher einige kleine Schiffe in dem früher vortrefflichen, jetzt versandeten Hafen lagen, den die Ria, die sich bald zu einem breiten Meerbusen erweitert, hier bildet, gelangten wir an die Stadtmauern, welche wir in westlicher Richtung umfahren mußten, um zu dem am südlichen Ende der Stadt auf einem großen Platze gelegenen Parador der Diligence zu gelangen. Auf diesem schönen Wege kamen wir zunächst an einer alten gothischen Kirche vorüber, die ein herrliches, mit prachtvollen Skulpturen versehenes Portal besitzt, dann an einem alten, viereckigen Thurm, der den Anblick einer malerischen Ruine darbot. Auf der alten Stadtmauer wuchsen mehrere prächtige Agaven, die ersten, die ich diesmal in Spanien erblickte, und die in Verbindung mit vielen Cypressen eine sichere Bürgschaft dafür gaben, daß das Clima hier ein entschieden südliches ist. Der große Unterschied, den die Vege-

tation von Pontevedra gegen die von Santiago zeigt, erklärt sich weniger aus der südlicheren Lage, als vielmehr daraus, daß Pontevedra viel tiefer gelegen ist. War ja doch in dem weit nördlicheren Betanzos, das aber gleichfalls eine tiefe, geschützte Lage hat, die Vegetation viel südlicher, als in Santiago *).

Wir waren erst gegen halb 3 Uhr in Pontevedra angekommen und verweilten daselbst anderthalb Stunden. In dem eleganten, sehr empfehlenswerthen, am Constitutionsplatze gelegenen Gasthause erwartete uns ein reichliches Mittagmahl, das die ganze Reisegesellschaft in gemüthlich-spanischer Weise gemeinschaftlich einnahm. An demselben Platze war eine andere große Kirche mit einer prächtigen, mit Säulen verzierten Façade (im Stile von Santiago) gelegen. An einer Straßenecke las ich eine vom hiesigen portugiesischen Consul erlassene Bekanntmachung, welche die sämmtlichen hier wohnenden portugiesischen Unterthanen aufforderte, sich behufs einer vorzunehmenden Volkszählung bei ihm zu melden. Dies war außer dem eigenthümlichen galizischen Dialekt die erste Mahnung, die mich an die Nähe von Portugal erinnerte. Um 4 Uhr ging es weiter und ich fand auf der Höhe des

*) Ich bin leider nicht im Stande gewesen, über die Höhe, in der Santiago über dem Meeresspiegel liegt, in irgend einem Werke über Spanien etwas Bestimmtes zu finden. Auch Willkomm sieht sich (S. 63) zu dem Geständniß genöthigt, daß die Höhenverhältnisse des galizischen Berglandes noch sehr wenig bekannt sind.

Wagens als Gesellschafter einen Herren aus Vigo mit seiner kleinen, dreijährigen Tochter. Die Gegend konnte jetzt mit vollem Recht paradiesisch genannt werden und wurde immer schöner und romantischer, je mehr wir uns Vigo näherten. Zuerst führte der Weg durch ein mit der üppigsten Vegetation, in welcher sich reizende Dörfer verbargen, bekleidetes Thal, über das im Osten prachtvolle, zauberisch beleuchtete Sierren emporragten. Die Kastanien waren hier längst verblüht und hatten schon große Früchte angesetzt. Herrliche Weinstöcke, alle laubenartig gezogen, bedeckten überall die Felder und die niederen Abhänge. Die Häuser waren weit besser und reinlicher, als im übrigen Galizien, die Leute weniger zerlumpt und im Allgemeinen schien größerer Wohlstand zu herrschen, wenn es auch an vielen Bettlern keineswegs fehlte. Nachdem wir kaum eine Stunde auf sehr gutem Wege in dem reizenden Thale gefahren waren, gelangten wir an die Ria von Vigo, die wir, wohl drittehalb Stunden hindurch, ganz umkreisen mußten, um zur Stadt hinzugelangen, und es begann nun eine so entzückend schöne Fahrt, daß ich sie dem Reizendsten an die Seite stellen kann, was ich je von landschaftlicher Schönheit gesehen.

Die Ria präsentirt sich zuerst als ein rings von Bergen eingeschlossener See, welche in so schönen Formen sich erheben und so prachtvoll von der südlichen Sonne beleuchtet waren, daß mich diese Landschaft lebhaft an die reizenden Ufer des Comer-See's erinnerte, den sie jedoch an Schönheit noch übertrifft.

Die Straße leitete in vielen Windungen über eine mit großen, zertrümmerten Felsblöcken bedeckte Cuesta bis unmittelbar an den Rand des tiefblauen Wasserspiegels nieder; doch konnte man bemerken, daß der scheinbare Gebirgssee ein Meeresarm war, da die am Gestade liegenden Steine durch ihre noch sichtbare Feuchtigkeit die Spuren der Ebbe zeigten. Die unteren Abhänge der Berge, die uns nun völlig einschlossen, waren fast durchweg mit terrassenförmig gezogenen Weinlauben bedeckt; hin und wieder lag zur Abwechslung ein Maisfeld dazwischen. Aus dem üppigen Grün tauchten überall nette Häuser auf, neben denen, oder auch mitten auf den Feldern, sich ganz eigenthümliche, kleine, steinerne Baue erhoben, die fast wie kleine Kapellen oder wie große Sarkophage aussahen und alle mit einem netten, steinernen Kreuz geschmückt waren. Gleichwohl sind es nur die hier zu Lande üblichen Speicher, die zur Aufbewahrung der Maiskolben dienen. Diese kleinen Gebäude, die überall gleich Bundesladen auf den Feldern und neben den Häusern standen, verliehen der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Reiz. Nirgends habe ich etwas Ähnliches gesehen, was mit diesen capellenartigen, kleinen Speichern an der Ria von Vigo sich vergleichen ließe. Gleichwohl ist ein gewisser Anklang an die asturischen Speicher (die ich oben beschrieben habe) nicht zu verkennen, obgleich diese viel größer sind und eine ganz andere Gestalt haben.

Immer am Ufer der Bucht, die hier nicht besonders breit ist und gegenüber die herrlichsten Felspartheien

zeigt, in einiger Höhe über dem Wasserspiegel hinfahrend und den Krümmungen derselben folgend, gelangten wir unter beständig wechselnden, herrlichen Aussichten sehr bald zu der Ortschaft Puente San Payo und an die durch die Niederlage der Franzosen berühmte Brücke, die ihr den Namen gegeben und über einen Fluß leitet, der hier, aus einer romantischen Schlucht hervorkommend, in die Ria sich ergießt. Hier wurde ein kleiner Halt gemacht, um einigen Austerweibern Gelegenheit zu geben, ihre frisch gesammelten Austern, die in diesem Winkel der Ria besonders häufig und vortrefflich sein sollen, an die Reisegesellschaft zu verkaufen, von welcher mehrere Personen dieselben sofort im Wagen verspeisten. Hinter San Payo erweiterte sich die Ria zu einem breiten Busen. Nicht fern vom Ufer lag höchst malerisch eine kleine Insel mit mehren stattlichen, weitläufigen Gebäuden bedeckt. Hier befindet sich die berühmte Schiffsquarantaine von Vigo und zwei große Dreimaster, die erst vor Kurzem aus Amerika angekommen waren, lagen in geringer Entfernung von der Insel vor Anker. An der ganzen West- und Nordküste von Spanien giebt es nur zwei Schiffsquarantainen, in Vigo und in Gibraltar, zwischen denen die Schiffe, welche dieser sanitätspolizeilichen Maßregel unterliegen, zu wählen haben. Für das mittelländische Meer befindet sich die spanische Quarantaine in Port Mahon auf der Insel Menorca. Die meisten aus Amerika kommenden Schiffe sollen jedoch die Quatantaine bei Vigo der bei Gibraltar

vorziehen. Durch diese friedlich in Mitten der blauen Wellen ruhenden Gebäude und die vor denselben liegenden Schiffe, auf welche wir, da der Weg sich hier ziemlich hoch am Abhange hinzog, einen höchst malerischen Blick durch das üppige Gebüsch hindurch genossen, das die Ränder der Straße begränzte, ward ich mächtig daran erinnert, daß ich nun in der That bis an das westlichste Ende Europa's vorgedrungen war, wo dieser Welttheil durch Vermittelung des unermeßlichen Oceans mit Amerika communicirt und die Ankömmlinge aus der neuen Welt zum ersten Mal seine Küsten erblicken. Gleichwohl lag hier scheinbar nur ein schöner, von den reizendsten Bergen umkränzter, ruhiger Binnensee vor mir, denn von dem offenen Meere war, da die Ria gegen Westen sich wieder bedeutend verengert und als eine langgestreckte, etwas gekrümmte Zunge, die an einer Stelle sogar nur die Breite einer Viertelmeile hat, in die Berge sich hineinerstreckt, Nichts zu erblicken. Doch kündigte sich seine Nähe bald durch ein Schauspiel an, das, einzig in seiner Art, der paradiesischen Landschaft an diesem schönen Abend Reize mittheilte, die sich schwer beschreiben lassen und die so eigenthümlich waren, daß ich nie etwas Ähnliches gesehen zu haben mich erinnere.

Es begann nämlich um diese Zeit vom Meere her ein Nebel aufzuziehen, der, von den Kämmen der im Westen sich erhebenden Berge festgehalten, dieselben mit einer Wolkenkrone umgab, die, von den Strahlen der diesseits vom heitersten, tiefblauen Himmel herab-

scheinenden Sonne getroffen, in dunkelrothem Feuer glühten und auf der blauen Wasserfläche der Ria, über welche ebenfalls der schönste Sonnenschein ausgegossen war, in wahrhaft zauberischer Weise sich abspiegelten. Ich bin schlechterdings nicht im Stande, auch nur einigermaßen den prachtvollen Eindruck wiederzugeben, den dies unvergleichliche Schauspiel hervorrief, das wohl auch hier nur selten sein mag und durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände bedingt ist. Denn nur dann, wenn bei völlig heiterem Himmel noch lange vor Sonnenuntergang ein solcher Nebel plötzlich aufsteigt und eine so große Stärke erlangt, daß er die Gipfel der Berge erreicht und diesseits über ihre Kronen hervorragt, ist dieser Anblick möglich. Die eigenthümliche Farbe der Nebelwolken, wo sie nicht von der Sonne vergoldet erschienen, war nicht grau, sondern braun, das an den Rändern in Violett und Purpur überging.

Unter diesem herrlichen Schauspiel, das ich von der Höhe des Wagens in all' seiner Pracht ungehindert beobachten konnte, erreichten wir das kleine, in dem südöstlichen Winkel der Bucht gelegene Städtchen Redondela (San Payo liegt ihm gegenüber im nordöstlichen), wo ein kleiner Aufenthalt gemacht und die Pferde noch einmal gewechselt wurden. Dieses Städtchen hat eine so romantische Lage, wie sie wohl nur wenige Orte auf dem Erdboden besitzen mögen. Im Süden thürmen sich nämlich himmelhohe, herrliche Felsenwände auf, welche, in die Gassen herniederschauend, einen völlig schweizerischen Hintergrund bilden

und die eben anfingen, ihr Haupt gleichfalls mit vergoldeten Nebelkränzen zu schmücken. In die Ortschaft zieht sich ein Arm der Ria als ein breiter, von Steinmauern eingefaßter, mit Fischerkähnen bedeckter Canal hinein, der jedoch, da die Ebbe in ihm herrschte, einen widerwärtigen Fischgeruch aushauchte. Hinter Redondela schlug der Weg eine westliche Richtung ein und leitete hoch am Abhange empor, während rechts die herrliche Ria ihm zur Seite lag. Kostbar war hier der Rückblick auf das unten, am östlichen Rande des Busens sich hinziehende Gestade, von dem wir hergekommen waren und das, von den letzten, bald im Nebel sich verlierenden Sonnenstrahlen getroffen, in rothem Feuer glühte, während im Westen der Nebel immer mächtiger aufstieg, die Bergkuppen und bald auch einen Theil des Himmelsgewölbes in einen braunen Schleier hüllend. Unbeschreiblich üppig war die Vegetation, die diesen hohen Bergabhang schmückte, an welchem, zuerst hoch sich erhebend, dann abwechselnd bergab und bergan leitend, am Rande der prachtvollen blauen Fläche der Ria unser Weg hinführte, deren jenseitiges, nahes Ufer die schönsten Berganſichten fortwährend darbot. Auf der Höhe des felsigen Abhanges, an dem wir hinfuhren, ragten, schon halb im Nebel verschwimmend, malerisch zerstreute Fichten und Pinien zierlich in die Luft, während hin und wieder der Nebel von goldnen Sonnenstrahlen durchbrochen wurde, welche die Rücken der Berglehnen streifenweise mit einem hellen Glanze übergossen. Die Abhänge waren mit Wein-

lauben, Rohr, einer außerordentlich zierlichen Weidenart, Cypressen, Kastanien, Eichen, Maisfeldern u. s. w. in der schönsten Unordnung auf das prächtigste geschmückt und überall blickten reizende kleine Häuschen aus dem Dickicht hervor oder erhoben sich malerisch auf einer einsamen Höhe. Mitunter waren dieselben auch verlassene Ruinen, mit einem dichten Epheuteppich überkleidet. Es dauerte nicht mehr lange, so breitete sich vor uns der mächtige Wasserspiegel der großen offenen Bai von Vigo aus, in welche die Ria zunächst mündet und welche, schon wieder vollkommen nebelfrei, prächtig in der Abendsonne glänzend, herüberschimmerte. Im fernen Hintergrunde wurden die beiden hohen, felsigen Inseln, im feinsten Dufte aus den Wellen emportauchend, sichtbar (Las islas Cies), welche die Bai vom offenen Meere trennen und, zwischen den beiden Armen derselben sich ausbreitend, diesem schönsten Hafen der Welt eine dreifache Einfahrt geben. Bald zeigte sich nun auch auf einem in die Bai vorspringenden Felsen das untere Fort von Vigo, während ein oberes den Gipfel eines hohen Abhanges krönte, und um den Fuß des ersteren am Gestade gelagert und halb hinter dem Fort versteckt breitete die freundliche Stadt sich aus, zu der wir nun, in vollem Galopp einen hohen Berg hinabrollend, niedereilten.

In einer langen Straße, welche sich unmittelbar am Gestade hinzieht, vor dem eine Menge Schiffe vor Anker lagen und die von einer einzigen, netten Häuserreihe, fast aus lauter niedlichen, einstöckigen Gebäuden bestehend, gebildet wurde, und weiter über

das sogenannte Arenal, wo einige am sandigen Ufer stehende Bäume eine Art kleiner Alameda bilden, gelangten wir zu dem noch außerhalb des eigentlichen Stadtthores gelegenen Anhaltspunkt der Diligence, woselbst wir mit dem Beginne der Dämmerung ankamen und einer oberflächlichen Visitation des Gepäckes uns unterziehen mußten. Ein dort bereitstehender Commissionär einer kleinen, in der Nähe am Arenal gelegenen Posada, welche den Titel Aguila de oro (goldner Adler) angenommen, nahm bald meine Sachen in Beschlag und ich folgte ihm in das nahe Gasthaus, welches jedoch so eng, dunkel und schmutzig war, daß ich, obgleich man mich durch vieles Zureden zum Hierbleiben bewegen wollte, glücklicher Weise auf meinem Willen bestehend, diese Kneipe sofort wieder verließ, um mich in die in der inneren Stadt gelegene Fonda del leon de oro (den goldnen Löwen) führen zu lassen. Die kurze Dämmerung war bereits in vollständige Nacht übergegangen, als ich, durch das Stadtthor in eine steil bergauf führende Gasse einlenkend, das ersehnte Wirthshaus endlich erreichte, in welchem ein sehr behagliches Zimmer im dritten Stock mit einer prächtigen Aussicht auf den östlichen Winkel der Bai und die in ihr ankernden Schiffe meiner wartete und wo ich zum ersten Mal seit Bilbao wieder in einem anständigen und comfortablen Hôtel mich befand, dessen Wohlthat die asturischen und galizischen Ventas und Posadas, in denen ich nun seit 14 Tagen mich herumgeschlagen, den nach einiger Behaglichkeit sich sehnenden Körper doppelt empfinden ließen.

Ich war auf einen längeren Aufenthalt in Vigo gefaßt, der sich möglicher Weise bis auf 8 Tage hätte ausdehnen können, da ich genöthigt war, hier das nur dreimal im Monat von Southampton ankommende englische Dampfschiff abzuwarten, um mit demselben nach Lissabon mich zu begeben. Andere Dampfschiffe sind nur ausnahmsweise zu benützen; da die französischen, welche diese Küste befahren, in der Regel nicht in Vigo, die spanischen dagegen nicht in Lissabon anlegen. Um so erwünschter war es mir, zu vernehmen, daß schon nach 3 Tagen, am 30. d. M., das englische Dampfschiff erwartet wurde.

Am nächsten Morgen erfreute ich mich zunächst an der herrlichen Aussicht, die das Fenster meines Zimmers darbot. Da die Stadt sich amphitheatralisch (wenn auch nicht sehr bedeutend) am Abhange erhebt und die Fonda, deren dritten Stock ich bewohnte, schon ziemlich hoch gelegen war, so wurde der nächste Vordergrund des Bildes, das die Aussicht aus meinem Fenster zeigte, durch die malerischen Dächer der tiefer gelegenen Häuser gebildet, auf denen einige Katzen ihre Morgenpromenade machten. Unten übersah man am sandigen Gestade der Bai, welches, je nachdem die Fluth oder die Ebbe herrschte, bald schmäler, bald breiter wurde, das Arenal und die lange Straße, auf welcher wir am vorigen Abend hergekommen waren. Der Wasserspiegel dieses südöstlichsten Zipfels der Bai, den man hier überblicken konnte, war in der Nähe des Ufers mit vielen kleineren Fahrzeugen bedeckt; mehr in der Mitte, in einiger

Entfernung vom Ufer lagen mehrere größere Schiffe. An das Arenal und die lange Uferstraße stieß ein breiter, sanft ansteigender Gürtel von üppigen Gärten, welche, von zierlichen Steinmauern begränzt, auch einige kleine Maisfelder und viele Weingelände einschlossen. Darüber erhob sich ein prachtvoller Kranz schön geformter Berge, deren Abhänge mit Buschwerk, grünen Wiesen, Feldern, kleinen Wäldchen und unzähligen, malerisch zerstreuten Häusern bedeckt waren. Ein gerade gegenüberliegender, hoher, langgestreckter Rücken war oben mit einer ungemein malerischen, langen Reihe von Fichten oder Pinien besetzt, deren Stämme und dunkle runde Kronen auf dem glühenden Morgenhimmel scharf sich abzeichneten. Diese üppigen, schwellenden Bergabhänge reihten sich wellenförmig an einander und umgaben den ganzen Theil der Bucht, der von hier aus überblickt werden konnte und der mit seiner herrlichen, blauen Wasserfläche sanft in ihrem Schooße ruhte. Das Ganze war ein äußerst anziehendes Bild der friedlichsten Ruhe, die nur durch das am Gestade allmählig erwachende, rege Treiben etwas belebt wurde. Bald drang indeß die Morgensonne so heiß in mein kleines Zimmer, daß es rathsam wurde, die Laden zu schließen, um eine allzugroße Erwärmung desselben, die den Aufenthalt darin später sehr unangenehm gemacht haben würde, zu verhindern.

Da mein Paß für die Reise nach Lissabon ein doppeltes Visum, auf dem hiesigen Polizeibüreau und beim portugiesischen Consul erforderte, so machte ich mich bald auf, um vor allem Anderen diese Angele-

genheit in Ordnung zu bringen und ähnlichen Erfahrungen, wie in Santander, vorzubeugen. Über den zwar kleinen, aber recht freundlichen Marktplatz schreitend, an dessen Ecke die Fonda del leon de oro gelegen ist, suchte ich zunächst das in der Nähe gelegene Ayuntamiento auf, wo ich jedoch erfuhr, daß das Paßbüreau erst eine Stunde später geöffnet werde. Dies veranlaßte mich, sogleich, um einen vollständigen Überblick über die ganze Bai zu gewinnen, zu dem oberen Castell hinaufzusteigen, das auf einem mächtigen Felsrücken gelegen ist, der sich unmittelbar hinter der Stadt erhebt und das ich ebenfalls aus dem Fenster meines Zimmers erblicken konnte. Durch einige enge Gassen, welche hinter dem Marktplatz sich noch ziemlich steil am Abhange emporziehen, erreichte ich bald das südliche Thor und mit ihm den höchsten Punkt der Stadt, woselbst ein unteres Fort sich befindet, das, unmittelbar über der Stadt gelegen, mit derselben, die an das Fort sich anlehnt, noch zusammenhängt, während das andere, obere Castell, von hier aus gesehen, noch aus einer mächtigen Höhe herabschaut. Eine mit schönen, schattenreichen Bäumen bepflanzte, breite Alameda zieht sich hier zunächst noch eine Strecke am Abhange empor, dann gelangt man an die eigentliche, nur mit kurzem Grase bewachsene sehr steile und mit großen Felsblöcken bedeckte Höhe, die auf ihrem Gipfel jenes obere Fort trägt und zu deren Erklimmung fast eine Viertelstunde erforderlich ist. Aber wer beschreibt die unvergleichlichen Reize, die auf dieser Höhe dem Auge sich entfalten, sobald

man eine Gruppe mächtiger, übereinander gethürmter Felsblöcke erreicht hat, die etwas unterhalb der Mauern des Castells am Abhange liegen, welcher hier steil nach Westen und Norden sich herabsenkt? Die ganze prächtige, mehrere Meilen breite Bai von Vigo liegt zu unseren Füßen ausgebreitet und ich zweifle, ob der Golf von Neapel und Sorrento einen Anblick darbieten kann, der diesem an Schönheit gleichkommt. Soviel steht mir jedenfalls fest, daß die hier genossene Aussicht den Anblick von Lissabon, den man häufig mit Neapel und Constantinopel vergleicht, an Schönheit übertrifft. Ich will es versuchen, soweit die Feder es im Stande ist, dem Leser wenigstens in allgemeinen Zügen eine Vorstellung von dem Charakter dieses wahrhaft entzückenden Bildes zu geben.

Wendet man zunächst den Blick nach Westen, so breitet sich in all' ihrer Ausdehnung, von dem Fuß des steilen Abhanges, auf dessen Rücken man steht und an dessen Rande eben nur der schmale, weiße Streifen des sandigen Gestades und die Dächer einiger Häuser, die durch den steil in die Tiefe sich senkenden Abhang halb verdeckt werden, im unmittelbaren, jedoch tief unten liegenden Vordergrunde sichtbar werden, bis zum fernen Horizont die herrliche, amethystblaue Bai aus, rechts, im Norden, eingeschlossen von den schönsten, wellenförmig aneinander gekettеten Bergen, welche mit ihrem Fuße steil in die Bai abfallen und nur hin und wieder unten von einem schmalen gelben Saume begränzt sind, der den an ihrem Fuß sich hinziehenden Strand bezeichnet. Links

(im Süden) wird die Bai begränzt von einer sanft und allmählig zu ihr sich herabsenkenden Fläche, bedeckt von Maisfeldern, Weingeländen, Wiesen, malerisch zerstreutem Buschwerk und mehreren netten Ortschaften, während sich in größerer Entfernung im Südwesten eine hohe, nackte und zackige Sierra erhebt, die mit ihren vielen kleinen Felsspitzen, welche sägenförmig den höchsten Rücken derselben krönen, einen höchst malerischen Hintergrund bildet. Geradeaus, wo die Bai in das offene Meer sich verliert, tauchen am fernen Horizont, neben einander hingestreckt und den breiten Eingang fast ganz mit ihren Felsenmauern versperrend, die beiden Islas Cies aus den Fluthen auf, steil und malerisch ihre zackigen, spitzen Felsgipfel erhebend, die in dem Augenblick, als ich hier ankam, vollkommen rosenroth und in einem so zauberischen Dufte erglänzten, daß man, obgleich die Inseln gewiß zwei deutsche Meilen entfernt sind, doch fast jede Spalte und jedes Rinnsal ihrer Felskämme deutlich bemerken konnte. Durch die drei, zwischen ihnen und den beiden Armen der Bai sich öffnenden Wasserthore, von denen nur das nördliche und südliche zur Einfahrt benutzt, das mittlere, zwischen den beiden Inseln befindliche, jedoch als gefährlich vermieden wird, kann der Blick bis in die offene See hinausschweifen und in die Unermeßlichkeit des atlantischen Oceans sich versenken. Was jedoch diesem feenhaften Bilde seinen höchsten Reiz verlieh, war die günstige Beleuchtung bei früher Morgenstunde, wo die im Osten stehende Sonne den schönsten Zauber ihres Lichtes auf die

blaue, krystallene Wasserfläche und ihre reizenden Umgebungen ausgießen konnte. Wunderbar herrlich waren die abwechselnden Schattirungen, welche theils die verschiedene Beleuchtung, theils der sanfte Morgenwind, der an einigen Stellen die blaue Fläche kräuselte, während andere ohne die geringsten Wellen spiegelglatt dalagen, auf der Wasserfläche hervorrief. Vorn, in der Nähe des Ufers, lag eine Reihe Kähne, in denen man eifrig mit dem Auffischen von Seegras beschäftigt war. Eine Menge Fischerboote mit kleinen, weißen, dreieckigen Segeln durchkreuzten in allen Richtungen die Bai und die malerischen Ufer derselben spiegelten sich überall in den krystallhellen Fluthen. Besonders schön war diese Spiegelung bei einer kleinen, links auf einer vorspringenden hohen Landzunge erbauten Ortschaft mit ihrer netten Kirche und einem daneben gelegenen Wäldchen, das sich über einer steil zum Wasser abstürzenden Felswand erhob. Auch von dem rechten Ufer glänzte eine ziemlich große Ortschaft, goldgelb beleuchtet, herüber, die am Fuße der steilen Bergabhänge an einer Stelle liegt, wo das Gestade etwas breiter als gewöhnlich wird.

Doch das bisher Beschriebene bildet nur einen kleinen Theil des großartigen Panorama's, das die Höhe des Berges Castro (von dem hier liegenden Castell so benannt) darbietet. Wendet man den Blick nach Norden, so zeigt sich, als Fortsetzung des vorigen, ein nicht minder schönes Bild. In den schönsten Formen ziehen sich hier die den nördlichen Rand der Bai begränzenden Berge, immer höher sich erhebend

und bis zu einigen sehr bedeutenden, kegelförmigen Gipfeln ansteigend (hinter denen andere hervorblicken, welche die Bai und Ria von Vigo von der von Pontevedra trennen), nach Osten hin und gewähren, über der allmählig schmäler werdenden Bai emporragend, einen großartigen Anblick. Zu Füßen liegt uns jetzt im tiefen Vordergrunde das untere Castell mit seinen Wällen und Befestigungen, das sich dem Anschein nach in besserem Zustande als das obere befindet und das die Stadt, welche hinter demselben amphitheatralisch zum Hafen sich niedersenkt, größtentheils verdeckt. Nur die beiden Thürme der Kirche und einige höher gelegene Häuser mit pyramidenförmigen Dächern ragen noch hervor und linker Hand zieht sich die am Gestade erbaute Fortsetzung der Stadt am Rande der Bai hin, unter deren Gebäuden ein großes ehemaliges Capuzinerkloster, in dessen inneren Hof man aus dieser Höhe hineinsehen kann und an welches ein schöner Garten anstößt, sich bemerklich macht. Über diesem malerischen Vordergrunde, der die unmittelbar zu Füßen liegende Tiefe einnimmt, breitet sich der blaue Wasserspiegel der Bai wie ein herrlicher, meilenbreiter Strom bis zu den prächtigen, gegenüberliegenden Gebirgen aus. Wendet man den Blick noch weiter nach Nordosten, dann zeigt sich im Vordergrunde der Hafen mit dem Arenal und der langgestreckten Uferstraße und dieselbe Aussicht, die ich aus dem Fenster meines Zimmers genießen konnte und oben bereits beschrieben habe, entfaltet sich, nur daß sie von diesem hohen Standpunkte noch schöner

und umfassender ist. Unter Anderem erblickt man hier auch den schönen, mit Wald und Gebüsch bewachsenen Berg, der im östlichsten Hintergrunde der Bai als eine Art vorspringendes Cap sich erhebt und oben ein Kirchlein, Maria Schnee oder la Guia genannt, trägt. Links neben demselben, wo auf einem niedrigeren, von einigen Klippen umgebenen Felsen ein Leuchtthurm steht, verengert sich die Bai zur eigentlichen Ria, welche sich stromartig in die Berge hineinwindet. Der nächste Vordergrund erhält hier einen besonderen Reiz durch die in östlicher Richtung in die Berge sich hinaufziehende, mit colossalen Bäumen, die eine herrliche Allee bilden, bepflanzte Straße nach Orense.

Freilich werden diese schwachen Umrisse, in denen ich den vom Berge Castro genossenen Überblick über die Bai von Vigo dem Leser zu schildern versucht habe, nur eine sehr ungenügende Vorstellung der Reize zu geben im Stande sein, in welchen das trunkene Auge auf dieser Höhe schwelgen kann; doch dürften sie wenigstens einigermaßen zur Orientirung über die Lage von Vigo dienen und das oben ausgesprochene Urtheil begründen helfen, daß diese südgalizische Küste sich mit dem Schönsten messen kann, was Europa an landschaftlichen Reizen besitzt *).

*) Auch Willkomm spricht im Wesentlichen dasselbe Urtheil aus. Er sagt (S. 327 u. 328): „Die Ufergegenden der drei schönen Rias von Vigo, Pontevedra und Arosa gehören zu den reizendsten Landschaften, welche die Halbinsel

Während ich bei großer Hitze, obgleich es noch früh am Morgen (kaum 9 Uhr) war, den Berg erklommen hatte, herrschte doch hier oben eine so angenehme Kühle und war die von der Bai herwehende Seeluft so erquickend, daß ich ohne die mindeste Beschwerde auf der schattenlosen Höhe lange Zeit verweilen konnte. Der wonnigliche Eindruck, den dieser herrliche Morgenspaziergang in mir hervorbrachte, wurde noch erhöht durch den schönen Gesang einer Hirtin, die an dem steilen Abhange einige Ziegen weidete und, mit einem großen Stabe versehen, an den Felsen umherkletterte, was sie jedoch nicht abhielt, aus voller Kehle ihr Morgenlied in die balsamische Luft hinauszusingen. Damit sich jedoch der Leser keine allzu idyllische Vorstellung mache, will ich zu bemerken nicht unterlassen, daß die Person höchst zerlumpt war und zigeunermäßig aussah. Ich stieg nun bis zu der höchsten Höhe und zu den Mauern des Castells hinauf und wanderte rings um dasselbe auf der öden, mit einem niedrigen, weißblühenden Cistus massenweise

---

besitzt. Kein anderer Theil Galiziens kann sich einer solchen landschaftlichen Schönheit rühmen, wie diese Bezirke. Sie sind bergig und waldig, an den Ufern der Rias prächtig angebaut, erzeugen viele Feigen, Orangen und andere Südfrüchte, desgleichen Obst, Wein, Mais, Getreide und Gartenfrüchte aller Art. Die Vegetation athmet hier eine Frische, wie vielleicht nirgends mehr in Europa und ist seltsam zusammengesetzt. Oft sieht man Orangen-, Cypressen- und Feigenbäume neben deutschen Eichen, Erlen und Birken."

bewachsenen Fläche. In dem Schatten einer Mauer sah ich einige Knaben im Grase liegen, welche sich mit Kartenspiel unterhielten und wohl unrechtmäßiger Weise ihren Beschäftigungen sich entzogen haben mochten, um an diesem entlegenen Orte ungestört dem lieben Gott die Zeit zu stehlen. Das Castell selbst sah ziemlich vernachlässigt und ruinenartig aus; nur einige einsame Schildwachen erinnerten daran, daß es nicht völlig verlassen sei. Doch erhielt ich hiervon bald darauf noch einen anderen, stolz und kriegerisch klingenden Beweis. Es ertönte nämlich plötzlich aus der Ferne vom unteren Fort herauf ein von Trommeln begleitetes Trompetensignal, das sofort vom oberen Castell durch ein ähnliches beantwortet wurde. Diese militärischen Gebräuche scheinen jedoch nur die Bestimmung zu haben, die kriegerische Ehre dieser ehemals sehr starken Festungen, die gegenwärtig fast gar keine Besatzung mehr haben, nothdürftig aufrecht zu erhalten, denn schwerlich dürften dieselben in ihrem jetzigen Zustande einem ernstlichen Angriff zu widerstehen im Stande sein. Und dennoch ist der Hafen von Vigo einer der wichtigsten Punkte der spanischen Küste, welcher, wenn die Engländer sich seiner bemächtigen könnten (daß sie mit ihm bereits bedeutend liebäugeln, ist auch den Spaniern nicht verborgen), zu einer unberechenbaren Bedeutung sich erheben könnte. Einmal ist der Hafen von Vigo seiner Größe und Sicherheit wegen einer der besten, die es überhaupt in der Welt giebt, was schon die Römer, welche hier zuerst sich angesiedelt (Vigo ist das alte Vicus

Spacorum), erkannt hatten. Dann ist aber auch seine Lage für den Handel ungemein günstig und gewinnt eine stets wachsende Wichtigkeit in dem Grade, als die von Jahr zu Jahr mehr versandende Barre von Oporto diesen berühmten und für den Weinhandel so wichtigen Hafen unbrauchbar macht. In Oporto können gegenwärtig größere Schiffe nur mit einem ganz bestimmten Winde und auch dann nur unter Gefahr einlaufen und sind daher sehr oft genöthigt, in Vigo anzulegen, dessen Bai selbst bei Sturm zugänglich ist. Wenn die spanische Regierung von Vigo aus eine Eisenbahn nach dem nur einige Meilen südlich am Miño (der die portugiesische Gränze bildet) gelegenen Tuy anlegte, dann könnte sich leicht der ganze Weinhandel von Oporto über Vigo ziehen und dieser Hafen bedeutend an Verkehr gewinnen. Dies wurde mir wenigstens von mehreren, mit diesen Verhältnissen bekannten Personen versichert.

Der Rest des heutigen Vormittages wurde mit der Besorgung meines Passes, der Besichtigung der uninteressanten neuen Kirche und der Calle real, der besten Straße in Vigo, die etwas abschüssig, unfern vom Ufer der Bai sich hinzieht und wo die meisten der hier residirenden Consuln ihre Wohnung haben, hingebracht. Zugleich hatte ich die Freude, in dem hier seit 31 Jahren ansässigen Kaufmann Hubert einen deutschen Landsmann zu finden, der mich mit großer Freundlichkeit und Herzlichkeit aufnahm und mir den Aufenthalt in Vigo höchst angenehm gemacht hat. Auch in der Fonda wurde ich bei Tische angenehm

überrascht, einen deutschen Universitätsprofessor zu treffen, welcher schon seit längerer Zeit im Süden von Europa reiste, um Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzustellen, und der eben von Lissabon angekommen war. Es fehlte mir daher in Vigo nicht an Gelegenheit, mich fast beständig in deutscher Sprache angenehm und lehrreich unterhalten zu können.

In den späteren Nachmittagsstunden, als die heute ziemlich bedeutende Hitze etwas nachgelassen hatte, unternahm ich mit dem jüngeren Bruder des Herrn Hubert, welcher, früher in Sevilla ansässig, erst seit Kurzem in Vigo bei seinem Bruder lebt, einen sehr interessanten Spaziergang, der eine nähere Beschreibung verdient. Zuerst wandelten wir eine Strecke im Schatten der herrlichen Pappeln, welche den Weg nach Orense zieren, und stiegen dann durch eine, zwischen Weingärten und Maisfeldern zum Hafen niederleitende Gasse an das Arenal hinab, woselbst man gegenwärtig damit beschäftigt ist, den Weg bedeutend zu erhöhen, und wo binnen wenigen Jahren ein prächtiger Quai entstehen wird, da an die Stelle der kleinen, einstöckigen Häuser große, elegante Gebäude treten sollen, von denen mehrere schon im Entstehen begriffen sind. Wir verfolgten die lange Straße am Ufer der Bai bis zu ihrem Ende und bogen dann links ab, wo wir, dem Ufer beständig folgend, auf einem schmalen Fußpfade, der sich höchst romantisch über Klippen und Felsen, die mit üppigem Gesträuch

bewachsen waren, um den Fuß jenes Berges herumzog, der die oben schon erwähnte Kapelle de Nuestra Señora de la nieve trägt und la Guia genannt wird, und der uns allmählig bis zu dem Felsenvorsprunge leitete, der, am Eingange in die eigentliche, schmale Ria gelegen, den Leuchtthurm (farol) trägt, welcher den zur Quarantaine bei Redondela hinauffahrenden Schiffen in der Nacht zum Wegweiser dient. Da mein Begleiter mit dem Wächter dieses Leuchtthurmes bekannt war und ich noch nie die Einrichtung eines solchen gesehen hatte, so stiegen wir den Hügel hinauf und ließen uns die in London verfertigte, höchst praktische und elegant gearbeitete Maschinerie zeigen. Das Gebäude, worin sich dieselbe befand, war ein nettes, weiß angestrichenes Häuschen, mit einem runden, niedrigen, sehr engen Pavillon versehen, der kaum ein Thurm zu nennen war. Die Flamme, welche soeben, da die Sonne schon im Sinken begriffen war, angezündet wurde, wird durch eine große, kunstreich gearbeitete, messingene Öllampe erzeugt, die von einer großen, sehr dicken, gläsernen Glocke umschlossen wird, welche so geschliffen ist, daß sie an der einen Seite eine sehr bedeutende Vergrößerung bewirkt, so daß die kleine Flamme von Weitem wie ein hellaufleuchtender Stern erscheint. Diese Glocke wird durch eine Maschine in Bewegung gesetzt, welche bewirkt, daß sich dieselbe fortwährend langsam um die in ihrer Mitte brennende Flamme dreht, so daß abwechselnd, von welcher Seite immer der Leuchtthurm gesehen werden mag, bald die vergrößernde, bald die

gewöhnlich geschliffene Seite an ihr vorüberzieht. Dadurch sollen die Flammen der Leuchtthürme, welche in regelmäßig wiederkehrenden Zeitabschnitten bald eine Vermehrung, bald eine Verminderung des Glanzes zeigen, von den zufällig etwa erglänzenden Lichtern unterschieden und die Seefahrer vor einer möglichen Täuschung bewahrt werden. Diese Einrichtung scheint gegenwärtig überall bei den Leuchtthürmen eingeführt zu sein und die meisten Lampen derselben sollen in London und Paris fabricirt werden.

Obgleich die sinkende Sonne zur Rückkehr mahnte, wollten wir doch noch zu der auf dem Gipfel des Berges la Guia gelegenen Kapelle hinaufsteigen, was nach einer Viertelstunde sehr steilen, ermüdenden Steigens über Stock und Stein, da von dieser Seite kein ordentlicher Weg hinaufführte, bewerkstelligt war. Die Sonne war eben untergegangen, als wir den Gipfel erreichten. Die entzückende Aussicht, die wir hier oben, wo die ganze Bai vor uns ausgebreitet lag, noch einige Augenblicke genießen konnten, wie die beiden Felseninseln (Islas Cies) sich dunkel auf der glühenden Abendröthe abzeichneten, wie die Berge zuerst in tiefem Violett prangten und dann, durch verschiedene, unbeschreibbare Farbentöne hindurchgehend, allmählig erblaßten, bin ich schlechterdings nicht im Stande, in entsprechender Weise zu schildern. Es war ein flüchtig vorübereilender Moment, der aber für sich allein eine Reise hierher werth gewesen wäre. Mein Begleiter erzählte mir, daß jene scheinbar ganz nackten und sterilen Islas Cies eine ungemein reiche

und üppige Vegetation besitzen; insbesondere sollen dort mehrere heilkräftige, sonst nirgend anderswo zu findende Kräuter wachsen. Ein englischer Arzt, der sie vor einiger Zeit untersucht, habe behauptet, die Spanier wüßten nicht, was für einen Schatz sie an jenen Inseln besäßen. Wir stiegen nun an der anderen, südlichen Seite hinab, verloren aber in einem kleinen Eichenwalde, der den Abhang bedeckt, den rechten Pfad und mußten in der nun vollständig hereingebrochenen Dämmerung lange auf allerhand wüsten Fußsteigen, zwischen Hecken und Brombeersträuchern in verschiedenen Richtungen umherirren, ehe wir die von Redondela kommende Chaussée erreichten, auf der wir dann bei dem herrlichsten Mondschein und in der angenehmsten Unterhaltung, meist über Sevilla, für das mein liebenswürdiger, deutscher Freund ungemein schwärmte und dessen Vertauschung mit Vigo er sehr bedauerte, noch eine kleine Stunde zu gehen hatten, ehe wir das Arenal am Hafen erreichten, woselbst wir in eine Restauration eintraten und unseren großen Durst durch — Bier (cerveza) löschten, das gegenwärtig in allen größeren Orten Spaniens zu haben ist und in einzelnen Flaschen gespendet wird, welche beim Öffnen wie Champagner knallen. In den Kaffeehäusern bildet die cerveza ein sehr häufiges und, wie es scheint, sehr beliebtes Getränk.

Für den nächsten Tag hatte mich Herr Hubert zum Mittagsmahl eingeladen. Den Vormittag brachte ich theils auf der Höhe des Berges Castro, wo ich den

Eindruck der herrlichen Aussicht dem Gedächtniß möglichst tief einzuprägen und die Umrisse der Landschaft, als eine Nachhülfe für dasselbe, auf dem Papier zu fixiren suchte, theils beim portugiesischen und englischen Consul zu. An den ersteren mußte ich für das Visum des Passes 4 Franken erlegen. Der letztere ertheilte, nachdem er sich überzeugt, daß der Paß mit allen nothwendigen Stempeln und Unterschriften versehen, das Billet für den Platz auf dem Dampfschiff. Derselbe (der Viceconsul nämlich, denn der Generalconsul, ein Engländer, befaßt sich nicht mit solchen Kleinigkeiten) war ein alter, freundlicher Spanier, der, nachdem er eine in lauter Kupfer geleistete, bedeutende Zahlung eines Landmannes entgegengenommen, dessen Zählen wohl eine kleine halbe Stunde dauerte, und wegen des langen Verzuges sich sehr höflich entschuldigt, mich mit all' der freundlichen Gemüthlichkeit expedirte, die den Verkehr mit spanischen Beamten so angenehm macht und jeden Verdruß über den Zeitverlust, der gewöhnlich damit verbunden ist, im Keime wieder erstickt.

Bei Herrn Hubert wurde mir nach langem Wirthshausleben wieder einmal die Freude, an einem Familientisch Theil nehmen zu können, und ich erhielt zugleich Gelegenheit, die spanische Kochkunst der Señora (Herr Hubert ist an eine Spanierin aus Vigo verheirathet, die kein Wort deutsch versteht, und hat keine Kinder) vollkommen würdigen zu lernen. Dieses gemüthliche Mittagsmahl, das ich in Gesellschaft der beiden Brüder und der Señora einnahm, wurde durch

die biedere Herzlichkeit der braven Leute, die mich mit Freundlichkeit aller Art überhäuften und sich in der That zu freuen schienen, einmal die Gastfreundschaft an einem deutschen Landsmann ausüben zu können, für mich ein wahres Labsal, und die Stunden, die ich, auch am folgenden Tage noch, wo ich gleichfalls der Gast des Herrn Hubert sein mußte, in dieser liebenswürdigen, höchst achtbaren Familie zugebracht, werden stets eine angenehme Erinnerung für mich bleiben. Das Haus des Herrn Hubert liegt dicht am Ufer der Bai, die man von einer kleinen Galerie aus, auf welche man unmittelbar aus dem hinteren Zimmer gelangt, vollständig übersehen kann. Nach Tische erfreuten wir uns lange an der herrlichen Aussicht und sahen ein kleines Schiff mit der Flagge von Vigo, das aus Amerika kam, in die Bai einlaufen und bald darauf nach der Quarantaine absegeln.

Als die größte Mittagshitze vorüber war, machte ich mit dem älteren Herrn Hubert wieder einen Spaziergang, an welchem noch ein zufällig hinzugekommener Freund desselben, ein Chirurg (cirujano), der ein sehr gutmüthiger Mensch war, Theil nahm. Leider mußte der jüngere Bruder, der mich gestern begleitet hatte, da sich beide nicht zu gleicher Zeit entfernen konnten, heute zu Hause bleiben. Wir schlugen, da ich gestern den östlichen Theil der Bai in Augenschein genommen, heute die entgegengesetzte Richtung ein. Durch die Calle real und über den hinter derselben am Ufer befindlichen Fischmarkt, der sich durch einige äußerst malerische, hölzerne, schwarzbraune Häuser

und einen fast unerträglichen Gestank auszeichnet, den die in großen Haufen am Strande liegenden und in der Sonne verfaulenden, abgerissenen Fischköpfe aushauchen, gelangten wir am ehemaligen Capuzinerkloster, in dessen Garten sogar eine einsame, halb eingegangene Palme sich erhebt (ein Beweis des milden Clima's, das hier herrscht), und am Campo Santo (dem Kirchhof) vorüber, bald an den schönen, mit weißem Sande bedeckten Strand, der sich um den westlichen Fuß des Berges Castro herum bis zu dem südlichen Rande der Bai hinzieht. Eine Menge schöner, seltsamer Muscheln, die hier im Sande lagen, und das prächtige Anprallen der Wogen an das Gestade, dem ich nie müde werden kann, zuzusehen, fesselten uns hier lange Zeit. Dann führte uns Herr Hubert, in einen zwischen üppigen Gärten und Maisfeldern hinführenden, von Steinmauern eingeschlossenen Hohlweg einlenkend, bis zu dem schönen Dorfe Goia, woselbst wir in der Nähe der kleinen, von uralten, kolossalen Eichen umgebenen Kirche in den Garten eines Bekannten des Herrn Hubert eintraten, der mit Melonen, Wassermelonen, Bohnen und anderen Gemüsearten üppig bepflanzt war. Überall breiten sich hier große Weinfelder aus, die jedoch leider durchweg von der Traubenkrankheit inficirt, wie in den früheren Jahren jede Aussicht auf eine Erndte schon längst vernichtet hatten. Es ist dies ein großer, sehr empfindlicher Verlust für die Landleute, den sie jetzt schon seit ungefähr 5 Jahren fortwährend erleiden. Die meisten bauen den Wein nur zu dem Zwecke, um aus

dem Erlös desselben ihre Steuern zu bezahlen. Der Wein von Goia war früher wegen seiner besonderen Güte berühmt. Das kleine Dorf erzeugte, wie Herr Hubert mich versicherte, gegen 1000 Pipen. Die Pipe (ungefähr ein Oxhoft) wurde zur billigen Zeit mit 10 Duros bezahlt; heute kostet sie 20 bis 30 Duros. Nachdem wir im Schatten der herrlichen, die Kirche umgebenden Eichen auf einer Steinbank ein wenig ausgeruht, traten wir den Rückweg an, der uns, zunächst wiederum in Hohlwegen und zwischen üppigen Feldern, bald in einen kleinen Eichenwald führte, in dessen Schatten wir, im Grase gelagert, eine Rast hielten. In der Ferne erblickte man hier ein schönes, sehr stattlich sich präsentirendes Schloß, dessen Eigenthümer, ein spanischer Grande, in Madrid lebt. Wir gelangten nun in eine am Fuße des Berges Castro in einiger Höhe über dem Strande gelegene Straße, die meist zwischen von hohen Mauern eingeschlossenen Gärten, aus denen sich nur einzelne Häuser erheben, hinführte. An einer kleinen, in einer Mauer befindlichen Pforte, über welche üppige Weinlauben hervorragten, klopfte Herr Hubert an und führte uns in eine in dem ganz und gar von Weinlauben durchzogenen Garten gelegene Venta de Vino, um uns mit einem Glase vortrefflichen castilianischen Weines zu regaliren. Auffallender Weise hat die Traubenkrankheit, während sie hier und in Andalusien im vorigen Jahre die größten Verheerungen angerichtet, in Castilien nicht nur nicht geherrscht, sondern ist auch daselbst der Wein in einer

Güte und Fülle erzeugt worden, wie man sich seit Menschengedenken nicht zu erinnern weiß. Der Aufenthalt in diesem schönen Weingarten, wo wir, neben einer klaren Quelle im Freien sitzend, aus einem kolossalen Fasse, das in dem dunklen Raume des abentheuerlich aussehenden Hauses lag, uns einige Gläser dieses vortrefflichen Weines füllen ließen, war höchst interessant und würde noch reizender gewesen sein, wären nicht an den Weinlauben überall die Spuren der verderblichen Krankheit nur zu deutlich zu bemerken gewesen. Wiederum am Capuzinerkloster vorüber, das mit seiner einsamen Palme nun linker Hand etwas unterhalb unserer Straße lag, und eine entzückende Aussicht auf die im Glanz der Abendröthe strahlende Bai genießend, gelangten wir bald in die oberen Straßen der Stadt und kamen hier an einigen Gerüsten vorbei, woselbst eine Menge großer Fische, reihenweise von mehreren Stangen herabhängend, an der Luft gedörrt wurden. Trotz des unangenehmen Geruches, den in dieser Gegend der Stadt die Fische verbreiten, und der großen Unreinlichkeit, die auf dem Fischmarkt herrscht, soll doch Vigo, was allgemein anerkannt ist, der gesündeste Ort in ganz Spanien sein. Noch nie hat hier irgend eine Seuche oder ansteckende Krankheit geherrscht und die Ärzte sollen hier fast Nichts zu thun haben, obgleich die Stadt gegen 6000 Einwohner zählt. Die Luft in Vigo fand ich in der That, mit Ausnahme des Fischmarktes, wo sie mit einem pestilentialischen Thrangeruch versetzt war, überaus rein und frisch. Das Clima ist so

mild, daß auch im Winter nie Schnee fällt, obwohl derselbe auf den Gipfeln der höheren Berge zuweilen monatelang liegen soll. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, diesen Abend noch einmal allein zum oberen Castell hinaufzusteigen, das ich von meiner Fonda aus in einer kleinen halben Stunde erreichen konnte, um den herrlichen Blick auf die Bai auch im Mondlicht noch zu genießen.

Der folgende, letzte Tag in Vigo wurde in Erwartung des Dampfschiffes, dessen Ankunftsstunde natürlich immer unbestimmt und gänzlich von Wind und Wetter abhängig ist, nicht eben angenehm in beständigem Lauern zugebracht und, obgleich das Schiff in der That erst gegen Abend ankam, so mußte man doch auch am Morgen schon reisefertig und auf seine Ankunft gefaßt sein, da es nur eine Stunde im Hafen verweilt und nach Ablauf derselben keineswegs auf etwa verspätete Passagiere wartet. Jeder weite Spaziergang, zu welchem unter anderen Umständen dieser Tag noch hätte benützt werden können, verbot sich daher von selbst. Schon um 8 Uhr Morgens wurde ich durch die falsche Nachricht, das Dampfschiff komme, in Alarm gesetzt. Ich eilte, nachdem ich meine Sachen zusammengepackt, zu Herrn Hubert, von dessen Galerie man die ankommenden Schiffe mit Muße beobachten konnte, aber bald zeigte es sich, daß das Gerücht unbegründet und das in der Ferne erblickte Schiff ein gewöhnliches Segelschiff war. Mit dem jüngeren Herrn Hubert machte ich hierauf noch einen Spaziergang an den gestern schon besuchten

Strand, woselbst man die Bai beständig im Auge behalten und jedes einlaufende Schiff bemerken konnte, um wenigstens durch Einsammeln einiger Muscheln noch Vortheil aus meiner Anwesenheit in Vigo zu ziehen. Auch hier waren, wie bei Biarritz, die im Wasser liegenden, leicht zugänglichen Klippen mit Algen und Madreporen bedeckt und ihre Besichtigung gewährte eine recht angenehme Unterhaltung. Obgleich wir fortwährend nach dem erwarteten Dampfer ausspähten, war doch kein Schiff zu erblicken, und nach einigen Stunden kehrten wir, ohne von dem Fahrzeuge etwas entdeckt zu haben, in den Laden des Herrn Hubert zurück. Nach dem Mittagsmahl wurde wiederum von der Galerie des Hauses ein trotz des angewendeten Fernrohres vergebliches Auslugen nach dem Schiffe gehalten; doch ward das an sich lästige und peinigende Warten durch die herrliche Aussicht und die trauliche Unterhaltung mit diesen guten Leuten angenehm verkürzt. Als ich später noch einen Augenblick in meine Fonda zurückgekehrt war, hieß es wiederum, ein Dampfschiff komme. Es war jedoch das von Süden (del Sul), von Lissabon her anlangende, das gewöhnlich an demselben Tage mit dem von Norden (von Southampton) kommenden hier zusammentrifft. So war die Erwartung noch einmal getäuscht worden; doch konnte das andere jetzt unmöglich mehr lange ausbleiben. Endlich gelang es uns, von der Galerie des Herrn Hubert das ersehnte Schiff durch die nördliche Einfahrt der Bai, mittelst des Tubus, einlaufen zu sehen. Zu gleicher Zeit erhob sich ein

frischer Nordwind, der den bisher vollkommen ruhigen Wasserspiegel in ziemliche Bewegung setzte. Nachdem wir uns hinlänglich davon versichert, daß nun keine Täuschung mehr untergelaufen, nahm ich herzlichen Abschied von dem älteren Herrn Hubert und wurde von dessen Bruder zuerst in die Fonda, um meine Sachen dort abzuholen, und dann bis zum Landungsplatz (muelle) begleitet, wo bereits eine große Menschenmenge versammelt war und viele Boote zum Übersetzen bereit lagen, die in der von dem starken Winde sehr bewegten Bai in bedenklicher Weise hin- und herschaukelten. Leider hatte das Dampfschiff eine gute Viertelstunde vom Landungsplatze entfernt sich vor Anker gelegt, so daß die bevorstehende, weite Fahrt in der offenen, bewegten Bai, die in einem kleinen Boote zurückzulegen war, mich in der That mit einigem Zagen erfüllte. Doch es blieb keine Wahl, als entweder zurückzubleiben, oder den aufgeregten Wellen sich anzuvertrauen. Ich wählte natürlich das Letztere und nachdem ich durch Vermittelung meines Begleiters, der getreulich bei mir ausharrte, in dem hier herrschenden Gedränge endlich ein Boot erobert und meine Sachen in dasselbe hineingeschafft waren, wobei ein Paquet getrockneter Pflanzen in's Wasser fiel, das zwar wieder aufgefischt wurde, aber total ruinirt war, verabschiedete ich mich nochmals von der treuen, deutschen Seele, die mir so viele Gefälligkeiten erwiesen, und schwamm, in nicht eben behaglicher Weise geschaukelt, bald auf dem Rücken der Wogen hoch emporgehoben, bald in eine tiefe

Wellengrube hinabfahrend, dem Dampfschiff zu, das mich in ferne, südliche Regionen weiter befördern sollte.

Da ich nun für immer von jener Nordküste Spaniens Abschied nehme, auf deren Durchstreifung, ihrer ganzen Länge nach, mich der Leser bisher begleitet hat, so wird es angemessen sein, den ersten Band dieser Reiseskizzen hier zu schließen, um den Leser, so Gott will, im zweiten in andere, von den bisher beschriebenen gänzlich verschiedene Gegenden zu führen, in welchen der zweite Hauptabschnitt meiner diesmaligen Reise seinen Verlauf genommen.

Inhalt
des ersten Theiles.